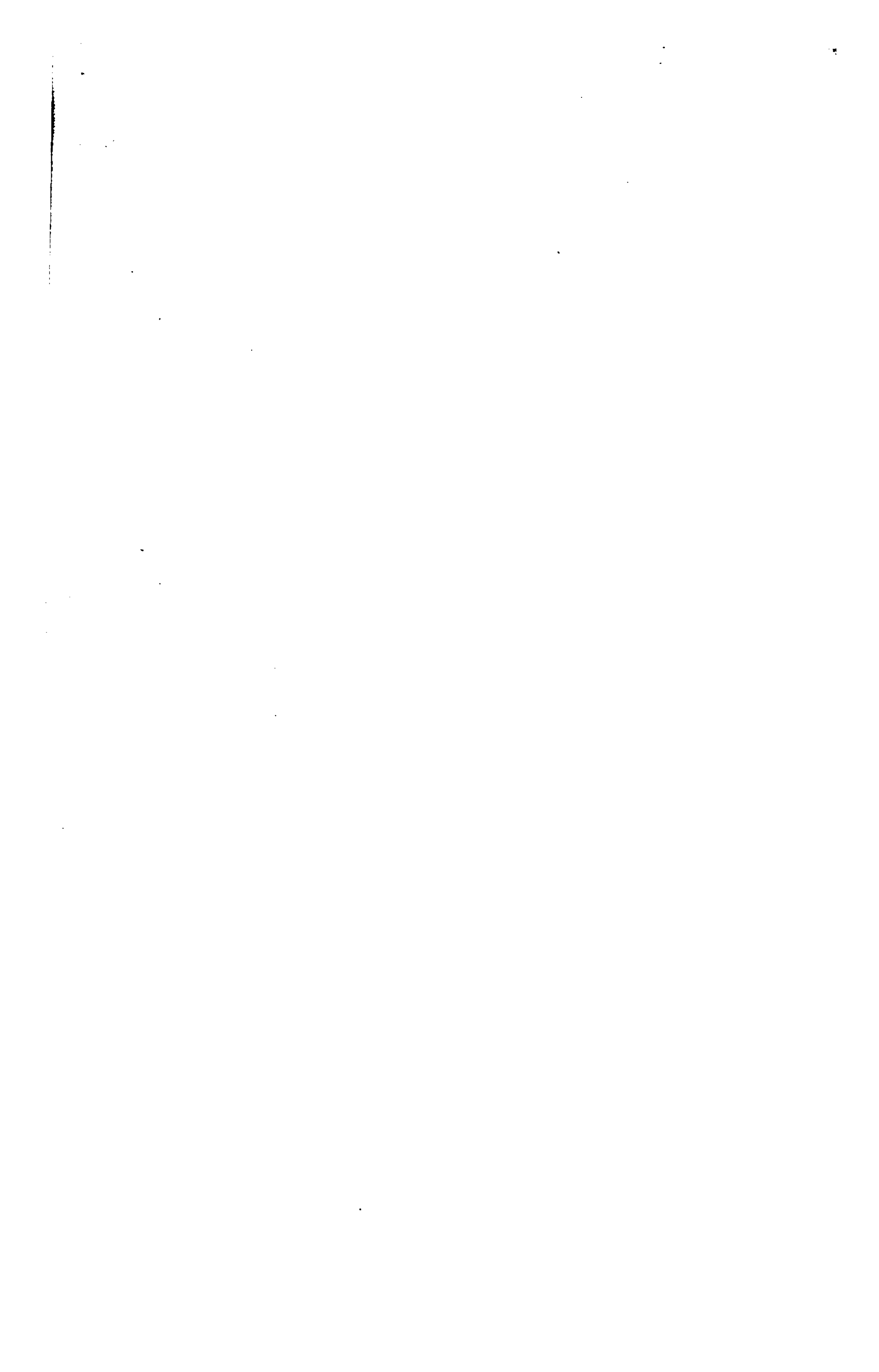








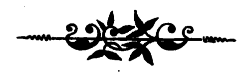
Heidepeter's Gabriel.

Eine Geschichte in zwei Büchern.

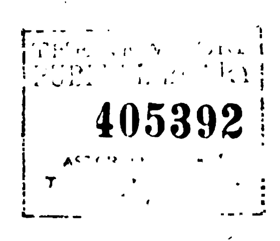
Von

Peter Rosegger.

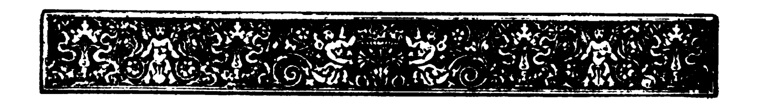
Zwölfte Auflage.



Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1902.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.



Erstes Buch:

Die Einöde.

Ein Besuch in später Nacht.

Auf dem Rasenplatz vor dem Heidehause liefen Leute herum in großer Verwirrung.

„Schlagt ihn todt! Schießt ihn nieder! Werft ihm den Schädel ein!“ riefen sie, und zerrten Stangen herbei und haschten nach Steinen und stürmten im Hause umher nach einem Gewehre.

Den Kettenhund wollten sie umbringen.

An der Hausecke unter dem breiten Dache stand der Holzkobel und an diesen war das Thier gefesselt. Mit aller Kraft riß und rasselte es an der Kette, und stöhnte und winselte dabei. Es lechzte, es schnappte um sich in die Luft hinein, es wand und wälzte sich, es zerrte mit den Vorderpfoten an den Ohrläppchen nnd kratzte im Sand und rieb den Kopf an dem Boden und schnappte fort und fort um sich.

Der kleine Gabriel hatte beim Fenster heraus gesehen, weil gerade Zapfenwirth's Davidl vorüber hopste; da sah er an dem Hunde das seltsame Gebahren. Der Knabe lief hinaus und wollte das ihm sonst so anhängliche Thier streicheln, aber klapps, biß es ihn in den Schenkel, daß das Blut durch das Höslein rann. Ganz kleinlaut kam er

zurück in die Stube. Darauf gewahrte es auch seine Mut
die Heidepeterin, und sie sagte zum Knecht:

„Was hat denn heut' der Waldl? Gar den Buben
er bissen."

Der Knecht schlug sogleich einen wahnsinnigen Lärm u
lief zu den Nachbarn, und die Nachbarn machten neu
Lärm und liefen wieder zu anderen Nachbarn, und so kan
nach und nach die Leute zusammen vor dem Heidehause, u
sie schrien:

„Wüthend ist das Best! Nur gleich todtschlage
niederschießen!"

„Die Hundswuth!" kreischten die Weiber.

„Peterin, habt's denn keine Büchs im Haus?" lärm
ein Bauer durch das Gehöfte.

Die Peterin hörte ihn kaum, sie hatte den kleine
Gabriel in einen Wasserkübel gestellt und in wahrer Todes
angst wusch sie die Bißwunde am Schenkel.

Der Heidepeter kam vom Walde heim.

— Was denn heut' bei mir so viel Leut' herumrennen
's ist doch leicht nichts geschehen! — dachte er bei sich, d
hörte er's schon:

„Der Hund ist wüthend!"

Der Peter sah dem Thiere eine Weile zu und lehnt
dann langsam seine Holzaxt an die Wand. Der Heidepete
überstürzte sich nie in etwas. Schon kam der Hahnenkam
mit einer Flinte dahergeeilt, da sagte der Peter ruhig:

„Was willst denn, Steffel, wirst mir doch meinen
Haushund nicht niederschießen! Ist gar kein' Red', daß er
die Wasserscheu hat, da thät er ganz anders ausschauen."

Darauf nahte er sich dem winselnden, keuchenden Thiere,
das unablässig die Pfote an das Ohrläppchen schlug:

„Nu, mein Waldl, was hast denn heut'? Bist ja sonst ein gescheidtes Thier, 's muß dich was beißen; halt' still!" — sagte er zum Hund und untersuchte das Halsband und die Ohren. „Aha, da haben wir's!" rief er plötzlich und hielt einen glimmenden Feuerschwamm in der Hand. „Das Ding da ist ihm im Ohr gesteckt."

Das Thier war einen Augenblick ruhig, dann sprang es seinem Herrn freudig bellend an die Brust und wedelte lustig mit dem Schweif.

Hinter der Tannengruppe, die in der Nähe des Hauses stand, brach jetzt ein Gelächter los. Der Heidepeter hörte es; sogleich drängte er den Hund von seiner Brust zurück und schritt gegen die Bäume. Da lief von demselben weg und hin über die Felder Zapfenwirth's Davidl. Hub der Peter an und ließ seine Beine aussetzen und rannte dem Flüchtling nach, daß der Hut abflog und die ungeschnittenen Locken des Bauers in der Luft flatterten. Die Leute lachten; selten hatten sie den Heidepeter so wild gesehen. Der Davidl lief verteufelt gut und als er zum hohen Rain kam, husch war er über denselben gekugelt. Dennoch verließen ihn seine guten Geister — als er zum Bach kam, erfaßte ihn die Hand des Schicksals am Rockkragen und schleuderte ihn zu Boden.

„Hab's nicht than, hab's nicht than!" schrie der Knirps.

„Hast es than, Bub!" rief der Heidepeter, „wirst's leugnen auch noch! Ich hau' Dich in den Steinboden!"

„Ja, jetzt; aber ich thu's nicht mehr!" — stotterte der Davidl; der Peter ließ sich keine Schrift darüber geben.

„Fuchsbartl, Du," murmelte er, und faßte die rothen Haare und schüttelte den Jungen so heftig, daß diesem all' sein Zetern und Bitten von den klappernden Zähnen zermalmt wurde.

Als der Heidepeter müde war, setzte er aus und fragt ganz sanftmüthig:

„Hast jetzt genug, Davidl?"

„Meinem Vater sag' ich's!" schrie der Knabe und brach vor Zorn und Schmerz in Weinen aus.

„Schau, nachher hast noch nicht genug," sagte der Peter und setzte das Schütteln noch heftiger fort, so daß ein wahres Mäckern entstand.

„Feuerschwamm steck' ich Dir keinen in die Ohren, aber merk' Dir's! So, und jetzt troll' Dich!"

Der Knabe schlich brüllend davon, und als er sich jenseits der Schlucht in Sicherheit glaubte, schrie er laut:

„Meinem Vater sag' ich's, der zündet Dir das Haus an, Du dalkerder Heidepeter Du!"

Der Peter ging jetzt langsam seinem Gehöfte zu; aber er schnaufte noch immer; er war ein hagerer, etwas schwächlicher Mann und das Laufen nicht gewohnt. Die Leute hatten sich verloren.

„'s macht mir so leicht Keiner die Nägel heiß," sagte er zu seinem Weibe. „Aber wenn Einem so ein Thunichtgut schier alle Tage einen Schur anthut, daß zuletzt gar der Kettenhund vor ihm nicht mehr sicher ist, so steigt Einem halt doch die Gallbirn auf. Wenn ich ihm in der Hitz nur nicht etwa zu viel gethan hab'!"

„Und was ich ausgestanden hab' in der Stund!" sagte die Peterin, „gar nicht glauben kannst es. Alle Heiligen im Himmel hab' ich angerufen, und ich hab' mir gar nichts Anders mehr gedacht, als wir kriegen jetzt All' mit einand' die Wasserscheu, und den Gaberl tragen sie zuerst hinaus. Das frisch' Blut hab' ich ihm aus der Wunde gesogen, in der Angst. Mein Gott, mir schlottern noch Händ' und Füß'!"

Gabriel lief schon wieder in der Stube umher und kletterte auf die Bank, sah zum Fenster hinaus und dem Kettenhund zu; der schlürfte ruhig seine Abendsuppe. Dann schlich Gabriel auf den Zehenspitzen zur Wiege, in welcher eben sein Schwesterlein erwacht war und flüsterte diesem zu:

„Regina, derweil Du geschlafen, hat mich der Waldl gebissen, schau."

Und er hob den kleinen Fuß auf, zog das Höschen empor und zeigte dem Kinde die Zahnwunde. Er bildete sich schier was darauf ein.

Es begann zu dunkeln; auf den Waldbergen lagerte sich der Herbstnebel. Der Halter kam mit den schellenden Kühen heim. Auf der Tenne hörte man noch lange das Auskörnen der Hafergarben, die der Knecht über einen liegenden Baum schlug, bis das letzte Körnchen herausgesprungen war. Endlich schloß sich das Scheunenthor zu und das kleine Häuflein Leute verzehrte in der Stube die Roggensuppe und das Erdäpfelmus. Dann suchten sie ihre Strohbetten auf.

Die Kinder schliefen bald.

In der Stube brannte ein Span, den die Bäuerin noch mehrmals im Haken zurecht steckte. Der Peter zog die rauchgebräunte Hänguhr auf.

Als sich die Eheleute endlich zur Ruhe begeben wollten, schlug der Kettenhund an. Es klopfte leise an der Fensterscheibe.

„Wer denn?" rief der Bauer, und sein Weib setzte unwirsch hinzu:

„Heut' ist mehr kein Fried!"

„Um die Nachtherberge thät Einer bitten!" sagte draußen eine heisere Stimme.

„Ein Armer wird's sein, ja das ist was Anderes," sagte die Bäuerin, „geh' Peter, riegel die Thür auf."

Bald hernach stolperte ein Mann in die Stube, mühsel
und gebeugt, mit der rechten Hand einen langen Stock un
klammernd, in der Linken ein kleines Bündel tragend. Ei
breiter, entfärbter und zerdrückter Filzhut saß ihm auf de
Kopfe, und unter der Krempe hingen schneeweiße Haa
strähne nieder.

Der Peter nahm den Span in die Hand, räusperte di
Kohle ab und leuchtete dem Fremdling unter den Hut. D
rief er aus:

„Du liebe Zeit, solch's ist doch leicht nicht möglich
das ist ja der Schulmeister von Rattenstein!"

„Ja, ja, mein lieber Heidepeter," entgegnete der Alt
sich ausschnaufend, „'s wird wohl so sein. Mit Erlaubniß,
ich setz' mich gleich nieder."

Die Bäuerin warf noch einmal den Rock über und
eilte in die Küche, daß sie eine warme Suppe bereite; dann
rief sie zurück in die Stube hinein:

„Geh', Peter, zünd' eine Kerze an, der Span will frei
nicht scheinen und der Rauch brennt Einem schier die Augen
aus."

Als hernach auf dem Tisch eine Unschlittkerze brannte
und als der alte Mann den Schweiß von seinem abgehärmten Antlitz gewischt hatte, hielt ihm der Heidepeter fast
schüchtern die rechte Hand hin und sagte: „Ja, wie hat sich
denn der Herr Schulmeister verrannt in die Einöde herein?"

„Es hat sich schon geschickt," antwortete der Greis,
„bei mir heißt's: Verlassen, verlassen, wie der Stein auf
der Straßen. Hab' nach einem Fußsteig abgebogen und bin
fortgegangen über Hald' und Berg, wie der Herrgott die
Welt erschaffen hat. So bin ich halt da zu Euch in die
Einöde gekommen."

„Und' wenn ich fragen darf, wo will der Herr Schulmeister denn hin?"

Der Alte antwortete nicht, sein Haupt nickte tief abwärts. Seine Hand haschte nach dem blauen Sacktuch, aber noch eh' er dieses mit zitternder Hand zum Antlitz führte, brach er in ein schweres Schluchzen aus.

„Herr Jesus, Schulmeister!" — rief der Peter und sprang bei, um ihn zu stützen, denn der Greis drohte zusammenzubrechen.

„Nimmermehr hätt' ich mir das gedacht," schluchzte dieser endlich, „daß mir in meinen alten Tagen noch eine solche Stunde schlagen sollte. Du weißt es, Gott im Himmel, verdient hab' ich's nicht!"

„'s wird wohl ein rechtes Unglück sein," meinte der Bauer, „aber thu' sich's der Herr Schulmeister nicht gar so schwer legen. Und wenn ich was helfen kann, thu' Er's sagen."

„Vergelt's Gott, Heidepeter! Ihr seid eine gute Seele, ich kenn' Euch schon lang' — wohl gar schon seit fünfunddreißig Jahren. Hab' Euch ja das Häublein zurückgeschoben, wie Euch der Pfarrer getauft hat. Ja mein, wenn derselb Pfarrer noch leben thät! War ein seelenguter Mann; der hätt' mich nicht abgedankt, nicht fortgeschickt wie einen Taglöhner zur Feierabendzeit, und wenn ich dem Halterlois schon zehn Glocken geläutet hätt'. Bin wohl schon alt und kann der Schule nicht recht mehr vor sein. Zum neuen Kirchenregiment kann ich mich auch nicht schicken. Dasselbe wißt Ihr noch, wie mich der neue Herr Provisor einen Belzebubenpropheten geheißen hat. Ich hab' gewußt, daß ich damit nichts Unrechtes thu' und hab' meine Extralehrstunden fortgesetzt. Nachher müßt Ihr's auch gehört haben, daß sich letzthin der

irrsinnige Halterlois das Leben genommen hat. Der Her Provisor hat dem Unglücklichen die Verscheidenglocke verweigert und da ist die trostlose Mutter des Todten zu mi gekommen, weil ich ja auch der Meßner bin, und hat mid gebeten um Gotteswillen, daß ich die Glocke läute fü ihren Sohn. Der Lois ist immer ein rechtschaffener Mann gewesen, die alte Frau hat ihr Lebtag gar so viel gehalter auf ein christliches Sterbegeläute, und tief in die Seele hineir hat sie mir erbarmt, wie sie so bitter bitterlich geweint hat, und ich hab' gedacht bei mir selbst, der Herr Provisor is bei einem Amtsbruder in Großhöfen, da nehm' ich's au mich, und weil sie um Gotteswillen bittet, so läute ich die Glocken; man kann der armen Frau keinen besseren Trost schenken in ihrem Leid. Der Lois ist begraben worden im Schachen, wo sie ihn gefunden haben, und wie jetzt die Glocken klingen, eilt die Mutter hin zum Grab und betet ein Vaterunser. Der Herr Provisor hat die Glocken nicht gehört, und das Gebet nicht, und er hat das Leid und die Freud' des Mutterherzens nicht empfunden — aber von den Glocken haben ihm die Menschenzungen berichtet. Gestern Morgens, wie ich ihm das Meßkleid umhüll', lächelt er mich noch an und ich denk': Ei ja, der Herr Provisor ist zuletzt doch auch ein recht braver Herr, ich getrau' mich mit ihm schon auszukommen. Darauf bin ich mit meiner Holzkraxe gegangen und hab' mir von den Bauern meine Getreidegebühr zusammengetragen. Die Leut' meinen's recht gut mit mir und fassen mir tüchtig auf, hätt' mir den ganzen Winter durch kein Schnittel Brot kaufen dürfen. Zwei heiße Tagwerk sind's freilich für Unsereinen, aber mein, wer trägt nicht gern einen Steinhaufen ab, wenn er darunter einen Schatz weiß; 's hat schon zu dämmern angefangen, wie ich

heut mit der letzten Trag in's Dorf gekommen bin. D'rauf, wie ich vor meiner Hausthür steh', den Schlüssel aus der Tasche zieh' und mich schon freu' auf das Rasten, denk' ich mir: Der Tausend, wer hat sich denn da heut' einen Spaß gemacht? — Ist das Schloß versiegelt gewesen. Ich setz' ab, guck das Ding besser an — ja, Heidepeter, da seh' ich's wohl! — Mit dem Gemeindesiegel ist mir das Schulhaus verschlossen. — Na, denk ich mir, das ist jetzt schön! Werf' meine Trag ab und lauf' in den Pfarrhof, wo jetzt auch das Gemeindeamt ist. Nach dem Provisor schrei' ich. Nicht daheim, ruft die Wirthschafterin, unten auf dem Steinhaufen sollt ich's suchen, wenn ich was verloren hätt' — und schlägt mir die Thüre vor der Nase zu. — Da ist mir schon das Blut zum Herzen gefahren."

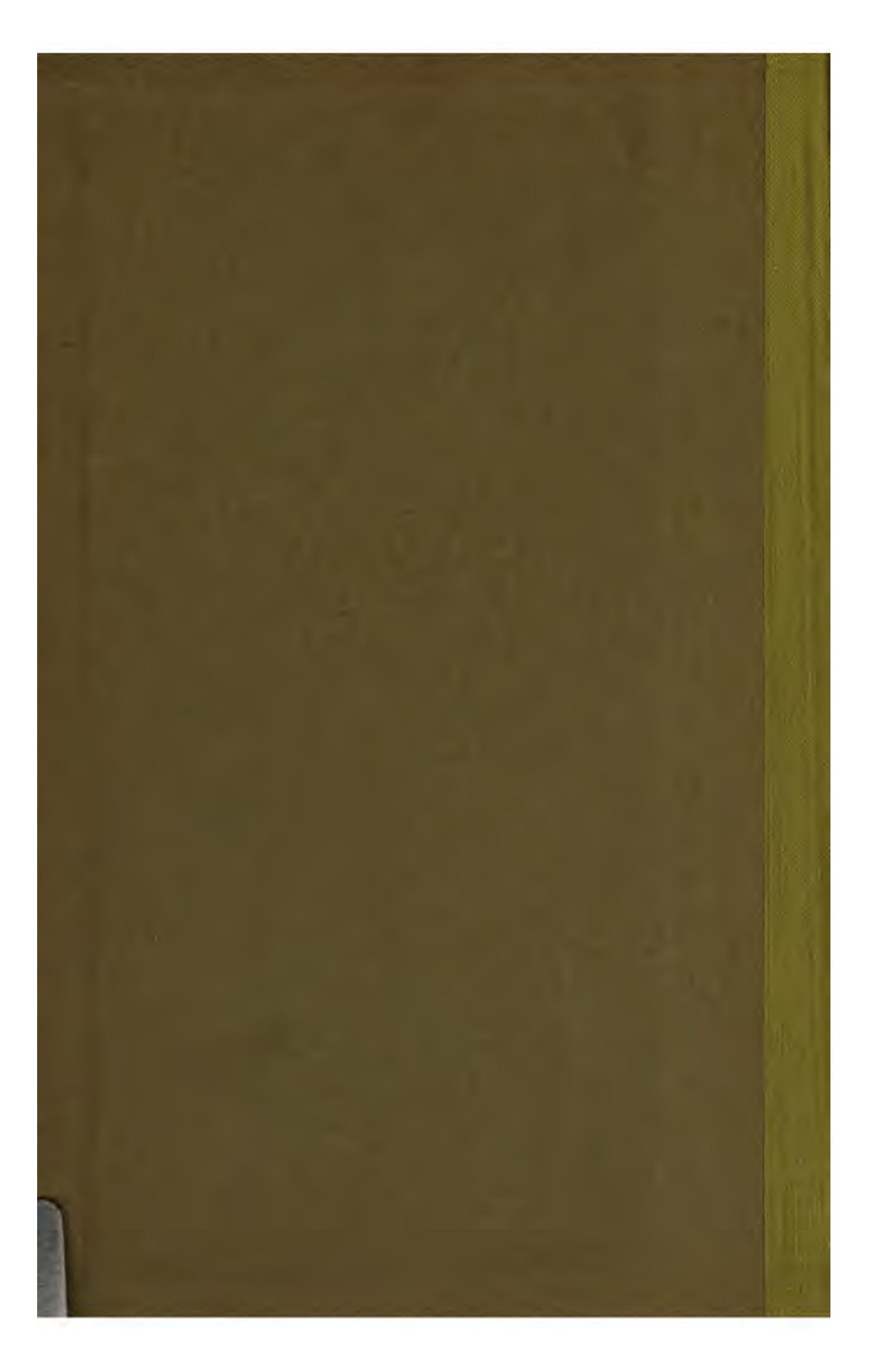
Dem alten Manne preßte es schier die Kehle zusammen, die Worte waren halb erstickt.

„Aber steh'n bleib ich nicht vor der Pfarrhofthür und anklopf ich auch nicht. Zum Steinhaufen lauf' ich hinab, und da find' ich Euch meine Sonntagswäsch', meinen schwarzen Rock und meine Geige. Und zwischen den Saiten steckt so ein schmales Blättchen Papier. Nu, da ist's, mögt es lesen, Heidepeter."

„Rechtschaffen gern," entgegnete der Heidepeter gedehnt, „aber 's ist halt so eine Sach', ich kenn' keinen Buchstaben."

„Je nu, dann wär' das Lesen freilich eine Kunst," sagte der Schulmeister, „indeß, allzeit ist auch nicht gut, wenn man lesen kann. Das Brieflein thut mir altem Mann Folgendes kund:

„Es schmerzt uns sehr, im Namen des hochw. Consistoriums und der hiesigen Gemeinde Euch Nachstehendes mittheilen zu müssen. Nachdem Ihr, Michel Bieder, Schul-









Heidepeter's Gabriel.

Eine Geschichte in zwei Büchern.

Von

Peter Rosegger.

Zwölfte Auflage.



Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1902.

Es lag sehr hoch auf einem fast ebenen Platze; vor dem Hause guckten zwischen dem Rasen viele graue Steine hervor.

Auf der Heide lag eine Unzahl großer Felsblöcke mit grauen Mooszeichnungen. Zwischen diesen Blöcken auf dem sandigen Boden stand hie und da eine Weißbirke, deren Blätter immer flüsterten und zitterten, bis sie im Spätherbste verloren über die Heide wehten.

Das Heidehaus trug auf dem Trambaum der großen Stube die Jahreszahl 1744; es war das erste Haus, das sie in der Einöde gebaut hatten.

Peter's Vorfahren sollen wohlhabend gewesen sein, weil sie viel Wald besaßen und weil sie Viehzucht getrieben. Der Wald war alle geworden und wieder gewachsen, aber der Graf Frohn, der jenseits des Gebirges ein stolzes Schloß, die Frohnburg, in der Einödegegend viele Waldungen nebst Jagd und bisher auch den Robotdienst der Bauern besaß und inne hatte, bemächtigte sich allmählich des Waldes der Ansiedler, und es stand nun so, daß ohne seine Erlaubniß kein Stamm geschlagen, kein Ast gebrochen werden durfte. Die arme, entlegene Gemeinde der Einöde war von allen Aemtern und Behörden verwahrlost, fast vergessen.

So hielten sich die Einödbewohner an den Strohhalm — an den kärglichen Ackerbau.

Zum Heidehause gehörte nur der steile Feldrain gegen die Schlucht hinab und eine schmale Wiese. Alles Andere, als Hölzung, Hald und Viehweide war mit Abgaben und Robotverpflichtungen belegt.

An der wettergrauen Holzwand des Heidehauses gegen Mitternacht hin, unter der hervortretenden Dachung, befand sich eine aus Brettern geschnitzte Thiergestalt. Jeder Fremde, wenn dann und wann ein solcher über das Gebirge

wandernd an dem Hause vorüberging, blieb vor demselben stehen und betrachtete das Bild. Hausirer mit Kleinwaaren, Krainer mit Sieben und Holzgeschirren, Rastelbinder, Glaseinschneider, Hadernsammler, wie sie im Sommer in der Einöde gern umhergingen, setzten, noch bevor sie in das Haus traten, den Stock unter ihre Rückentrage und beschauten die Figur an der Wand. Selbst Bettler thaten dieses und machten dabei ein süßliches Gesicht, als lobten sie den Mann, der das Bild geschnitzt.

Hierin jedoch, was der Gegenstand darstellen sollte, gingen die Urtheile auseinander. Man hielt das Thier für eine Kuh, für einen Esel, für eine Gemse, Einige jedoch meinten, es müsse ein Hirsch sein. Diese letzte Meinung hatte einen wohl zu beachtenden Umstand für sich; an dem Haupte des Thieres ragten nämlich zwei schmale Brettchen mit sägezahnartigen Einschnitten empor, welche möglicherweise die Hirschgeweihe darstellen sollten. Der Heidepeter wußte darüber bestimmten Bescheid, das Thier war wirklich ein Hirsch.

Für das Heidehaus knüpften sich Sprüche und Redensarten an die Gestalt.

Wenn der Peter zum Gabriel sagte: „Bübel, morgen heißt's rothen Hirsch jagen!“ so meinte er damit nichts Anderes, als daß der Knabe am nächsten Morgen um Sonnenaufgang aus dem Bette müsse. Der Hirsch war ja nur um diese Zeit gluthroth.

Wenn der Nordwind ging, so schlug die Gestalt mit den Füßen zeitweilig an die Wand; da sagten die Hausbewohner immer:

„Es klöpfelt schon wieder der Hirsch, 's wird ein anderes Wetter anheben.“

Einen Sommer hindurch hatte Gabriel einmal lange Zeit beobachtet, wie zwischen den Holzgeweihen zwei Spatzen sich ein Nest bauten. Gabriel hielt damals ein frisches Vogelnest für das größte Glück auf Erden. Er konnte dem Drang nicht widerstehen, lehnte eine Leiter an die Wand und wollte hinaufklettern. Da kam zufällig sein Vater herbei und dieser, sonst so sanftmüthig, gab ihm in nachdrücklicher Weise zu verstehen, daß er ein- für allemal den Hirschen in Ruh' lassen möge.

An dieser Thiergestalt hing für den Heidepeter eine merkwürdige Erinnerung.

Als der Heidepeter noch in der ersten Zeit seiner Ehe war, da gab es Mißjahre, und in der Einöde wollte nichts wachsen und nichts reifen als die Rüben und das Kohlkraut. Roggen und Hafer gingen im Frühjahre hoffnungsvoll auf und grünten und sammelten sich zum Ausbruche der Aehren. Da kam mitten im Sommer anhaltender Regen und Kälte, und in den Wildschroffen lag wochenlang der Nebel. Das Getreide erbleichte und duckte sich wieder zusammen, als möchte es am liebsten zurückkriechen in die schützende Scholle. Wohl kamen darauf noch einige Wochen mit Sonnenschein, doch noch bevor das Korn zur Reife gelangen konnte, war der Schnee da.

So kam es mehrere Jahre nacheinander.

Die Leute waren muthlos und wollten im Frühjahre nichts mehr säen, oder hatten keinen Samen dazu.

Auch der Feldkasten des Heidepeter leerte sich, und er konnte den Nachbarn nicht mehr das Gesäme borgen, wie er es sonst gewohnt; er war kaum im Stande, sein eigenes Hauswesen zu versorgen. Aber er wurde nicht muthlos, denn er hatte ein junges, sorgsames, fleißiges Weib im

Hause — eine glückliche Sache, die Mißjahre zu allen Zeiten erträglicher macht.

Sein Weib hatte den Vorschlag gethan, mehr Feldrüben als gewöhnlich, und einen großen Garten voll Kohlkraut anzubauen, damit für das Korn doch irgend ein Ersatz da sei.

Der Heidepeter that darnach, und es wurden im Juni frische, schöne Setzlinge gepflanzt. Im Juli war wieder Regen und Kälte und Nebel in den Wildschroffen; die Gartenfrucht aber wuchs langsam fort.

Klara blieb die rauhen Tage über viel in der Stube, weil der Peter, ihren Umständen gemäß, nicht zugab, daß sie in die frostige Luft gehe. Eines Tages aber kam er zu ihr in die Kammer und sagte:

„Du, ich weiß nicht, was das ist, Klara, es muß ein Thier da gewesen sein, ein ganzer Zaun der schönsten Kohlpflanzen ist abgefressen."

Der Knecht erzählte, er habe am Morgen vom Kohlgarten gegen den Wald einen Hirschen laufen gesehen.

Der Heidepeter erhöhte nun den Bretterzaun um den Garten, und als darauf einmal der Graf Frohn mit der Büchse, mit seinem vergoldeten Pulverhorn, und mit der hohen, stolz gebogenen Hahnenfeder über das Feld ging, rief ihn der Heidepeter an:

„Euer Gnaden, thät wohl unterthänigst bitten, 's kommt alleweil ein Hirsch und der will uns das Kraut fressen!"

„So," antwortete der Jäger lachend, pfiff seinem Hund und schritt vorüber.

Und in einer der nächsten Nächte kam das Thier wieder und fraß eine Reihe Kohlpflanzen. Hierauf rief der Heide-

peter bei einer nächsten Begegnung mit dem Hütlein unter dem Arm dem Grafen ein zweitesmal zu:

„Messen mir's Euer Gnaden doch nicht übel auf, aber ich kann mir nicht anders helfen. Es sind halt so viel schwere Zeiten und wir haben schier nichts mehr zu beißen. Thut uns doch den Hirschen weg, er frißt uns ja das Kraut bei Putz und Stingel!"

„Aha," sagte der Graf launig, „thäst wohl gern Du den Hirschen zum Kraut fressen, wär' Dir lieber, gelt?"

Er pfiff seinem Hund und ging vorüber.

Ganz traurig kam der Peter in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte lange kein Wort. Gählings schlug er die Faust auf den Tisch und sprang auf. Bevor er jedoch wieder davon ging, trat er hin zu seinem Weibe und sagte gelassen:

„Klara, ich bin ein Mensch, der sich um den Finger wickeln läßt, sie nennen mich den Dalkerd; aber jetzt kann's wohl sein, daß ich einmal einen Unfried anheb'. Mach' Dir nur nichts d'raus. Hab' gemeint, 's käm' nicht d'rauf an, aber jetzunder seh' ich's wohl, 's kommt d'rauf an."

Dann ging er hin und machte den Gartenzaun noch höher und flocht Dornengestrüppe hinein und hing den Kettenhund an eine Ecke des Zaunes.

Aber der Hirsch kam und fraß Kohlpflanzen.

Nun machte sich der Heidepeter auf, nahm den Weg unter die Füße und zog über die Schroffen, bis er jenseits des Gebirges hinauskam, in das Schloß Frohnburg. Dort war gerade ein großes Festschießen; Grafen und Herren waren versammelt und bei schäumenden Bechern tranken sie auf Waidmannsheil.

Der Peter schritt mitten durch und gerade auf seinen Jagdherrn los. Er schien heute aus seiner Natur zu sein.

„Ich wehr' mich um mein Brot, Herr!" sagte er mit gedämpfter Stimme, „und daß ich kein Unrecht hab', komm ich den weiten Weg, um Euch's zu sagen. Niederschieß' ich den Hirschen!"

Da lachte der Graf überlaut und rief:

„Du Närrchen, was thust Dir denn die Mühe an?"

Er pfiff nach seinen zwei Bulldoggen. Der Peter sagte kein Wort mehr, sondern machte sich davon.

In derselben Nacht schoß er den Hirschen nieder.

Und schon am nächsten Morgen drangen Jäger in seine Stube und legten ihm Eisen an die Hände. Er ließ es ruhig geschehen und sagte zu seinem trostlosen Weibe:

„Mach' Dir nichts d'raus, mach' Dir nichts d'raus; es wird noch einen gerechten Herrn geben!"

So wurde der Peter fortgeführt und als Wildschütze in das Gefängniß geworfen.

Wochenlang saß er. Er dachte weder an das Kohlkraut, noch an den Hirschen, noch an den Grafen, er dachte nur an sein Weib. — Die Stunde ist vielleicht morgen, vielleicht heut schon, und Dein Weib bringt Dir den Erstgebornen. Sie hält ihn Dir entgegen, aber Du streckest Deine Arme nicht aus. Oder, es vertritt das Unglück die Pathenstelle und Du bist Deiner Gattin nicht zur Seite in der höchsten Noth, und wenn Du heimkehrst in Dein Haus, findest Du eine Mutter ohne Kind, oder eine Waise, oder keines von beiden. —

Durch die Mauer hätte er den Kopf rennen mögen in der Verzweiflung, aber er blieb ruhig, nur murmelte er oft vor sich hin auf den Ziegelboden:

„Das Menschensein ist ein Rad; heut' bin ich unten, Du oben, morgen ist's anders. Graf Frohn, rund und im Kreislauf, so hat Gott die Welt erschaffen!"

Endlich, als die Zeit um war, wurde der Heidepeter frei gelassen. Er eilte heimwärts, und er fand Weib und Kind in Wohlfahrt.

Am nächsten Tage begab er sich in die Werkzeughütte und zimmerte und schnitzte aus Brettern einen Hirschen. Diesen nagelte er auf die wettergraue Holzwand seines Hauses, zum ewigen Andenken.

Die Einödleute hatten Respect bekommen vor dem entschlossenen Heidepeter, der es gewagt, mit dem Großteufel, wie sie in ihrem Hasse den Grafen nannten, anzubinden. Sie hatten das dem gutmüthigen Manne nicht zugetraut. Es war aber das erste- und das letztemal geschehen. Der Peter sah, daß damit nichts zu erreichen war, er wurde durch die Jahre und Drangsale entmuthigt. Er meinte nun, auf Erden sei ein Jammerthal, wer könne es bessern? Es sei am vernünftigsten, still zu dulden. Er lehnte sich nicht mehr auf gegen den Grafen, ja, er sagte, es sei besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Er ging fortan seine eigenen, stillen Wege, und die Leute nannten ihn, seines weichen nachgiebigen Wesens wegen, den Dalkerden — den Dalkerd.

In der Einöde.

Jenseits der Schachenschlucht des Heidepeter's lag der Haberthurmhof. Der stand auch auf steinigem Boden, hatte aber größere Felder und auch zweimal so viel Wiesengrund, als der Peter.

Der Haberthurmhof war weithin bekannt.

Es war in diesem Hause eine große Eigenthümlichkeit. Der Besitzer des Haberthurmhofes duldete in seinem ganzen Hauswesen keine Weibsperson, sowie er auch keine Hausfrau

hatte, ohne daß aber dadurch das Geschlecht der Haber-thürmer ausstarb.

Das war ein wunderlicher Mann, der vor mehr denn vierzig Jahren den Haberthurmhof besaß, die Wirthschaft dem guten Glück überließ, und vor seinem Tode folgende Urkunde niederlegte:

„Ich, Gotthelf Haberthurm, der Erbauer dieses Hauses, hab' ein Weib geehelicht, männiglich Leid erfahren und bin kinderlos geblieben. Ich habe einen Waisenknaben zu mir genommen und erzogen, und ihm meinen Namen gegeben. Er sei Herr und Besitzer von Wiese und Feld, von Wald und Heide, so dem Haberthurmhofe zugemessen. Aber den Rath ertheile ich ihm: Er nehme kein Weib; das Weib macht Uebel. Er soll einen Waisenknaben zu sich nehmen und ihn erzieben, und ihm seinen Namen geben."

Was den Mann zu dem Testament veranlaßt hatte, ist zur Zeit nicht bekannt worden.

Viele meinten, der Alte hätte die Verordnung nur armen Waisenknaben zu Liebe so gemacht. Das sei ja gar zu häufig, daß so ein Waisenkind verkomme und verderbe, wenn sich Niemand seiner annehme. Der Wille aber war seither wohl beachtet worden; der Hof hatte stets seine ehren-werthen Besitzer, das weibliche Geschlecht blieb verbannt und der Wohlstand wuchs immer mehr.

Der gegenwärtige Eigenthümer war ein großer, baum-starker Mann, der aber seine Kraft nicht gern in der Wirth-schaft verwendete, der am liebsten beim Zapfenwirth saß und sich den reichen Haberthurm schelten ließ. —

Vom Haberthurmhofe eine halbe Stunde abwärts, auf einer Thalung, über welche der Gemeindeweg ging, stand

das Zapfenwirthshaus. Es unterschied sich von den anderen Bauten der Gegend; es hatte eine blau angestrichene Thür, die immer offen stand, es hatte große, zierlich vertäfelte Fenster, durch welche lustige Gäste heraussahen, oder die schmunzelnde Wirthin. An der braunen Wand unter dem breiten, lichtgrauen Schindeldache hingen weiße Scheiben mit einem schwarzen Centrum, reichlich mit Bleikugeln bespickt und durchlöchert. Hinter dem Hause unter einigen alten, lang und dicht beästeten Fichtenbäumen war eine Kugelbahn angelegt.

Wenn der Sturmwind ging, sausten von den Bäumen häufig dürre Zapfen nieder auf die Kugelbahn und auf das Dach des Hauses, daß es knatterte. Davon soll der Name „Zapfenwirthshaus" stammen. Einmal prellte dem kleinen Davidl so ein rauhschuppiger Zapfen an die Wange, daß sie blutete; darauf wollte der Wirth sogleich die Bäume umhauen lassen, aber der Nachbar Hahnenkamp widerrieth es ernstlich, weil dann das Haus den Stürmen bloßgestellt sei.

Vor dem Wirthshause auf dem großen Anger stand eine Capelle aus Stein mit einem Holzthürmchen. Unter dieser war die Gruft des Zapfenwirthes — weiß Gott, ich sollte es nicht verrathen. Zu dieser Capelle kam dreimal des Jahres der Pfarrer von Rattenstein und las die Messe, oder hielt wenigstens eine Christenlehre, weil es in der Einöd Leute gab, die „verludern" und verlottern wollten und jahraus, jahrein in keine Kirche kamen. —

Weiter draußen, wo die Wiesengründe und Aeckerlein endeten und wieder die Waldungen begannen, die sich bis gegen Rattenstein erstreckten, stand die Hahnenkamphütte. Der Hahnenkamp war Holzmeister gewesen und hatte sich vor Jahren diese Baracke zusammengenagelt; nun besaß er dazu eine kleine Bauernwirthschaft.

Der Hahnenkamp war der größte und stärkste Mann in der Einöd; und seit der Hahnenkamp da war, hatte der Zapfenwirth sein Pferd verkauft. Wenn des Weges ab und zu ein besonderes Fuhrwerk zu besorgen war, so kam der Hahnenkamp mit seinem Hanfstrick und förderte die Last weiter. Der Mann hatte nie ein Hemd auf dem Leibe und in den Sommertagen warf er auch seinen Leibfleck weg und ließ den dicken, sehnigen Nacken und die breite, braune Brust mit ihrem ganzen Haarwald frei. —

In dem hintersten Schroffeneckgraben stand eine kleine Köhlerhütte, die aus den Holzreutzeiten noch übrig geblieben, dem Haberthurm gehörte. Dieser äußerte einmal an einem gemüthlichen Wintertag beim Wirth:

„Ihr Alle seid arme Teufeln, aber ich hab' zwei Häuser!"

„Ja, mit Deinem Rauchkobel im Schroffeneckgraben," entgegnete der Wirth, „hörst, die kannst heut versaufen noch vor Sonnenuntergang."

„Recht!" schreit der Haberthurm, „ich versauf den Kobel, aber da muß ich ihn haben!"

Das hört der Hahnenkamp, und in drei Stunden darauf, just wie die Sonne untergeht, steht er mit der Köhlerhütte vor dem Wirthshaus. Niedlich zerlegt hatte er sie auf eine „Schlarpfe" geladen und so auf dem mächtigen Halbschlitten herbeigeschleppt. Kein Balken und kein Holznagel fehlte, gar das Bettstroh war dabei. Der Haberthurm hielt Wort, und das Holz wurde noch in derselben Nacht vertrunken.

Als sie damit fertig waren, sagte der Haberthurm:

„So, meine Hütte wär' unten, jetzt, Hahnenkamp, bring' uns Deine!"

Und der Hahnenkamp ging zu seiner Hütte und — legte sich schlafen. — Nicht ein Splitterl von meinem Güterl! — war sein Grundsatz, und sein Sprichwort: Der Schenker ist gestorben, und der Henker hat sein Gut erworben.

Haare kämmen, Gesicht und Hände waschen, das erkannte der Hahnenkamp nicht an, so ein Uebermuth schicke sich nicht für einen ordentlichen Bauer. Seinem Gesinde gegenüber war er sehr schroff und grämig; auch hatte er es nicht gern, wenn Eines lachte oder während der Arbeit sprach; das sei unnützes Athem- und Dampfauslassen, ein leichtsinniges Kraftverschwenden. Nur wenn der Oberknecht vor den Mahlzeiten das Suppenbrot aufschnitt, sagte der Bauer gern:

„Pfeif' was, Toni, ich pfeif' auch mit."

Und der Toni pfiff, und die Brotspalten, die er sonst während des Aufschneidens in den Mund zu stecken gewohnt war, blieben im Trog.

Eines Tages indeß brummte der Toni auf die Anrede beim Aufschneiden des Suppenbrotes:

„Mag nicht pfeifen; bin fuchsrabenwild."

„Wild bist?" sagte der Bauer, „was sollst denn Du wild sein? Du hast 's schönst' Leben und kein' Sorg'. Hat Dir leicht gar der Heidepeter wieder eine Predigt gehalten, seines Prinzen wegen?"

„Der Dalkerd mag meinetwegen seinen Gaberl in ein Papier wickeln und es mit einem rothen Seidenschnürlein fest zubinden. Fuchsrabenwild bin ich wegen was Anderem. Der Großteufel ist wieder da."

Jetzt blinzelte der Hahnenkamp.

„So?" machte er hernach, „und hast ihn gesehen?"

„Auf dem Schroffenstuhl steigt er herum; Andere hat er auch bei sich; puff und paff geht's, und der ganze Wald ist voll Hundegeheul."

Da trat der Bauer ganz nahe zum Knecht und sagte halblaut:

„Wenn ich's Leben noch eine Zeit hab' und ich kauf' mich ordentlich an in der Einöd, so setzt's einmal was. Und wo ich anfaß', da giebt's nach, oder es bricht was! — Merk' auf, Toni, da an der Tischeck' hab' ich's gesagt!"

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, sagte ungleich mehr als die Worte selbst. Der Knecht schnitt Brot und aß heute nicht einen einzigen Bissen.

Dann kamen die anderen Leute, und die Bäuerin brachte ein Suppen- und Mehlgericht.

Als sie noch um den Tisch herumsaßen, kam der Forstjunge Herbert zur Thüre herein und sagte:

„Gott besegne die Mahlzeit!"

„Hol' Dich der Teufel!" murmelte der Hahnenkamp in den Löffel, und die Leute sahen auf das Roggenmus und hatten zu würgen, daß ihnen kein Lachen hervorbrach.

Der Forstjunge sagte:

„Im Auftrage des Herrn Grafen Frohn! Morgen und übermorgen ist's in den Schroffenwäldern zu jagen. Der Hahnenkamp soll zwei Treiber schicken!"

„Schon recht!" brummte der Bauer, „werden wohl kommen."

Bei diesen Worten biß er die Zähne zusammen, daß es knackte; es wär' nicht so hart gewesen, das Roggenmus.

„Beim Pfaffenhut kommen wir zusammen, um vier Uhr Früh!" — sagte der Jägersmann noch, dann verließ er das Haus.

Es war still. Aber der Toni wurde unruhig und er rückte sein Sitzfleisch.

„Dann mögen wir,“ murmelte er endlich in das Mus hinein, „wohl schon um Mitternacht vom Haus forttrotten; ’s ist vier gute Stunden bis hin.“

„Aha, red’st schon wieder um das Eichtl Schlaf,“ fiel der Bauer ein; „Ihr dummes Volk denkt nur an’s Schlafen und an’s Kauen und Verdauen. Wäret lieber Maulwürfe geworden. Wenn man Euch die fetten Fleischtöpf’ in’s Nest brächt’, gleich thätet Ihr noch schreien nach dem Mostkrug, und wenn man Euch den auch noch hinstellte, so thätet Ihr doch wohl nicht schimpfen über die harte Arbeit und das Hungerleiden — heißt das, so lang’ Ihr die Mäuler voll hättet. Schon gut so. — Wenn aber gäh’ Einer käm’ und sagen thät: Leut’, rafft’s Sensen und Hacken und Mistgabeln auf — die Frohnherr’n erschlagen, daß einmal ein Fried’ ist auf der Welt! — Ei, wie schön langsam Ihr da zurückkriechen möchtet in Euere Strohlöcher! Ein rechtes Schmalzschnecken-Gesindel übereinander!“

Der Hahnenkamp hatte einen kurzen, dicken Hals, der indeß noch zusehends anschwoll, wenn der Mann in Wuth kam. Da hoben sich auch seine borstigen Haare unter der rothgestreiften Baumwollhaube und die mächtige Haubenquaste auf der Achsel begann beträchtlich zu tänzeln und zu hüpfen.

Gegen die Abend- und Mitternachtseite der Einöde ragt ein wüster, zerrissener Gebirgszug auf. Die Leute nennen ihn wegen seiner steilen Wände und unerklimmbaren Kanten die Schroffen. Schon von weitem sieht man über den dämmernden Wäldern der Einöde die weißen Kalkwände leuchten. Um die Nachmittagsstunden aber werden sie stets

ein dunkler, zackiger Wall, der seine Schatten hinlegt über die Einöde, und endlich weiter und weiter hinaus in die unteren Wälder und in das Thal; und zur Abendstunde liegen auf fernen Fluren die Kanten und Hörner der Schroffen scharf und schroff hingezeichnet.

Die ganze, fast furchtbare Herrlichkeit dieses Gebirges entfaltet sich aber erst in den Wild- und Hinterschroffen. Da ragen Hörner und Riffe auf, die zur Sommerszeit bis in die Mitternacht hin schimmern in matter Gluth, und da sind Tiefen und Schluchten, in welche kein Sonnenblick je gefallen, so lange die Welt steht. Hier wächst kein grünes Blatt mehr, und die Alpenrose wuchert weiter unten auf den Almen. Hier hört man keinen Vogelsang und keinen Kuhreigen, und die Gemse klettert an tieferen Hängen. Hoch über alles Leben haben sich die wilden Felsen aufgebaut; still und todt ruhen die kleinen, beeisten Seen, kahl sind ihre Ufer, nur das Murmelthier und die Spinne haust hie und da noch in den Klüften des Gesteins. In den Tiefen rauschen die stürzenden, tobenden Wildbäche, um die Grate und Hörner ächzt und braust und pfeift die Windsbraut. Jahr um Jahr schichten sich in den Einsenkungen der höchsten Felshäupter größere Eismassen auf, Jahr um Jahr fahren an den Mulden und Schründen ungeheuere Schnee- und Steinlawinen nieder und ohne Ende meißeln Luft und Wasser mit ehernen Armen an diesem Gebilde; ewig bauen sie an den Alpen und ewig reißen sie sie ein.

So ragen die Wildschroffen und starren nieder auf die Almweiden und Wälder. An ihrer halben Höhe führt ein Pfad aus der Einöde über den Paß in die jenseitigen Gegenden, wo wieder Menschen wohnen. Jeder Wanderer, der über die Alpe zieht, blickt hinauf zu den gewaltigen

Felsgebilden, aber noch selten ist einer emporgeklettert an den Schutthalden und Geröllfeldern bis zu einer der höheren Blockmauern, von denen aus man erst recht in das Innere der ungeheueren Felsenburg schauen kann.

An der Einödseite ist ein tiefer Thaleinschnitt in die Schroffen, der das Schroffeneck heißt, und in welchem, von Urwaldbäumen und Felswänden umragt, eine Menschenwohnung stand. Sie war die einzige weit und breit. Wohl zählte sie zur Gemeinde Einöde, aber sie hatte nichts mit ihr gemein, als — die Einöde.

Im Schroffeneck stand die Hütte der Einschicht-Res. Sie klebte wie ein Schneckenhaus unter einem hohen, grauen, zerklüfteten Felshang, der stellenweise mit Wachholder- und Haselnußgesträuchen bewachsen war. Unten schäumte der Wildbach in milchweißen Gischten, weit hinan das braune Gestein bespritzend, ewig brausend und tosend, kein Uferblümlein des Sommers schonend, keine Eisscholle des Winters über sich duldend — das freie Kind der Alpen.

Die Einschicht-Res war noch ein rüstiges Weib, aber so verwildert wie der Urwald. Sie grub und sammelte in den Wüsteneien Wurzeln, Kräuter, Harz, Waldrauchkörner, wilden Honig und was so zu finden ist in der wuchernden Wildniß. Sie jagte auch nach Raubthieren, wie sie krochen, liefen und flogen; aus den Fellen verfertigte sie sich die Kleidung, aus Aesten und Binsen flocht sie sich die Hausgeräthe.

Und so lebte sie.

Ihre Eltern und Ureltern hatten auch so gelebt in dieser Felsenschlucht. Sie waren vermodert im Waldgrunde. Den Großvater hatten die Jäger erschlagen, die Großmutter war erfroren, der Vater war an einem Natternbiß gestorben, die Mutter hatten böse Menschen zu Grunde gerichtet.

Einen braven Mann hatte die Einschicht-Res gehabt, den erschlug ein Baum beim Reuten. Ein Kind hatte sie geboren nach dem Tode des Mannes, und — und dennoch war sie allein, mutterseelenallein auf der alten Heimstätte ihrer Vorfahren.

Die Res erhob sich jetzt von ihrem Mooslager, schlug die braunen, reichen Haarsträhne zurück und forschte nach dem nahenden Tag. Dann hüllte sie eine graue Pelzdecke um sich, befestigte diese am Halse und band einen Binsengürtel um die Lenden. Und nachdem sie ihren Anzug vollendet hatte, machte sie die Hüttenthür auf, kniete, gegen das wüste Gestein gewendet, nieder auf die Schwelle und legte die Hände auf die Brust.

Während sie betete, wurde es hinter dem Herd in einem Holzkäfig lebendig und ein schwarzer Vogel begann in demselben zu flattern und zu kreischen.

Welch' ein Gebet hat das Weib im Herzen? Ihre Hände über der Brust hatten sich geballt, ihre Unterlippe war krampfhaft zwischen die kräftigen Zähne geklemmt, ihr großes dunkles Auge hinter den langen Wimpern lauerte, und wenn es aufflammte, war es, wie ein wilder Blitz um Mitternacht.

Endlich stand sie auf, ging in die Hütte zurück und langte aus einem Korb mit Wildobst einen Holzapfel hervor. Sie biß in denselben, schleuderte ihn aber wieder von sich und rief lachend:

„Ha, du mit deiner rothen Wange bist doch ein sauerer. Nicht einmal so einem Apfel darf man trauen, 's steckt in Allem die Falschheit. Ei ja, draußen, wo der Weizen und der Wein aufkommt, wachsen wohl auch süße, aber für Unsereinen in der Wildniß herinnen darf ja nichts Rechtes

gedeihen. Der Herrgott gönnt einem armen Menschen einmal nichts Gutes."

Dann wendete sie sich zum Käfig.

„Das Rabenvieh schreit auch schon. Hei, möchtest gar wieder auf den Tannenwipfeln oben hausen? Hab' dich in den Winkel gethan, weil's heißt, daß du ein Geschöpf Gottes bist. Der da oben hat mir alles Böse angethan mein Lebtag und hält mich gefangen im Elend und in der Einschicht; jetzt mach' ich dir's auch so. Ich zahl's ab. Da, da, friß den Holzapfel, verbeiß' dich daran!"

Sie hielt die Frucht durch die Astspangen; der Rabe pickte den Apfel zornig zu Boden und haute nach ihrem Finger.

Da stand plötzlich ein Mann in der Hütte, ein grauer, aber noch rüstiger Jägersmann.

„Was schafft Ihr mit diesem Raben, Frau Res?"

„Die Federn risse ich ihm aus, wenn es Euere Haare wären."

„Ihr seid kindisch, Res, und werdet bereits häßlich noch dazu. 's ist kein Vergnügen mehr in diesem Nest. Gehabt Euch wohl!"

Der Mann verließ die Hütte und schritt lustigen Waldhorntönen zu.

Die Einschicht-Res blickte halb verwirrt umher. Sie sah wieder die todte Einsamkeit um sich.

— Res, Du armes Weib, dieser Mann war der Einzige gewesen, der nach dem Tode Deines Gatten in Deine Hütte gekommen, der auch in der Welt draußen Deiner gedachte und Dir zu Zeiten hübsche Dinge mitbrachte herein in die Einöde; der Dir Dein Haus neu eindecken ließ, der nicht selten mit Dir sein Jägermahl theilte und der Dir sagte, Du seiest ein schönes Weib.

Das waren die Blumen über der Grube.

Lange stand die Einschicht-Res da und blickte wirr umher; dann riß sie mit beiden Armen die Spangen des Käfigs ab, das Thier schwirrte heraus und das Weib rief:

„Fliege, Rabe, fliege, du bist ein ehrliches Thier; bist von innen nicht schwärzer als von außen!"

Die Zapfenwirths-Leute.

Um Mitternacht verließen die Treiber das Zapfenwirthshaus.

Der Wirth mußte auch mit, aber er schimpfte, „wie ein Sperling im Hühnerhofe". Er, der gesetzte und, wie er sich gern ausdrückte, der allerorts estimirte Zapfenwirth von der Einöde, der einmal drei Jahre und neun Tage Richter gewesen, in dessen Hause die Christenlehre abgehalten wird, und bei dem einmal der Prinz Johann über Nacht geblieben war, er wurde nicht geladen zur Jagd als Jäger, sondern wurde aufgefordert als Treiber, wie jeder Köhler und Bauernknecht. Er hätte sich am liebsten „unpaß" gemeldet, aber er dachte an das Lächeln des Patrons, das ihm zu Zeiten schon verhängnißvoll geworden war. So ging er; aber nun handelte es sich, den anderen Treibern gegenüber zu zeigen, daß er zur Jagd eigentlich geladen sei mit Pulver und Blei, wie sich's von selbst verstehe und es auch immer der Fall gewesen. Er habe wohl schon seine dreihundert Jagden als Ehrengast mitgemacht und er gehe nun einmal mit den Treibern aus reiner Passion, er müsse nur wissen, wie sich das Gaudium von dieser Seite ausnehme. Es sei möglich, daß sich diesmal der Graf selbst als Treiber betheilige, er habe so etwas gegen ihn geäußert, und zwar,

als sie letzthin in Frohnburg bei Tische zusammen gewesen seien.

Als die Treiber mit ihren Fackeln gegen das Heidehaus kamen, trillerte der Knecht des Hahnenkamp:

„Faules Heu,
Da Dalkerd duselt ba sein Wei!"

Da lispelte der Zapfenwirth:

„Thut ihm was an, Leut'! wenn Unsereins auf ist, soll ein Solcher auch nicht Polsterzipf tunken."

Da hielt ein übermüthiger Bursche eine Luute an das Fenster und schrie aus vollem Halse:

„Auf, Heidepeter, Feuer! 's Haus brennt!"

Da erscholl in der Stube ein Schrei, und darauf ein Stöhnen und Jammern.

Die Männer lachten und gingen weiter. Der Hund bellte und riß gewaltig an der Kette; der Zapfenwirth sprang hin und versetzte dem Thiere einen Fußtritt.

„Tolles Vieh, deinetwegen letztens meinem Davidl. Noch ein's! Und sag's dem Dalkerd, ihm mach' ich's auch einmal so — noch ein's, du Beest!"

„Ist ein alt' Ding, daß der Heidepeter keinen Spaß versteht," sagte der Knecht, „dalkerd sind diese Leut'!"

„Und wollen noch hoch hinaus dabei."

„Ja, zum Schornstein 'leicht!"

„Liegen auf der faulen Haut bis sechs!"

„Jetzt hat er für seinen Prinzen gar einen Hofmeister in's Haus genommen," sagte der Haberthurm.

„Dem versprengten Schulmeister giebt er Unterstand, ist mir auch ein Sauberer."

„Der soll dem Gaberl den Teufel austreiben — den Teufel von der Jakobinacht," lachte ein Kohlenbrenner.

„Weißt Du auch schon davon?"

„Ha, das erzählt die ganze Einöd. Das war schon gar ein Hauptspaß."

„Wie ist denn das eigentlich zugangen?" fragte der Haberthurm.

„Du sollst so was gar nicht fragen, Haberthurm — weißt, Deines Haberthurmes wegen nicht!" rief der Wirth, auf die Ehelosigkeit anspielend.

Der Bauer gab darauf keine Antwort; in Sachen seines Erbverhaltes war er sehr empfindlich.

„Je, wie ist's zugangen?" rief der Toni, Hahnenkamp's Knecht, „sauber halt. Lacken-Lisi. Ich mach' Samstagabend bei ihr mein Fensterln. Das war nächst, am Jakobitag. Ich geh' über des Heidepeter's Wiese; sitzt der Gaberl auf dem Rain. — Was machst? frag ich. — Ein Liebfrauenschühlein fliegt, sagt er, und ich geb' ihm einen Gruß mit in den Himmel hinauf. — Wird der scheinheilig Dalkerd, wie sein Vater, denk' ich, und sag' darauf: Magst nicht mit mir laufen, Gabriel? — Hab' kein' Zeit, mein Vater pfeift gleich zum Rosenkranz. — Bist bald zurück, und ich zeig' Dir in's Paradies hinein, und da siehst Du Adam und Eva. — Da hüpft der Kleine vom Rain herab: Weißt Du die? — Und lauft mit mir und frägt mich zehnmal: Zeigst Du mir den Apfelbaum auch? — Freilich, sag' ich. — Und beißt die Schlange? — Kein' Red'! — So kommen wir zu der Lisi ihrem Fensterl; 's ist schon finster. Sie macht zu eigens auf. Wir sind drinnen. Gut. Da hebt Euch der tolle Bub' auf einmal an zu schreien: Vater, Mutter!"

Sie lachten, und der Wirth sagte:

„Der Dalkerd, hör' ich, hat Dir deswegen ja schon eine Bußpredigt gehalten?"

„Aber dafür hat Dir gottsgewiß die Lisi einen vollkommenen Ablaß ertheilt,“ riefen die Anderen.

Und so ging's witzelnd und lärmend aufwärts über die Heide und durch die Waldungen gegen den Pfaffenhut.

Im Heidehause war Jammer und Wehklagen mitten in der Nacht.

Klara lag bewußtlos auf dem Boden und der Peter schüttete ihr ununterbrochen kaltes Wasser in's Gesicht und rief:

„Ja, Klara, meine Klara, was ist denn das? Wirst mir doch nicht sterben! Schau' auf, es ist nicht wahr und das Haus steht ja noch!“

Gabriel stand im Hemdchen vor der Mutter und weinte, und als der Vater sagte:

„Gabriel, geh' bet', bet' zum lieben Gott im Himmel!“ kniete er hin zum Tisch, und gegen den kleinen Hausaltar gewendet, betete er laut: „Vater unser! Vater unser!“

Regina schluchzte in der Wiege und stammelte:

„Himmel-Tata, Himmel-Tata!“

Das waren die einzigen Worte, die sie schon sprechen konnte.

Jetzt kam vom Oberstübchen herab der Schulmeister mit Licht, und als er die Dinge sah, sagte er:

„Hör' auf mit dem Wasser, Peter, hast kein Federmesser da?“

„Mein, wo hätt' ich denn ein Federmesser! O Jesus, das Unglück auf einmal.“

Der Schulmeister ließ der Ohnmächtigen zur Ader.

Nun bewegte Klara eine Hand und endlich schlug sie die Augen auf.

„Die Jäger sind vorbeigezogen," berichtete der Peter halb weinend, halb lachend, „und die haben einen Spaß gemacht, haben eine Fackel an's Fenster gehalten, und darüber ist sie frei so viel erschrocken. — Daß Du nur wieder da bist, Klara, Gott sei Lob und Dank!"

Dem kleinen Gabriel war das Gebet im Munde erstickt, als er den schwarzen Blutstrahl sah, der aus dem Arme seiner Mutter hervorquoll.

Als das Weib wieder im Bette lag und ruhiger Athem holte, dann und wann die Augen aufmachte und nach den Kindern fragte, dabei ein wenig lächelte, zog der Peter seine Sonntagskleider an, um den Arzt zu holen.

Der Schulmeister machte sich erbötig, den Gang zu thun, allein der Peter sagte:

„Nein, bleib' der Schulmeister derweil bei meinem Weib. Beim Bader ist so viel aufzumerken und anzusagen; da muß ich schon selber geh'n."

Und er ging hinaus nach Rattenstein.

Das war in derselben Nacht, von der die Treiber sagten, der Dalkerd bleibe liegen bis sechs. —

Nun waren im Heidehause wochen- uud monatelang die Fenster verhangen. Der Arzt kam allwöchentlich einmal herein geritten, um die Krankheit zu beobachten.

„Sie ist so ein frisches, kräftiges Weib gewesen," sagte er einmal zum Peter.

Der Bauer zitterte und getraute sich kaum zu fragen: „Wird's doch wohl wieder werden?"

„Ei ja freilich, ei ja freilich," versetzte der Arzt und stellte sich dabei munter.

Als dieser hernach auf der Heimkehr sein Pferd vor dem Zapfenwirthshause anhielt, eilte die Wirthin herbei:

„Nein, Herr Doctor, wie mich das freut, daß uns der Herr Doctor auch einmal heimsucht. Hans, geschwind dem Herrn Doctor sein Roß in den Stall; schütt' ihm von dem besten Hafer ein! Nein, das kann ich mir denken, daß so ein weites Hereinreisen da in die Einöd lästig sein wird. Mit was kann ich dem Herrrn Doctor aufwarten? Da oben bei diesem Dalkerdbauern haben der Herr Doctor so nicht einmal so viel Jause kriegt, als ein's im Aug' erleiden könnt', das sind so viel geizige Leut'. Ei beileib' sie hätten's schon, und der Heidegrund ist rechtschaffen gut; wie oft hab ich zu meinem Mann gesagt, Du, hab ich immer gesagt, wenn wir diesen Grund hätten, in fünf Jahren wären wir steinreich. Aber so, der Heidepeter versteht halt nichts anzufassen, der läßt lieber 's Gras auf der Kornähre wachsen, eh' er um ein Stündlein früher aufsteht; er ist einmal ein Dalkerd und bleibt ein Dalkerd."

„Mir scheint," sagte der Chirurg, in der Gaststube Platz nehmend, „es sind gute, fleißige Leut', und so viel man bei uns in Rattenstein sagt, ist der Heidepeter ein braver Mann."

„Ei, das wohl," versetzte die Wirthin einlenkend, „und man kann ihm sonst auch gar nicht feind sein. Annel, rühr' Dich doch, hast denn eingefrorne Bein'! bring' dem Herrn Doctor eine Flaschen vom Guten! — Gar nicht, sag' ich! er ist fleißig, und auch häuslich; 's ganze Jahr kommt er mir nicht in's Haus, ausgenommen, 's ist Christenlehr'. Ja, dasselb' muß ich sagen. Mein, wo wär der Mensch, über den Niemand was aufzubringen wüßt'; die Leut' reden gar viel, wenn der Tag lang ist. — So nimm doch ein Tatzerl, Du ungeschickte Schnepf', nein, wenn Unsereines nicht Alles selber angreift!"

Und sie riß der Magd die Flasche aus der Hand, langte ein glänzendes Tellerchen mit Brot und Butter aus dem Glaskasten, und stellte Alles höflich und zierlich vor den Gast auf den Tisch.

„Nein, das freut mich recht, Herr Doctor; 's vergeht schon völlig kein Stund', wo ich nicht an den Herrn Doctor denk', und wo ich nicht sag': Aber schau', der Herr Doctor hat uns halt dennoch ganz vergessen und kommt uns gar nicht mehr heimsuchen. Vor zehn Minuten hab' ich's noch gesagt; Annel, hab' ich's nicht gesagt, vor zehn Minuten g'rad? Und mit Verlaub, wie geht's denn der armen Haut, der Klara?"

„Wohl besser, wohl besser; aber ganz gesund wird sie sobald nicht, all' ihr Lebtag wird's ihr anhängen. Der Schlag ist eben ein Unglück und er wiederholt sich nur zu gern."

„O mein Gott!" seufzte die Wirthin und schlug die Hände zusammen. „Das ist ein Elend für die Leut', sie erbarmen Einen wohl rechtschaffen. Wenn nur die Einschicht-Res nicht dazu kommt, sag' ich allemal, die ist gleich da mit ihren Kräutern und Hexensachen, wenn so was ausbricht. Das von den drei Holzknechten werden der Herr Doctor wohl schon wissen?"

„Drei Holzknechten?" fragte der Arzt, indem er trank und darauf ein saures Gesicht machte.

So auffallend dieses Gesicht war, die Wirthin wollte es nicht bemerken, sie rückte ganz geheimnißvoll näher.

„Ja, hören der Herr Doctor, das ist — Gott verlaß uns nicht — eine schauderhafte Geschichte. Mir hat's gestern ein Pechöltrager erzählt; wenn er lügt, lüg' ich auch, aber ich mein', 's wird wahr sein. Gar nicht weiter soll's Eins

sagen, aber ich sag's auch nur dem Herrn Doctor, sonst keinem Menschen nicht; — drei Holzknecht' hat sie umbracht."

„Wer?"

„Nu ja, halt da oben das Hexenweib, die Einschicht-Res. Drei junge, starke Holzknecht'; was weiß ich, durch ein Trankel soll sie s' vergiftet haben. So hab' ich's gehört; mein, ich sag's halt nach. Wahrhaftig, bei der Zeit traut sich Eins schier nicht auf der Welt zu sein."

So erzählte die Wirthin fort.

Auf den Arzt schienen ihre Neuigkeiten weniger Eindruck zu machen, als sie es gewohnt war. Als er hierauf nach der Zechrechnung fragte, sagte sie:

„Hätt' mir ein Ehr' daraus gemacht, wenn ich hätt' dürfen aufwarten; aber wenn der Herr Doctor von der Zapfenwirthin schon nichts geschenkt haben wollen: Neunundfünfzig Kreuzer alt's Geld, wenn ich bitten darf."

Er warf einen Gulden hin.

„Behaltet den Kreuzer für's Schwatzen."

Sein Gesicht war sauer und doch funkelte des Weines größter Theil noch im Glase.

„Vergelt's Gott! Und kommen der Herr Doctor nur recht gesund heim. Und für's nächstemal bitt' ich mir wohl wieder die Ehr' aus!"

Als der Arzt auf dem Pferde fortgetrabt war und die Wirthin in der Gaststube Teller und Glas wegräumte, redete sie noch in einemfort, diesmal zum Annel, dem sie darthat, wie lästig ihr so ein Mensch sei, der da auf hohem Roß herumhopse und herumsteige, wie der Hahn im Teig, und einen Herrn spielen wolle, während er, recht besehen, doch nichts Anderes sei, als ein Guckhäusler in Rattenstein, der

daheim bei Weib und Kind gewiß froh sein würde, wenn er zum Sonntag so einen Wein hätt'.

„Hast gesehen das G'sicht, das er geschnitten hat? Das ganze Leiden Christi ist oben gestanden und der link' Schächer noch dazu. Und dabei hätt' er dem heiligen Antoni drei Wallfahrten versprochen, wenn er das Tröpfel rundweg hätt' trinken dürfen. So sind sie, die Hungerleider auf hohem Roß."

Dann rief sie den Davidl herbei und sagte, er möge den Wein austrinken, und sie warf ein Stück Zucker in das Glas.

Der Davidl war heute besonders zerrauft und zerzaust. Er hatte eben mit einem Pecherbuben Händel gehabt. Die Spuren davon fanden sich so auffallend vor, daß die Zapfenwirthin sagte:

„Leg' mir aber gleich das Sonntagshös'l an, mein Kind, und gieb das der Annel zum Flicken."

„Das thu' ich nicht!" schrie der Knabe trotzig und nagte an den Fingernägeln.

„So soll Dir die Annel helfen."

Aber der Magd schlug er in's Gesicht, und dann spukte er in der Stube umher und polterte aus Zorn mit den Bänken.

Der Forstjunge Herbert trat ein. Er lehnte sein Gewehr in die Ecke und begehrte ein Glas Schnaps.

„Uj, grüß' Dich Gott, Herbert," rief ihm die Wirthin zu, „Du kommst mir gar so selten unter mein Dach. Dein Vorfahr, der Gregor, ist nicht so stolz vorbeigegangen. Aber, daß ich's aufrichtig sag', dem Greg hätt' ein eisernes Sparbüchsel gar nicht geschadet, der Großteufel — aber na, das ist schon grob, sein Lebtag: Ein schlechtes Wort, eine graue

Maus, wie's beim Ohr hinein, so beim Mund heraus! — Aber dasselb' ist richtig, der Herr Graf pensionirt seine Leut' mit dem Bettelsack, und just nicht mit dem vollen. Und daß ich frag', wie geht's Dir alleweil, bist doch nicht gar krank gewesen?"

„Immer gesund, wenn man das nicht zählt, was fehlt," versetzte der Bursche, „Ihr wißt es wohl, Zapfenwirthin, daß mir der Haberthurm schier ein Bein abgeschlagen."

„Kein Wort, bei meiner armen Seel', kein Wort," betheuerte die Wirthin lebhaft, und ihre Aeuglein funkelten vor Begierde nach einer wahrhaftigen Neuigkeit.

„Als ob ich anders könnt', als meine Pflicht erfüllen," sagte der Jäger bitter, „meinetwegen sollen sie alle Böcke und Hirsche niederbrennen, aber dabei darf ich nicht sein und sehen darf's ich nicht. Ich muß den Wald und das Wild hüten, das hab' ich geschworen. Wenn der Haberthurm ein Weib hätt', ginge er in der Nacht gleichwohl nicht mit der Büchs' herum. In seinem eigenen Hof hab' ich ihm das gesagt, darauf schleudert er mir den Haustiel an die Beine."

„Siehst Du, siehst Du," d'rauf die Wirthin, „allerweil ist's mir vorkommen, dieser Haberthurm ist ein Wildling! Und das ist ein rechter Jammer mit diesen Leuten, daß man nie weiß, wer und was sie sind, wo man sie hinthun soll, bis sie nicht der Müh' werth was anstellen. Seinen jetzigen Jungen hat der Haberthurm gar auf der Straßen aufklaubt. Mir träumt beim hellichten Tag', das ist ein Zigeunerkind oder noch was d'rüber, und ein stehender Traum ist selten ein Schaum."

Der Haberthurmhof gab für die Zapfenwirthin stets unerschöpflichen Gesprächsstoff, von dem sie indessen heute auffallend bald abwich, indem sie zum Jäger sagte:

„Just früher ist der Bader von Rattenstein dagewesen; er kann an uns nicht vorübergehen, sagt er, und draußen im Thal bekäm' er halt nirgends das Trankel wie bei uns. Freilich, ein guter Tropfen ist's Erst' bei einem rechtschaffenen Wirth, und für einen solchen hab' ich mich mein Lebtag umthan. Der Bader ist bei der Heidepeterin oben gewesen; nicht drei Tag lebt sie mehr, sagt der Bader, 's kommt der Schlag und aus ist's."

„'s wär' ihr zu wünschen!" sagte der Jäger halb für sich.

Die Wirthin sah ihn von der Seite an.

Ist denn das ein so schlechter Mensch?

„Wahrhaftig," fuhr Herbert fort, „das arme Weib hat nichts Gutes auf der Welt. Diese Einöde ist ein unseliger Fleck auf Gottes Erde; Ihr all' miteinand' habt nichts, als das Elend. Die Armuth ist es nicht allein, mehr sind es die Folgen derselben, der Hader, der Neid, die Tücke; 's gibt wenig Engel, aber viel Teufel hier — eine schauerliche Einöde. Wenn sie die Heidepeterin hinabsenken, so werf' ich eine Scholle Erde auf den Sarg und sage: Gott sei Dank! Es sollte gar kein anderes Wort gesprochen werden, wenn sie Einen von der Einöde begraben."

Die Schenkin schwieg eine Weile und machte sich bei dem Gläserkasten zu schaffen, endlich entgegnete sie:

„Da laß ich Jeden bei seiner Meinung."

Als der Jäger davongehen wollte, vermißte er das Gewehr. Der Davidl hatte sich damit heimlich aus der Stube gemacht.

Und der Davidl hielt das Gewehr fest mit beiden Händen und lief damit durch den Schachen aufwärts, gegen das Heidehaus.

„Heidepeter, Heidepeter, der Fuchsbartl kommt!“ schnaufte er unterwegs und guckte immer auf die funkelnde Kapsel unter dem Hahn. —

Vor dem Heidehause nagelte der Schulmeister die bretterne Hirschgestalt zusammen. Es war in der Nacht ein heftiger Wind gewesen und der hatte das Ding von der Wand geworfen. Der Schulmeister nahm eine Leiter und befestigte den Hirschen wieder an seinem Platze. Gabriel langte ihm dazu die Nägel hinauf.

Als sie mit der Arbeit fertig waren, gingen sie zum Bänklein unter den Tannen und es begann die Lehrstunde.

Gabriel hatte eine Schiefertafel auf den kleinen Knien und einen Stift in der Hand, und der alte Mann dictirte ihm folgende Worte:

„Rastlos mußt Du vorwärts streben,
Durch die Nacht zum Morgenroth;
Denn im Lichte blüht das Leben
Und im Dunkeln kriecht der Tod.“

Es ging wohl ein Stündchen vorüber, bis der Kleine mit diesem fertig war, und die Tafel wurde schier zu eng. Weil Gabriel die Gewohnheit hatte, das Gesicht sehr nahe an die Tafel zu halten, so fragte ihn der Lehrer heute:

„Gabriel, schreibst Du mit der Hand oder mit der Nase?“

„Mit der Hand,“ versetzte der Knabe schnell, erst später hielt er den Kopf empor und wurde sehr roth im Gesichte.

Als der Heidepeter über den Hof ging, entließ der Schulmeister den Knaben und schritt dem Bauer entgegen.

„Lernt der Bub' was?“ fragte der Peter.

„'s ist eine rechte Freude, was ich mit dem Kind erleb'," antwortete der Greis.

„Wenn's nur wahr ist; aber die Bauernarbeit muß mir der Bub' halt nach und nach auch lernen; er wird dazu, der Tausend, schon bald Mensch genug."

„Ich hab' ihn jetzt laufen lassen," sagte der Schulmeister, „weil ich Euch sogleich was auszurichten habe. Der Bader läßt Euch noch sagen, Ihr sollt gegen die Jagdtreiber wegen der Spanfackelgeschichte, durch die Euere Hausfrau in die schwere Krankheit gefallen, einen Proceß anfangen. Die Leut' müßten Euch die Unkosten vergüten."

„Geht's, geht's mir mit diesen Geschichten," rief der Peter abwehrend, „ich fang' nichts an, will im Frieden leben mit der Nachbarschaft. Und wenn ich sie All' miteinander klagen thät vor dem Kaiser und vor Gott, und wenn sie mir alles Gold und Edelgestein der Welt geben könnten, meine Klara machen sie mir damit doch nicht gesund. Gott allein kann's, Herr Schulmeister, und ich fang' mit der Nachbarschaft keinen Streit an. Sie haben mich in's Elend bracht, 's ist wahr, aber daß es so traurig ausgeht, haben sie halt voraus nicht wissen können."

Der Schulmeister dachte:

— Der nimmt's genau mit der Satzung: „Wer Dir einen Backenstreich giebt auf die rechte Wange, dem halte auch die linke hin." — Gesagt ist's recht schön, aber wenn's darauf ankommt, hau' ich schon lieber die erste Ohrfeige gleich wieder zurück. Da hat die christliche Lieb' einen wunden Fleck. „Wie Du ausmissest, wird Dir eingemessen werden," wäre das Pflaster d'rauf.

Der Peter schob einen Ziehkarren aus der Hütte und räderte ihn dem Wiesenrain zu, um das dort in Haufen

gesammelte Moos und Heidekraut aufzuladen und zur Winterstreu heimzuziehen. Bei dergleichen Fuhrwerken sind die Kleinhäusler selber ihre Pferde und Ochsen.

Hinter dem Hause im Haselgebüsch hatte der Peter eine Fuchsfange gelegt. Zu dieser ging Gabriel gern nachsehen, ob nicht einmal so ein Hühnertod in der Klemme. Auch heute hüpfte er von der Tannenbank weg gegen das Gebüsch. Da hörte er in demselben etwas rauschen, und bald darauf ein tolles Gezeter. Als der Knabe vor Begierde brennend nachsah, fand er Zapfenwirth's Davidl in der Klemme. Fest hatte der Eisenreif um das Bein geklappt. Neben dem Gefangenen lag das Gewehr.

„Du lieber Gabriel, jetzt laß mich aus!" bat Davidl kläglich, „Du bist immer mein Freund und Gespan gewesen und ich hab' Dich am liebsten von allen Menschen. Laß mich aus; ich bin ja zu Dir gekommen und will Dir dann was erzählen. Was ganz Merkwürdiges will ich Dir als Lohn erzählen."

Von Herzen gern hätte Gabriel der Bitte willfahrt, aber er war zu schwach und konnte die starre Eisenfeder nicht bewältigen. So ging er und rief den Schulmeister.

„O heiliger Antonius, jetzt bringen sie mich um!" wimmerte der Davidl und schlug mit der Faust wüthend auf das Fangeisen.

Endlich kam der Schulmeister, faßte zuerst das Gewehr und hielt in Bezug auf dasselbe mit dem Jungen ein strenges Verhör ab. Davidl sagte, daß er es dem Jäger Herbert davongetragen habe, um von den Hühnern des Heidepeters die Füchse wegzuschießen. Ob ihm das auf's Wort geglaubt wurde, hat er selbst nie erfahren. Endlich aber wurde er aus seiner peinlichen Lage befreit.

„Weil Du nur keine Wunde hast,“ sagte Gabriel theilnehmend; „aber nun erzähle mir auch das Merkwürdige!“

„Wirst es gleich hören!“ rief der Davidl. „Deine Mutter lebt keine drei Tage mehr, es trifft sie der Schlag. Freilich! Ich weiß es gewiß, hab's vom Bader selbst.“

Der Junge lief davon.

Gabriel begann laut zu weinen, aber der alte Mann drückte ihn an seine Brust und sagte mit zitternder Stimme:

„Du gutes Kind, das war ein böses Lügenwort. Aber ich bitte Dich, sag's nicht daheim. Sei ruhig, mein Knabe! Den Wirthsbuben wird Gott strafen, Du sei gesegnet. Bleib' gut, mein Gabriel, und es wird Dir wohlgehen im Leben.“

Der Greis küßte den Knaben auf die Stirne.

Nach zehn Jahren.

Was ändert sich in einer kleinen, ringsum abgeschlossenen Gemeinde in zehn Jahren? Ein Dutzend Sargdeckel werden zugeklappt, der Taufsteindeckel wird einigemal aufgemacht, ein paar Invaliden kommen heim, ein paar Rekruten jauchzen in die Welt hinaus. Eine oder die andere Hütte brennt ab, da und dort wird eine neue gebaut. Alles Uebrige holpert in gewohnter Weise fort, wie in der Vergangenheit, wie in der Zukunft,. wie immerdar.

Alljährlich wachsen die Erdäpfel, alljährlich grünt das Haferfeld, aber nicht alljährlich reift es vor dem Schnee.

Aber Noth und Entbehrung, Zwist und Tücke blühen und reifen jahraus, jahrein, und das Wirthshaus steht offen jahraus, jahrein.

Und Alles ist älter geworden um zehn Jahre, es wäre denn in dieser Frist geworden oder vergangen.

Die Zapfenwirthin aber ist dieselbe geblieben. Sie ist stets wohlauf und die Erste und Letzte im Hause; sie ist höflich mit den Gästen — heißt das, mit den anwesenden — sie spricht gern von den Abwesenden und weiß täglich funkelnagelneue Geschichten, die sie gehört hat, die, wenn sie wahr, ganz außerordentlich sind, die sie aber nicht weiter sagen will, die sie aus purer Freundschaft und im Vertrauen auf Verschwiegenheit nur dem mittheilt — nun, der eben in der Schenkstube sitzt.

Die Zapfenwirthin ist den Gästen gegenüber die Gemüthlichkeit selbst, bis es zur Zechrechnung kommt, bei welcher aus reiner Ehrfurcht vor den Gästen die Gemüthlichkeit aufhört. Man sagt, sie könne kein Wort schreiben, aber die Ziffern macht sie wie Eine; nur daß sie mitunter von all' den Wirthschaftsgedanken und außerordentlichen Neuigkeiten zerstreut ist und anstatt des Sechsers einen Neuner macht — Du lieber Gott, wenn Eins die Gedanken überall haben soll, so ein Dingelchen ist leicht verkehrt und steht lieber auf dem Fuß als auf dem Kopf.

Ihr Mann ist beiweitem nicht so umsichtig. Wenn er auch zu Zeiten bei den Gästen sitzt und die längste Weile seine Pfeife stopft, so weiß er nichts Rechtes zu erzählen, er scheint eben immer an das Pfeifenstopfen zu denken. Zwar sagt er nicht: „Ist ein schöner Tag heut!" sondern er giebt das viel interessanter und ruft aus: „Nein, das muß man sagen, eine wunderherrliche Zeit jetzt, und die Sonne scheint alleweil so warm." Er thut auch nicht die etwas einförmige Frage: „Wie geht's denn allweg, Vetter?" — sondern er lächelt: „Nu, wie schlägt's an? — Wie macht sich's Geschäft? —

Ja, der liebe Gesund, der ist das Beste." — Aber es kommt kein rechtes Leben in das Gespräch und die meisten Gäste gehen nach dem ersten Glase davon. Wenn die Wirthin in der Stube ist, brummt sie bei sich:

„Nein, aber der Langweilig' mit der Beichtzettelnase vertreibt mir heut die Gäst' wieder allsammt." — Und laut sagt sie: „Du Alter, 's kommt mir vor, 's hätt' Dich draußen wer gerufen."

Und der Alte weiß wohl, von wannen die Stimme kommt; er geht hinaus und mit verschränkten Armen ein wenig im Hofe umher. Aber das grelle Taglicht thut seinen rothunterlaufenen Augen nicht wohl, und da steigt er denn dann und wann in den dunklen Hauskeller oder er schleicht gar hinüber zur Capelle und tastet die Stufen hinab in die Gruft. Und da ragen sie der Reihe nach, die runden, bauchigen Särge; in einigen gährt es noch, in anderen ist es stille — Grabesruhe. — Sind aber nur scheintodt, die Aufgebahrten hier, in jedem schlummert noch der Geist, der Erlösung und Auferstehung harrend. Der Zapfenwirth verweilt gern in dieser Gruft, und er wagt nicht selten ein verwegen Spielchen mit den Geistern.

Diese Spielchen und die schattige Kühle thun dem Zapfenwirth immer wohl, aber wenn er endlich wieder heraufklettert aus den Kellerräumen, so kann er das grelle Licht schier nicht ertragen, es schwindelt ihm so, er taumelt — muß in's Bett gehen. Und wenn der Zapfenwirth in seinen Federn ruht, da ist für ihn eine schöne, friedliche Zeit.

Die Zapfenwirthin geht, wie sie sagen, wohl schon auf ihren letzten Füßen, aber ihr Ehegespons geht eben auch nicht mehr auf den ersten. Indeß hegt er zu Zeiten ihretwegen noch manch' gelinden Zweifel. Nicht ohne innere Unruhe stand der

Zapfenwirth oft da und sah sein Söhnlein, den Davidl, an. Drei Eimer aus seiner „Gruft" hätte er gegeben, wenn Davidl gleich ihm eine „Beichtzettelnase" gehabt. Aber der Gesichtsvorsprung des Jungen hatte ganz andere — fremde Formen; — weiß Gott, die Weiber, und erst gar die Schenkinnen!

Davidl ist ein erwachsener Bursche geworden, hat aber noch immer die zerzausten Fuchshaare. Sein Mund ist nicht zu schmal und nicht zu enge und läßt die strohgelben Zähne sehen, die in verschiedenen Richtungen aus den Backen stehen. Die Wangen sind bereits ein wenig eingefallen und zeitweise von gelbgrünlicher Farbe; um die Oberlippe liegt ein dunkler Bartanflug. Um die Augen hat er bläuliche Ringe bekommen, weswegen ihn boshafte Leute den Brillen-Davidl nennen. Die Zapfenwirthin aber heißt ihn den „jungen Herrn", wie recht und billig, maßen er bestimmt ist, über kurz oder lang das Zapfenwirthshaus zu übernehmen. Vor der Hand führt freilich noch die Wirthin das Regiment, und 's giebt Zeiten, in welchen sie mit ihrem Sohne in Conflict geräth, ihn einen Taugenichts, einen jungen Lumpen nennt. Davidl widerspricht ihr nicht hierin, sondern heißt sie kurzweg eine Schnattergans, oder eine alte Vettel. Trotzdem zieht er regelmäßig den Kürzeren, und die Zapfenwirthin schlägt in trauten Stunden Besenstiele ab auf seinem Rücken. Die Folge davon ist, daß der Davidl auf eine der alten Fichten klettert und dort in der dichten Krone bei einem Geierneste zu verharren beschließt, bis er verhungert und verdorrt wie die Zapfen herabkollert auf das Dach seines Vaterhauses.

So weit indeß läßt's die Mutterliebe nicht kommen; gar bald ruft sie bangend hinaus das Wort: „Davidl!"

und sie eilt unter die Fichten und trotz des Zapfenhagels, den ihr holder Sohn auf sie herabrüttelt, schreit sie: „Laß mir die Unbild vergeben und vergessen sein, mein Kind, und komm' herab; ich hab' Dir einen fetten Eiertomerl gekocht und zum Hinabschwemmen ist auch etwas hergerichtet. Geh', steig' nieder, mein Davidl, aber gieb mir Gottswegen Obacht, daß Du Dich nicht verstauchst!"

Wenn auch nicht unmittelbar nach solcher Bitte, so siegt doch nach einiger Zeit die Liebe zum Eiertomerl gegen den Todesentschluß, und Davidl klettert vom Baume.

Einmal ging der Hahnenkamp vorüber, als der Bursche nach einem ihm widerfahrenen Unrecht sich eben wieder in die hohe Baumkrone verkrochen hatte.

„Eure Bäume tragen saubere Früchte!" sagte der Bauer zur Zapfenwirthin.

„Die Deinen tragen gar keine, Steffel!" entgegnete die Schenkin giftig, auf Hahnenkamp's Kinderlosigkeit zielend.

„Gottes Fürsicht. So ein Früchtel hätt' ich schon neunundneunzigmal in's Rübenfeld hineingehaut. Wär' der Bub' da mein Sohn und er thät sich so ducken da oben beim Geiernest, ich wüßt', was ich ihm sagen thät': Hol Dich der Geier, Du Erzlump! und kommst Du mir noch einmal auf Gottes Erdboden nieder, so hau ich drei Heustangen über Dich ab!"

„Hau Du die Heustangen über Deine Leut' ab!" schrie die Wirthin mit funkelnden Augen, „Deine Knechte ludern sauber genug beim Heurechen; wenn die Sonn' scheint, liegen sie unterm Baumschatten; wenn's regnet, bleiben sie auch noch liegen unterm Dach. Die werden Dir noch faul mitsammt dem Heu! Und hau' lieber Deine hochnasigen Mägd' in den Rübenacker, eh' sie Dir ganze Säcke Rüben

davonschleppen und verjüdeln. Von Deinem Weib gilt dasselb', gilt noch mehr, Du Hahn'r Du! Und wer vor seiner eigenen Thür so viel Mist hat, der soll vor einer fremden nicht kratzen. Hörst es, Winkelbauer, die mein' schlag ich Dir vor der Nase zu, Du bist mir Kas! Von Dir wird kein Wirth reich, Du Geizfilz; und ich dank' noch meinem Gott, wenn Du mir die Gläser rein läßt, 's will nach Dir so Keiner trinken d'raus. Wasch' Dir Dein Maul einmal mit Bachsand, das ist ein guter Rath, Du grauslicher Schmutzhammel, Du!"

Der Hahnenkamp lachte überlaut und rief noch durch das Fenster hinein:

„Ich lach'! Du alte Waldschnepf', und dreihundert Zapfenwirthinnen zusammen sind nicht im Stand', mir so viel Aerger zu machen, nicht so viel!" Er reckte einen Finger empor und deutete nach dem schwarzen Nagel. „Und daß Du die Thür vor mir zuschlägst, ist mir auch recht; wenn das Bettelweib die Hand nicht aufthut, so bleibt Einem der Pfennig gespart. 's ist doch wahr, was die Einschicht-Res sagt: Der Herrgott und der Teufel sind zusammen durch die Welt gangen; wo der Herrgott gerastet, da steht eine Kirchen, wo der Teufel gerastet, da steht ein Wirthshaus. B'hüt Dich Gott, Zapfenwirthin!"

Da flog die Thür auf und die Wirthin goß einen mächtigen Kübel Schwemmwasser gegen den höhnenden Mann.

Hahnenkamp ging langsam davon, aber sein Gesicht war dunkelroth und sein Hals merkwürdig angeschwollen. Als er über seine Wiese ging, wo die Leute bei der Heuernte waren, sagte er halblaut zu seinem Weibe:

„Alte, komm' mir in zehn Minuten nach, hab' was zu reden mit Dir!" Dann schritt er dem Hause zu.

Die Bäuerin begann zu schluchzen und klagte es der Magd, daß sie nun wieder Schläge bekäme, warum, das wisse sie nicht, es müsse ihren Mann wieder wer „wild" gemacht haben, er sei nun schon vorausgegangen, um den Strick zu drehen.

„So geh' ihm halt nicht nach, Bäuerin," rieth ihr die Magd.

„O Jesus, da wär's aus!" jammerte das Weib, „nicht, daß ich's sag', aber bei den Haaren thät er mich in's Haus schleppen, und erschlagen thät er mich. O mein Gott, es ist ein Graus, wenn man mit einem solchen Wildling zusammengebunden ist sein Lebtag lang."

Ergeben in ihr Schicksal ging sie dem Hause zu. Ein Wirbelwind kam und zerzauste die Heuschichten, und die Fetzen tanzten in der Luft und einzelne Halme trug es hoch empor; sie fielen nicht mehr zurück auf die Wiese des Hahnenkamp, sondern verloren sich im Walde, blieben hängen im Gestrüppe — ein lustig Vogelpaar wird sie sammeln und sich ein trauliches Nest daraus bauen. Möchten die Ehen der Menschen immerdar so friedlich sein, als die der heiteren Vöglein in den Lüften!

Da ging's beim Haberthurm ruhiger zu.

Und der Haberthurmhof zeigte, daß die Weiber überhaupt auf der Welt zu entbehren. Da gab's keine Stallmagd, sondern einen Stallbuben, keine Küchenmagd, sondern einen Küchenbuben, und am Herde und im Speisekasten und in der Vorrathskammer, da war nur der Haberthurm daheim. Und es mag wohl gesagt werden, er war hier daheim wie die umsichtigste Hauswirthin und sein Sterz und seine Knödeln unterschieden sich in nichts weiter von denen weiblicher Erzeuger, als daß sie sehr oft — nicht da waren. Dieser

Unterschied hatte seinen Grund darin, weil auch der Haberthurm sehr oft nicht da war.

Es gab Tage, wo der Bauer sich dennoch gern von weiblichen Wesen kochen, einschenken und bedienen ließ, und da saß er denn unten im Zapfenwirthshause beim mittleren Tisch oder beim Kachelofen, und die Gespräche der Wirthin hielten seinen Geist rege bis auf den Moment, wo der Haberthurm mit dem Oberkörper langsam nach vorn auf den Tisch sank und friedlich einschlummerte.

Indeß hatte der einsichtsvolle Mann für derlei Fälle vorgesorgt.

„Du, Hannes," hatte er einmal zum Altknecht gesagt, „Mensch ist Mensch, und sollte mir einmal irgendwie was zustoßen und ich nicht pünktlich nach Hause kommen, so wirst in der Haartruhe Zwieback finden, das trag' den Leuten auf, und Milch dazu; ist ein kräftiges Essen."

Ein kräftiges Essen, fürwahr, und für kräftige Esser, denn das Zwieback war nichts Anderes als altes, gedörrtes Schwarzbrot, das nur mit Eisenhacken zerkleinert werden konnte und erst durch stundenlanges Aufweichen in der Milch genießbar wurde.

Und siehe, es ereignete sich öfter und öfter, daß dem guten Haberthurm etwas Menschliches zustieß, so, daß die unzufriedenen Knechte schon davon sprachen, die Vorrathskammer zu erbrechen.

Vor mehreren Jahren, als der Haberthurm einmal auf Holzhandel aus war, brachte er einen hübschen Knaben mit heim. Dieser war der Sohn einer ledigen Dienstmagd; der Haberthurm nahm ihn aus reiner Barmherzigkeit und übte an ihm Ziehvaterstelle. Vielleicht wollte er ihn zu seinem Nachfolger machen.

Rudolf, wie der Junge hieß, war lebhaft in der Arbeit, anstellig und flink und immer munter. Er hatte sich mit seiner Umgebung bald vertraut gemacht, und wo es im Hofe, auf dem Felde oder im Walde was zu thun gab, da war er dabei und Alles wußte er so anzufassen, daß es ihm gelang, so, daß der Altknecht einmal sagte:

„Der Kleine ist ein rechter Saggra, da spielt er sich herum mit dem Zeug und es wird was fertig."

Rudolf's weiße Zähne waren die einzigen, die auch mit dem Zwieback fertig wurden.

Eines Tages, als der Haberthurm grämig vom Zapfenwirth heimkam, sagte der Knabe:

„Vater, ich möcht' Euch wohl schön um was bitten!"

„Gieb Fried'! ich bin nicht aufgelegt, will jetzt schlafen gehen!" entgegnete der Bauer unwirsch, aber des anderen Tages fragte er doch: „Rudolf, was hast mich denn gestern bitten wollen?"

„Vater, der Tag ist lang und die Steinarbeit ist schwer, unsere Leut' sind alle fleißig und richten was aus."

„Sei nur still, Bub', ich kenn' Deine Flausen schon," unterbrach der Bauer, „Du möchtest Dich im Hause überflüssig machen, und zu Heidepeter's Schulmeister 'nüberlaufen, wie Du's heimlich schon gethan hast. Gelt, daß ich Alles erfahr' und errath' — gelt! Aber, ich sag Dir's, Bub, denk' mir an das Zeugs nicht! — Schau, Rudolf, wenn ich meine Pflüge und Mistgabeln politiren wollt', Du thätst mich hellicht auslachen, und ein gelehrter Bauer ist gerade so wie eine politirte Mistgabel. Weißt, die Buchstaben bauen kein Feld an und stocken keinen Wald ab; die bleiben im Bücherstaub hocken und verduseln die Zeit. Was meinst, daß aus Heidepeter's Gabriel wird? Ein Garnichts wird aus ihm; zum

Bauer ist er zu gescheit, zum Herrn zu dumm. Ein Garnichts ist auch wer, meinst?"

„Ich hab' Euch nur bitten wollen wegen was Anderem," sagte Rudolf schüchtern, „wenn Ihr nicht daheim seid, da geht's verkehrt zu — die Leut haben kein rechtes Essen. Da bitt' ich Euch, daß Ihr mir das Kochen lehrt, dann will ich's schon besorgen."

„Ja, Du junger Spatz wirst das Kochen lernen!" lachte der Haberthurm; aber in den nächsten Tagen, wenn der Knabe neben ihm am Herde stand, redete er in einemfort: „So, Rudolf, jetzt schau, so macht man das, so rührt man das Mehl, so zerläßt man das Schmalz, so kocht man die Suppe ein, und das muß diese Form haben, und diese Farbe und diesen Geruch, und dazu nimmt man einen, oder zwei, oder drei Löffel voll von dem, oder dem —"

Und als hierauf dem Haberthurm wieder einmal was Menschliches zustieß, da kochte Rudolf das Mahl und die Knechte lachten und sagten:

„Jetzt mag der Bauer ausbleiben, so lang' er will; wenn er nur zu Weihnachten kommt, um uns den Jahrlohn auszuzahlen."

Und Rudolf war froh in sich hinein, und aus sich heraus, und er sang und jodelte, wo er ging und stand.

Und er ging doch zum Heidepeter hinüber und lernte mit Gabriel und der kleinen Regina. Dann kam wieder Gabriel in den Haberthurmhof und sie setzten sich in der Hinterschupfe auf die Hanselbank und schrieben einander kleine Briefe.

Dann wieder erzählte Rudolf seinem Freunde im Vertrauen, daß er nicht blos Lesen und Schreiben lerne, sondern auch eine andere Wissenschaft — das Kochen.

„Dich hat Gott zur Hausfrau erschaffen," sagte Gabriel, „wenn ich Heidebauer werde, ich nehme Dich!"

Und was hatten die zehn Jahre im Heidehause gethan?

Dem Peter hatten sie eine erkleckliche Anzahl grauer Härchen gebracht, und Klara hatten sie, Gottlob, doch nicht mit sich genommen. Der Tod war wohl mehreremale um's Haus herumgeschlichen; einmal um Mitternacht hatte er just vor dem Fenster die Sense gewetzt, und der Uhu hatte geschrien auf den Tannen. Da lag Klara im Bette, blaß und still, und der Peter stand daneben und hielt ihr, sich selbst den Athem versagend, ein Stück Spiegelglas vor den Mund.

Und das Spiegelglas wurde ein wenig trüb — eine stille Botschaft, daß die Tage der Trübsal dem armen Weibe noch nicht vorüber.

„Gottlob!" wie der Peter stets sagte, „wenn sie auch mühselig ist, wenn sie auch herumhumpeln muß mit der Krücke, weil ich sie nur noch hab'! Was thät' ich denn, wenn mein Weib nicht wär'! Mit der Zung' stoßt sie freilich an, seit dem Schlagfall, aber wir verstehen sie schon."

Klara hatte in diesen zehn Jahren die Ihren wohl tausendmal starr angeblickt und gestammelt:

„Mir deucht, 's ist nicht mehr so licht auf der Welt, wie eh'dem; ich seh' wohl Alles recht gut, aber die Sonne will nimmer so hell scheinen, und mir ist's, als wollt's allweg dämm'riger werden."

War denn die Gesundheit nicht mehr zu erlangen?

Wo in der Umgegend ein Arzt zu erfragen gewesen war, da hatte ihn der Peter aufgesucht. Gut wird's langsam werden, hatten Alle gesagt — so hoch waren sie studirt. Der Peter verkaufte ein Fahrniß um das andere und zahlte die Medicin.

Da war einmal die alte Kleesam-Kathi gekommen und die hatte von einem Wunderdoctor erzählt, der weit draußen

hinter dem Gebirge lebte. Der Peter band sich einen Laib Brot auf den Rücken und ging und ging Tage lang.

Es war zur frühen Sommerszeit; die Natur prangte in reicher Kraftfülle, jedes Pflänzlein am Wege athmete junges Leben — und Peter suchte die Gesundheit für seine Gattin. Allweg trug er den breiten Hut in der Hand und betete; mit den fremden Menschen konnte er ja nicht reden, der liebe Gott allein verstand ihn. Der liebe Gott, zu dem er gebetet in den Tagen seines Glückes und der stets seine Zuversicht war zur Zeit der Drangsale.

„Gelt, Du mein himmlischer Vater!“ rief er oft, „'s ist nicht Dein Ernst, daß ich so in das Elend komm'; Du willst mich nur probiren, ob ich Dir treu bleib' und nicht verzage. Bin ja mit Allem zufrieden, nur einen Gefallen thu' mir, wenn's Dir nicht gar zu hart ist, meine Klara laß' mir noch ein Eichtl!“

Als er endlich zum Wunderdoctor kam und ihm sein Anliegen klagte, nahm dieser eine Prise zwischen die zwei Finger und, noch bevor er schnupfte, sagte er:

„Wird nichts nutzen, Bäuerlein, Ihr verthut umsonst Euer Geld. Geht nur gleich heim, daß Ihr Euer Weib noch beim Leben trefft. Wenn Ihr schnupft, so warte ich mit einer Prise auf.“

Aber der Heidepeter schnupfte nicht, er ging wieder gegen sein Gebirgsland und ging Tag und Nacht. Und als er zu seinem Hause kam, schimmerte ein Oellichtlein durch das Fenster und in der Vorlauben lag eine Leiche.

— — — — — — — — — — —

Der alte Schulmeister, seit seiner Verbannung tief gebeugt, lange schon kränkelnd, mühselig, war eines Morgens in seiner Oberstube nicht mehr aufgestanden. Regina hatte ihm die Suppe gebracht und gelispelt:

„Herr Schulmeister! Herr Schulmeister! — Was Warmes hab' ich da!"

Und da er sich nicht rührte und sie ihn näher ansah, ließ sie die Schale fallen, stürzte davon, kollerte beinahe die Stiege hinab, eilte wortlos an der Mutter, die auf einem Holzblocke saß, vorüber und hinaus in den Stall, wo Gabriel Streu legte.

„Gabriel!" stieß das Mädchen fast athemlos heraus, „thu' jetzt die Gabel weg und erschreck' Dich nicht. Der Schulmeister ist gestorben."

Nun brach Regina in heftiges Weinen aus und Gabriel lehnte die Gabel an die Wand und setzte sich auf den Futterkarren. Er sagte kein Wort, er starrte auf die grünen Reiser am Boden, es zitterten ihm alle Glieder. Endlich beriethen sich die Geschwister, wie sie das Unglück der Mutter mittheilen sollten, daß sie nicht zu sehr erschrecke. Da rief Klara schon den Namen: Regina, und was denn das sei, daß heute der Schulmeister so lange schlafe.

Gabriel lief zum Haberthurm, auf daß Leute kämen, um die Leiche aufzubahren, denn seit der Bursche erwachsen war, und sich auch Regina im Haushalte schon gut verwenden ließ, war im Heidehause kein Dienstbote mehr.

So wurde der arme Greis in der Vorlauben aufgebahrt, und am Abende kamen Leute aus der Nachbarschaft und hielten unter Beten und Singen die Leichenwache.

Das war der Regina eingefallen:

„Gabriel," sagte sie, „wenn in dieser Nacht der Vater heimkäme, und er machte die Thür auf und sähe so gäh die Leiche!"

Darauf ging Gabriel hinaus hinter die Tannen, wo der Weg über die Heide hereingeht, und stand dort die halbe

Nacht hindurch, um den heimkehrenden Vater auf den Todesfall vorzubereiten. Plötzlich aber rief Regina:

„Geh' nur her, Gaberl, der Vater ist schon da!"

Und da saß der Vater in der Küche neben seinem Weibe, und er war blaß und sagte mit schwankender Stimme:

„Wie geht's Dir denn, Klara, bist besser?" dann nahm er sie bei der Hand: „'s hat mich wohl ein wenig gestoßen, wie ich das Oellicht hab' gesehen, draußen, und das weiße Tuch!"

In der Stube sangen sie geistliche Lieder. Der Peter suchte auch sein krankes Weib zu bewegen, daß sie singe, wie sie früher gern gesungen habe, und wie das so schön gewesen.

„Mein, aber sei nicht so einfältig," entgegnete Klara etwas lallend, „wie könnt' denn ich singen? Thäten mich ja All' auslachen, mir ist schon der Stimmstock umgefallen."

Dabei zog sie ihr Kopftuch zusammen und brummte leise mit, als die Anderen sangen. Das Singen war einst ihr Liebstes gewesen auf der Welt und sie war zu allen Hochzeiten und Leichenwachen geladen worden, weil sie so schöne alte Lieder wußte und weil sie eine so liebliche Stimme hatte.

Sie kannte auch das Lied, das jetzt in langsamen, traurigen Tönen erscholl; die Leute hatten es ja von ihr. Aber heute lud sie Niemand zum Singen ein.

Die Anderen oblagen gesellig den geistlichen Verrichtungen, aßen Weißbrot, tranken Milch, womit sie von Regina bedient wurden und vergaßen auf das Ehepaar, das in der dunkeln Küche zusammen saß.

Wenn auch Einer ausgestreckt liegt auf dem Brette und allen Menschen das Maß giebt zu ihrem Sarge, so kann das den Uebermuth der Lebendigen nicht immer ersticken,

Regina mußte sich von den Burschen manch' muthwilliges Wort gefallen lassen, dem sie nicht ausweichen konnte, so lange sie heute als Gastwirthin bedienen mußte; sobald sie nur abkam, flüchtete sie sich in die Küche, und legte ihren Arm sanft um den gebeugten Nacken ihrer Mutter, und fragte wiederholt den Vater, was der Arzt in der Fremde denn gesagt.

Regina war ein dreizehnjähriges Mädchen, hold und fromm, das Niemanden kannte, als Vater und Mutter und Bruder, das nur den alten Lehrer noch geliebt hatte, der ihm ja so viel Gutes in die Seele gelegt.

Wie oft hatte Gabriel sein Schwesterlein auf die Stirne geküßt, wie oft hatte er gesagt:

„Regina, das verzauberte Reh im Märchen kann keine schöneren Augen haben, als Du, und die feinste Seide ist nicht so zart, wie meiner Schwester Haar —"

„Und kein Mensch thut so närrische Reden, wie mein Bruder Gabriel," unterbrach ihn Regina, und versetzte ihm mit zwei Fingern ein Tätschchen auf die Wange. —

Heute aber saßen sie ganz traurig beisammen und hörten zu, als die fremden Leute in der Stube das Lied vom Lazarus sangen.

Lazarus ist gestorben
An einem Sonntagsmorgen,
Magdalena, seine Schwester,
Die weinte gar so sehr;
Begegnet ihr Christus,
Ihr liebester Herr.

„Magdalena, Magdalena,
Was haben s' Dir gethan,
Daß Du vor meinen Augen
Zu weinen hebst an?"

„Es ist mir mein Bruder,
Der Lazarus, gestorb'n;
Jetzt hab' ich keinen Freund mehr,
Ach Gott erbarm'!" —

Christus ging zum Grabe
Mit seinem Hirtenstabe:
„Lazarus, Du sollst wieder aufersteh'n,
Und sollst zu Deiner Schwester geh'n!

Lazarus steht auf
Und geht hin zu der Thür:
„Schwester, bist daheim,
So geh' eilends herfür!
Ich hab' wohl gelitten
Groß' Marter und Pein.
Ach, wie das bitt're Sterben
So hart mag sein!

Wenn der ganze Himmel
Papierer wär',
Und ein jeder Stern ein
Schreiber wär',
So könnten sie's All' nicht
G'nugsam beschreib'n,
Was ein' arme Seel'
Im Sterben muß leid'n!

Und wenn der ganze Himmel
Goldener wär',
Und wenn ein jeder Stern
Silberner wär',
So thät' ich doch nicht nehmen
Das Silber und das Gold,
Eh' ich noch den Tod
Einmal leiden wollt'!"

Kaum das Lied zu Ende, war eine große Aufregung in der Stube und die Leute eilten in die Vorlauben.

Es bewegte sich das Leichentuch.

„Er wird lebendig!“ riefen Einige angstvoll und wären davon geflohen, wenn sie sich nicht auch vor der Nacht gefürchtet hätten, die draußen lag in tiefer Stille.

„Der jüngste Tag, die Todten stehen auf!“ stöhnten Andere uud starrten auf die zugedeckte Leiche, die im Halblichte der Lampe leise Bewegungen machte.

Entsetzen erfaßte sie; da kam Gabriel herbei.

„Und wenn unser Schulmeister wieder aufwacht, wer sollte da erschrecken?“ sagte er, trat an die Bahre und zog die Leinwand von dem Gesichte.

Der Greis lag da — bleich, starr und kalt.

Der Bursche beugte sich über das Antlitz des Todten, dann zog er die Leinwand wieder darüber, tauchte einen Tannenzweig in Weihwasser, besprengte die Bahre und ging traurig wieder davon.

Die Aufregung legte sich etwas, die Leute kehrten in die Stube zurück. Als sie wieder um den Tisch saßen, machte der Rindenschlager-Lenz ein sonderbares Gesicht und murmelte in den Milchtopf hinein, der vor ihm stand:

„Der Herrgott wird ihn nicht aufwecken, wie den Lazarus, aber die Ruh' ist ihm versagt, Gebete hat er nöthig, heilige Messen braucht er. Ja, Leute, so ist das Ende, wenn sich Einer versündigt. Gegen den heiligen Geist hat er gehandelt — jetzt verfolgt ihn der Fluch und er findet keinen Frieden. Ich sag's Euch, sie werden den Schulmeister noch oft läuten hören draußen in Rattenstein um Mitternacht, wie er seiner Tage für den Halterlois geläutet hat. Uns bewahre Gott der Herr!“

Sie suchten Gabriel zu bewegen, daß er etwas lese, weil er es so schön ausführen könne und völlig eine Prediger-

stimme habe, aber er blieb bei seinen Eltern in der Küche und las nicht. Sie verschmähen seinen Vater und seine Mutter, sie sollen ihn auch nicht haben. —

Hell leuchtete der Morgenstern.

Lustig zwitschern die Vögel auf den Wipfeln der Bäume.

Auf dem Kirchhofe steht ein Gräblein offen.

Michel Bieder, der alte Schulmeister, wird zu Grabe getragen. —

Regina legte dem Greise einen grünen Kranz auf das Grab, und ein milder, heiterer Sommertag lag über dem bekränzten Hügel.

Morgendämmerung in einer jungen Seele.

Gabriel war in seinem sechzehnten Jahre. Er war aufgeweckt und kräftig und stand dem Vater bei in den Arbeiten des Feldes und der Wiese, so wie Regina an der Seite der kränkelnden Mutter die Hausarbeiten verrichtete. Das war ein Mühen und Bekümmern vom Morgen über den langen Tag bis in die tiefe Nacht hinein; aber das Feld hatte ein Herz von Stein, ließ sich nicht bewegen und brachte nur spärliche Frucht hervor. Oft ging auch das Mädchen mit auf die Weide, und sie gruben alle Drei und vergossen Schweiß, als wollten sie damit den steinigen Boden erweichen. Und Klara klagte im Hause:

„Da versetzen sie mich leicht daheim und lassen mich allein. Und jetzt kommt auf einmal wieder der Schlag und ich hab' keine Hilf und ich muß sterben und verderben!"

Briefe von Aerzten kamen: „Der Heidepeter wird aufgefordert, binnen längstens acht Tagen seine Schuld bei mir zu bezahlen, widrigenfalls ich die Vermittlung des Gerichts in Anspruch nehmen müßte."

Gläubiger kamen und polterten an den Thüren und mit allen Hausgeräthen und schrien:

„Du, Heidepeter! Das sag ich Dir jetzt zum letztenmal, wenn Du nicht auf der Stelle bezahlst, so führ' ich Dir die Kuh aus dem Stall!"

Da verlegte sich der Heidepeter auf das Bitten:

„Ich seh's wohl ein, Ihr wäret auch gern bei Euerer Sach', aber ich hab' ein krankes Weib und mein Grund ist steinig. Ich und meine Kinder arbeiten wohl fleißig und leiden gern selber Noth. Ich schau zu bitten, was ich nur bitten kann, habt mir doch nur ein wenig Geduld, ich zahl' Euch ja von Herzen gern!"

Und die Gläubiger gingen brummend davon, und die Heidehausbewohner arbeiteten und arbeiteten.

Der Peter sagte zu seinem Weibe:

„Sei nur schön geduldig, Klara, ich sag' alleweil, der Herrgott verlaßt uns nicht."

„Ach, wenn mich der Herrgott nur gleich zu sich nehmen thät'!"

Ueber solche Worte erschraken Vater und Kinder, aber die Kranke sagte wieder:

„Gott verzeih' mir meine Reden! Es greift oft eine kalte Hand in meine Brust und will mir 's Herz herausreißen; aber Ihr seid doch mein, Ihr arbeitet willig Tag und Nacht, tragt das große Kreuz. O, seid nur geduldig mit mir, ich bin so, ich kann nicht anders, ich hab' Euch doch lieber, wie mich selbst."

So war's im Heidehause und so litten sie Alle.

Am tiefsten aber litt — und das wußten die Anderen nicht und hatten keine Ahnung davon — am tiefsten litt Gabriel. Dem lag eine Last auf dem Herzen, die er nicht

kannte, die er schon seit Jahren fühlte, die immer größer und schwerer wurde und die ihn zuletzt unsäglich drückte.

Oft, an stillen Sonnabenden, wenn andere Bursche sich zusammengesellten zur Freude und Lust, ging Gabriel hinauf gegen die einsamen Waldungen.

— Gabriel, wenn Du unverstanden bist, so blättere im Buche der Natur. Alle Wesen sind Buchstaben, von Gott geschrieben, und die ganze Welt ist wie eine Dichtung.

Siehe, dort hinter dem Waldhang ist ein dunkler Teich. Da ist kein Leben und Bewegen, er starrt hervor, wie das offene Auge eines Todten. Kann dieses Gewässer ein Spiegel der Welt sein? Eine lustige Fliege hatte im Gesträuche eben Hochzeit; glückselig, berauscht von diesem süßen, lichtvollen Leben, kommt sie dahergetanzt und setzt sich auf die dunkle Fläche des Teiches. Da wird ein Kreis um das Thier, und größer und größer dehnt er sich hin nach allen Seiten bis an das Ufer, und neue folgen ihm, als wollten sich hier Welten bilden. Und das ist der neunfache Kranz der Hochzeiterin, und das ist ihr Grab im schwarzen Grunde. Da fängt am Ufer ein Glöcklein zu läuten an, und jedes Kraut im Walde, das ein Blumenglöcklein hat, läutet den Sterbgesang. — Und den Sterbgesang hört ein bunter Falter, und er flattert auf zu den hohen Wipfeln der Tannen und erzählt es der Meise, und die Meise sagt es der Lerche, und die Lerche schwingt sich zu den höchsten Wölklein mit purpurnem Saume, und hinterbringt die Kunde. Und das Wölklein zieht hin und erzählt es den Himmeln, und in den Himmeln stand es wohl geschrieben von Anbeginn: Die Fliege muß sterben im Teiche.

Unter einem Steinkoloß halb verborgen blüht das weiße Blümlein Waldmeister. Und dieses kleine, weiße Blümlein

ist eine große, fast unendliche Welt. Da lebt es und keimt und blüht und reift, und unter einem einzigen Blüthenblatte ist eine Hütte, ein Dorf, eine Stadt, ein Königreich mit allem Großen und Kleinen und Kleinsten. Da geht es wunderlich zu, da wohnt ein ganzes Volk sammt Wiege, Ehebett und Sarg, ein Volk mit Feld und Werkstatt, mit Kirche und Gottesdienst — ein Reich Gottes im Kleinen. — Wir sehen mit unserem stumpfen Auge nicht den zehntausendsten Theil des zehntausendsten Theiles dieser kleinen Welt, und wie unser Forschen erlahmt in der Unendlichkeit des Großen, so erlahmt es auch in der Unendlichkeit des Kleinen, und zuletzt wissen wir gar nicht, was groß oder klein, ob es überhaupt groß oder klein giebt, oder was hier das Maß ist, oder wie es kommt, daß sich gerade der Mensch angemaßt hat, das Maß zu sein und zu bestimmen von Dingen, die er nicht kennt und nicht im Stande ist, zu fassen . . .

Solche Gedanken ziehen durch die Waldeinsamkeit, und je wüster und verlorener die Wildniß und je gewaltiger in der Natur das Werden und Vergehen ist, desto schwerer oder tiefer und erhabener sind die Empfindungen, die im Walde uns überkommen.

Wie ein Weihrauchkorn, in die Gluth geworfen, zahllose Rauchwölkchen in den verschiedensten Gestaltungen hervorbringt, so gebar jedes kleinste, einzelne Wesen in Gabriel's Herzen hundert neue Empfindungen. Oft suchte er aus diesen Empfindungen Gedanken zu bilden, um sich das wunderbare Ahnen und Bangen und Sehnen gegenständlicher zu machen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und das schien es eben zu sein, was ihn oft so unsäglich drückte.

Da lag er denn auf dem Moose, und sah in das Geäste der Bäume hinein oder zu den abendsonnigen Wipfeln auf und fragte sich:

— Was willst Du? Willst Du, daß die Mutter gesund sei? — O, freilich, das vor Allem. Aber! — Was? — Willst Du ein Mägdlein haben? Dreimal fragte sich Gabriel: Willst Du ein Mägdlein haben? — —

Die Welt ist so schön und reich, für jeden Spaten hat sie einen Stiel, für jeden Stiel eine Hand — für jeden Wunsch Erfüllung. Verschmähst Du sie? Willst Du denn sterben? —

Einmal lehnte sich Gabriel an einen Baumstrunk, verdeckte sein Gesicht und betete:

„O, laß in diesen Nächten nicht,
Mein Gott, mich ewig schweben,
Ruf' gnädig mich zu Deinem Licht
Und laß mich wieder leben;
Und bin als Mensch ich nicht mehr Dein,
So laß mich eine Blume sein,
Auf daß mein Aug' Dich schaue
Und hoffend Dir vertraue!"

Weit hinter den Tannen des Heidehauses, wo der Weg abwärts führt gegen Rattenstein, stand unter einer Rothkiefer ein hohes Kreuzbild.

Gabriel stand oft lange davor und sah es an. Seine Eltern und Ureltern hatten gekniet vor diesem Pfahle. Die Sonne hatte über der Brust des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde eine tiefe Spalte gezogen. Ist doch nur ein Bild aus Menschenhand. Warum verehren wir Werke aus Menschenhand, warum nicht lieber den armen Bettelmann als Gotteswerk?

Die Abendsonne fiel auf das Kreuzbild und vergoldete es, und vergoldete die ganze Einöde, und vergoldete die Gletscher der Wildschroffen.

O, du wunderbar herrliche Welt! Du schönes reiches Thal mit deinen armen, kleinen Menschen! Du Dichtung Gottes, geschrieben von der ewigen Liebe! Wie die Mücken auf dem Blatte eines offenen Buches, so kriechen und tanzen die Menschlein hier herum und treten auf die Buchstaben, auf das Lied von ihrem Glücke.

Der Mensch ist ein Fragezeichen, die ganze Welt ist ein Fragezeichen; es muß Antwort geben . . . .

Solche Gedanken hatte Gabriel, weil er einsam war unter diesen Menschen und auf der Heide.

Eifriger und eifriger las er in den Büchern, und suchte Antwort, Lösung; häufiger schrieb er Zeilen auf Blätter — lauter Fragen.

Und einmal schrieb er gar einen Brief in die große Stadt, in der die Bücher gedruckt wurden, sagte wer er sei, und wo, und fragte an, ob es ein Buch gäbe, in welchem alles Wissen der Menschen vereinigt sei, und er that in dem Briefe auch allerhand andere Fragen und bat um Antwort, und legte, damit ihm diese um so sicherer gewährt werde, einen Zehnkreuzerschein bei.

Später bereute er diese kleine That als eine Albernheit und nahm sich vor, nicht mehr hirnverrückende Gedanken zu hegen, sondern wacker und fleißig die Wirthschaft zu stützen und seinen Eltern ein braver Sohn zu sein.

Und er that's. Aber das Hauswesen ging nicht vorwärts; der Peter rieb sich schier auf in Arbeiten und Sorgen und die Klara siechte.

„Besser wird's wohl werden,“ sagte die Kranke oft, „aber mich deucht halt, es scheint die Sonne nicht mehr so hell, wie vor Zeiten, und es will nach und nach finster werden auf der Welt.“

Eine Christenlehre in der Einöde.

Zur Herbstzeit, als das Fest Mariä Geburt kam, war Christenlehre in der Einöde.

Das war immer der schönste Tag für die Zapfenwirthin. Nicht zu glauben, was es da Alles zu thun gab im Hause; aber sie war eine religiöse Frau, sie fand auch noch Zeit zum Aufputzen des Altars im Kirchlein.

Auch Davidl, der „junge Herr", folgte dem Beispiele seiner Mutter; am Christenlehrtag war er immer herausgeputzt wie ein Hochzeiter, und man kann's wohl sagen — er hatte die schönsten Kleider unter allen Burschen der Einöde. Der Davidl hatte seit seiner Kindheit sowohl wenn ein Gewitter im Anzuge war, als auch zum Eingange der Christenlehre in der kleinen Kirche das Glöcklein geläutet.

So that er's auch heute wieder; dabei lugte er aber angelegentlich in einen Handspiegel, ob sich die Schönheit seines Gesichtes durch die ungewohnte Anstrengung nicht etwa verminderte. 's ging an, oder wollten die Wangen nicht doch ein wenig zu breit auseinander gehen?

Als endlich der Herr Provisor in Begleitung des Haberthurm des Weges herankam, eilte ihm die Wirthin schon von weitem entgegen, sagte dreimal: „Küß d'Hand, Hochwürden Herr!" und siebenmal: „Nein, das ist der schönste Tag in meinem Leben! Das sag' ich heut' und allemal: Wir haben einen goldenen Herrn Pfarrer, und im Falle der einmal von Rattenstein wegkommen sollt', so geb' ich nicht nach bei meinem Mann, und wir verkaufen das Haus und ziehen dem hochwürdigen Herrn nach."

Der Provisor war auch artig und hielt die Zapfenwirthin lange bei der Hand, und die Zapfenwirthin blickte in der Runde umher, ob die Leute, die vor dem Wirthshause

bereits versammelt waren, es denn doch wohl auch bemerkten, wie gut sie mit dem Pfarrer stehe.

„Wem gehört das blaugekleidete Mädchen dort?“ fragte der Provisor.

„Ah, das ist die Heidepeterisch’,“ antwortete die Wirthin und rümpfte ein wenig die dünne Nase, „nu ja, ’s könnt’ ein recht nettes Dirndl sein, aber — man muß sagen, was wahr ist — sie wachst bei diesen Leuten da oben auf, wie der Baum im Wald, nur daß sie zu keiner Krone kommt. Mein Tausendherz! und der Schulmeister, der alt’ Ketzer, hat sie auch verdorben. Ja, dasselb’ kann ich nicht oft genug sagen, ’s ist ein heiliges Glück, daß dieser Mensch — wie red’ ich nur gleich — schön fest mit Erden zudeckt ist — Gott wird mir die Sünd’ vergeben, aber die ganze Einöd hätt’ er angesteckt und verdorben!“

Im Kirchlein brannten zwei Kerzen, vor demselben war ein weißgedeckter Tisch aufgestellt und um den Tisch in einem weiten Kreise auf dem grünen Rasen lagerte sich die Gemeinde Einöde.

Davidl hatte das Glöcklein schweigen lassen, saß nun neben dem Haberthurm und blickte auf sein schwarztuchenes Beinkleid. Gabriel war an ihm vorübergegangen und hatte ihm ein „Grüß Dich Gott, David“ gegeben; aber der junge Zapfenwirth that, als höre er es nicht, er schämte sich heimlich vor den Leuten, daß ihn dieser „ausgehungerte Kleinhäusler, der Dalkerd-Bub’“ so vertraulich gegrüßt hatte. Dem Gabriel that es einen Augenblick weh, daß sein Gruß unerwidert geblieben war, er vergaß es aber gleich und setzte sich im Hintergrunde ruhig zu seiner Schwester.

Der Hahnenkamp war seit Langem heute zum erstenmale wieder beim Zapfenwirth. Er hatte es seiner Zeit auch seinem

Gesinde verboten, je ein Gläschen bei „der alten Waldschnepf“ zu trinken, und er preßte zum Ersatz alljährlich einen Eimer Holzäpfelmost, zu dem er drei Eimer Wasser goß. Das Gesinde war mit diesem Ersatze wirklich auch zufrieden, nur der Stallknecht sagte einmal:

„Daheim trinken, das heißt nichts, da kriegt man keinen Rausch und Rauferei giebt's auch keine.“

Heute also war der Hahnenkamp wieder einmal beim Zapfenwirth. Aber er ging nicht in's Haus, er sah es gar nicht an, und als die geschäftige Schenkin vorüber lief, redete er absichtlich mit dem Heidepeter, um zu zeigen, daß ihm der Dalkerd viel und tausendmal lieber sei, als die Waldschnepfe.

„Ruck' ein Trümmel, Dalkerd!“ sagte der Hahnenkamp mit spöttisch herablassendem Lächeln, „bist wohl schon fertig mit dem Hafersäen?“

Da lachten alle Umstehenden und Umsitzenden, denn das war ein Spott auf die langsam vorwärtsgehenden Arbeiten im Heidehause, der Hafer mußte ja bereits reif sein.

Der Heidepeter legte seine Hand an das Kinn und strich ein wenig seinen leichten falben Schnurrbart, wie er immer that, wenn er was sagen wollte, es aber doch unterließ. Von dem Heidepeter hatte noch Niemand Hohn und Spott erfahren; er sprach in seiner Gemüthlichkeit oft spaßhafte Worte ohne Arg und Hinterhalt, die ihm aber nicht selten als stechende Bemerkungen ausgelegt und übel vergolten wurden. So wollte er auch heute entgegnen: „Angesäet hab' ich wohl schon, aber abgeschnitten noch nicht;“ — doch er schwieg.

Endlich hatte der Haberthurm, der hier die Meßnerstelle vertrat, dem Provisor den Chorrock und die Stola umgehüllt und die Christenlehre hub an.

Nachdem sich der Priester an dem weißgedeckten Tisch niedergelassen hatte und sich mit der flachen Hand ein paarmal über den Glatzkopf gefahren war, begann er:

„Geliebte! Ihr in der Einöde hier seid dem Himmel näher, als wir draußen in Rattenstein. Warum? Erstens, weil die Berge höher sind, und zweitens, weil Ihr in Euerem Thun und Mühen in dieser Gegend viel größere Beschwerden und viel weniger Gewinn habt, als die Bewohner gesegneter Landstriche. Doch harret aus in der Geduld, Euere Leiden und Beschwerden werden eingetragen in das Buch des ewigen Lebens und Euer Gewinn ist der Himmel!"

Bei diesen Worten hörte man den Heidepeter krampfhaft aufathmen, man wußte nicht, war es ein Schluchzen oder ein zurückgehaltenes Lachen. Er wußte es selbst nicht; er war so bewegt, es war ihm so troſtreich im Herzen.

Der Priester fuhr fort:

„Und eben, weil Ihr so sehr beladen seid mit Noth und Plage, wird in kirchlicher und geistiger Beziehung nur wenig von Euch verlangt; Ihr hört dann und wann auf gute Meinung und für die armen Seelen im Fegefeuer eine Messe, empfanget fleißig die heiligen Sacramente und betet Eueren Rosenkranz. Ich will Euch heute das Gebet, aus dem der Rosenkranz zusammengesetzt ist, das Vaterunser, auslegen. Ihr werdet es wohl Alle kennen, ich zweifle nicht, ich will es nur von irgend Jemandem hersagen lassen, damit wir hernach anfangen können. Zum Beispiel Du dort, Rothschopf, sprich uns jetzt einmal laut und deutlich das Gebet des Herrn!"

Der Provisor sah den Davidl an; dieser glotzte vor sich hin.

„Hörst Du, Junge? Ja, den mit den Brillen meine ich.“

Jetzt entstand ein Gelächter.

Die Zapfenwirthin flüsterte von rückwärts:

„Die Brillen laß' dem Herrn Pfarrer über, damit er ein anderesmal besser sieht. Steh' schön auf, Davidl, und bet' das Vaterunser, kannst es ja!“

Nach und nach erhob sich der Bursche, blickte verwirrt um sich und dann den Provisor an, ob es denn wirklich sein Ernst sei; er wußte nicht, war es eine Ehre oder eine Beschämung, daß er, der junge Zapfenwirth, jetzt so vor allen Einödbewohnern das Vaterunser sagen sollte.

„Sei gescheit, Davidl!“ flüsterte die Schenkin in Todesangst, und plötzlich begann der Bursche:

„Va druns erd bis nim gal werd nam gums reich wilg sche niml al sauf erscht; gims heit ste brod gims un schul alsa mir va gen schul gern fir nit vers an les al nibl amen.“

Genau so wird das heilige Gebet in manchen Gegenden betont und hergeplappert — blos ein mechanisches Zungenspiel; das kommt von dem Mißbrauche der unzähligen Wiederholungen im „Rosenkranz“.

Und genau so hatte es Davidl gesprochen, so daß der Provisor den Kopf schüttelte und den Haberthurm fragte: „Habt Ihr ein Wort verstanden?“

„Verstanden, dasselb just nicht,“ antwortete dieser „aber das Vaterunser ist's gewesen, dasselb' weiß ich.“

„Dort hinten sitzt eine liebliche Jungfrau,“ rief der geistliche Herr, der heute einmal sehr gemüthlich sein wollte, und deutete auf Regina, „diese wird uns gewiß das Vaterunser schöner sprechen!“

Davidl zog ein merkwürdiges Gesicht.

Regina stand sittsam auf und sagte ruhig und deutlich mit mildem, innigem Tone das Gebet des Herrn.

Die Versammlung hatte den Athem angehalten und den Worten gelauscht, als seien sie eine Himmelsbotschaft und zum erstenmale gesprochen worden in der Einöde.

„Heidepeter's Tochter!" sagte der Provisor.

„Heidepeter's Regina!" murmelte es in der Menge. Der Heidepeter duckte sich ein wenig hinter seinem Nachbar und er legte die Hand an's Kinn und that wieder jene krampfhaften Athemzüge, von denen kein Mensch wußte, war es Lachen oder Weinen.

„Dein Dirndl ist rechtschaffen brav!" lispelte ihm der Nachbar zu.

„Ich könnte nun die Christenlehre eigentlich schließen," sagte der Provisor, „denn Heidepeter's Regina hat das Gebet nicht allein gesprochen, sie hat es durch die richtige, schöne Betonung auch erklärt." Hierauf sprach er, wie das Vaterunser ein gar wunderbares Gebet ist, welches sich nicht durch Worte auseinandersetzen und verständlich machen läßt, sondern nur durch das Gemüth, und er redete noch Manches über einzelne Sätze dieses Gebetes.

„Ferner," fuhr er fort, „ein Act, den wir des Tages fast ebenso oft begehen, als das Abbeten des Vaterunsers, ist das heilige Kreuzzeichen. Das ist das Siegel aller unserer Andachtsübungen und guten Werke, und auch wir wollen heute das unserige damit beschließen. Der Rothschopf dürfte ungehalten sein, wenn wir ihm nicht das Recht ließen, uns das heilige Kreuzzeichen schön und deutlich zu machen. Nun, Rothschopf?"

„Das Kreuz sollst machen, Davidl!" lispelte die Wirthin wieder.

Der Bursche war ganz verwirrt; erbittert zerrte er an seinem feinen Beinkleid, das nicht einmal im Stande war, ihn, den jungen Zapfenwirth, gegen solch' unerhörte Zumuthungen zu schützen. Endlich hob er die Hand und fuhr sich im Zickzack über das Gesicht.

„Nun, so zeig' den Einödern einmal das Kreuzzeichen!" rief der Provisor.

Davidl riß den Mund auf, und dieser verlängerte sich weit in die Wangen hinein, und die gelben Augenbrauen zuckten und die kleinen Augensterne verkrochen sich in die Höhlen. Endlich machte er mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wieder das Zickzack über das verzerrte Gesicht.

Der Anblick brachte die ganze Versammlung zu einem lauten Auflachen. Der Provisor aber sagte: „Junge, komm' am Sonntag hinaus nach Rattenstein; des Baders dreijährig Büblein wird Dir das Vaterunser und das Kreuzzeichen lehren. Schäme Dich!"

Das war zu viel.

„Komm Davidl," zeterte die Wirthin, „hab' gemeint, der Herr Provisor wollt' uns heut' Christenlehr' halten, jetzt ist eine Komödie daraus geworden, und Du sollst sein Affenmandl sein. Dazu bist nit da, das sag' ich! Komm, Davidl!"

Der Bursche machte eine unbeschreibliche Geberde gegen den Priester und lief davon.

Der Provisor blickte ihm nach und suchte dann wieder seine gemüthliche Miene zu gewinnen.

„Lebensart giebt's in der Einöde nicht zum Ueberfluß," sagte er, „aber man muß Euch Manches zu Gute halten. Indeß sind wir mit dem Kreuzzeichen noch nicht fertig; wenn Ihr, wie Ihr gern sagt, ein großes Kreuz tragt im Leben, so wird man wohl auch das Kreuzzeichen bei Euch finden.

Der Bursche dort neben der Regina! Bist Du nicht der Heidepetersohn? Der Gabriel Stammer? Schön! Zeig' uns das Zeichen des Kreuzes! — Brav! — Ich höre, Du bist ein weiser, vielbelesener Mann; erkläre uns einmal das heilige Kreuzzeichen!"

Gabriel hatte sich von dem Rasen erhoben; Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Ich habe über das Kreuzzeichen nur das gelesen, was in dem Katechismus davon steht," begann der Junge, „aber ich habe darüber zuweilen auch sonst nachgedacht. Es erinnert mich an die heilige Dreifaltigkeit, an die Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Und das dreifache Zeichen erinnert mich auch an Glaube, Hoffnung und Liebe; an Glaube und Hoffnung denke ich, wenn ich die Kreuze über das Angesicht mache, und bei dem Zeichen auf der Brust, am Herzen, denke ich an die Liebe."

Gabriel schwieg. Die Leute nickten einander mit den Köpfen zu, und der Heidepeter duckte sich wieder ein wenig hinter seinen Nachbar nieder und strich sich den Bart.

„Recht schön!" versetzte der Priester kalt, „aber der Liebe giebt es verschiedene Arten, Du meinst doch wohl die Liebe zu Gott?"

Gabriel zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann entgegnete er mit einer gewissen Lebendigkeit:

„Auch die Liebe zu den Menschen. In den Menschen können wir Gott lieben, denn wir haben kein getreueres Ebenbild Gottes. Darum ist es überflüssig, daß wir mit unseren Händen uns leblose Bilder machen von Ihm; Gott ist allgegenwärtig, ist in allen seinen Geschöpfen, sagt der Glaube. Durch die Liebe und Verehrung der todten Zeichen aber vergessen wir nur zu leicht auf unsere Mit-

menschen und auf die Werke Gottes. — So denke ich mir und so hab' ich's ausgesprochen, weil mich Euer Hochwürden darum gefragt haben."

„All' mein Lebtag hinein, jetzt kann Der predigen," sagten die Leute zu einander. Und jetzt kam's rasch.

Der Provisor war von seinem Platze aufgestanden, winkte mit der Hand, daß Gabriel vortreten möge und sagte dann halblaut, aber so, daß es die Umstehenden noch hören konnten:

„So ist's denn doch wahr, daß mit diesem Bieder Unheil in die Einöde gekommen! — Ich ahnte es schon lange, aber in der Hoffnung, daß Du zur Vernunft kommen würdest, schwieg ich." Und zu den Leuten: „Wie ich hörte, soll er eine Anzahl weltlicher Bücher besitzen; ist das so, dann trage ich Euch auf, dem Jungen die Bücher wegzunehmen und sie an mich abzuliefern. Einödebewohner, Ihr wollt doch keinen Antichrist in Euerer Mitte?"

Da ging ein Murren durch die Versammlung und Fäuste ballten sich gegen Gabriel.

„Nun gut," fuhr der Geistliche fort, „Ihr habt die Worte des Burschen gehört; sie sind Worte der neuen Lehre, die anstatt der Liebe zu Gott die Liebe zur Welt predigt!"

„Ich möchte noch ein Wort reden!" sagte Gabriel, aber da schrie die Menge aufgebracht:

„Still sei, Du Heide! Davonjagen wird man Dich. Solche Leut' bringen uns noch die Sündfluth in die Einöd'!"

„Mäßigt Euch, meine lieben Pfarrkinder," versetzte der Priester, „so weit wird es wohl noch nicht gekommen sein: die Scharte wird sich auswetzen lassen. Ihr, Haberthurm, oder Ihr, Hahnenkamp, einen Gotteslohn könnt Ihr Euch

erwerben, wenn Ihr den Burschen als Knecht in Euer Haus aufnehmt und ihn fleißig zum Arbeiten anhaltet; denn ein Kirchenvater sagt: Emsig arbeiten ist das beste Mittel gegen Sünden und Laster."

Jetzt drängte sich der Heidepeter vor; er hatte es anfangs kaum begreifen können, was da mit seinem Sohne vorging, nun aber rief er laut, wie sonst nie:

„Wollen 'leicht die Leute mich und mein krankes Weib zu Grunde richten? Was thät' ich denn, wenn ich den Gabriel nicht hätt'? Ich sag' Euch das vor Gott: ich laß' mein Kind nicht davontreiben, wie ein Kalb; wenn es was Schlechtes thut, so werde ich's schon selber strafen!"

„Du bist der Dalkerd," unterbrach ihn der Rindenschlager Lenz.

„Der Bub' bleibt da!" riefen Andere, „und wir gehen sogleich in's Heidehaus und suchen die heidnischen Bücher auf."

Jetzt stellte sich Gabriel vor den Provisor und sagte:

„Herr Pfarrer, ich bitte um Schutz für mein Eigenthum!"

Der Priester that, als überhöre er das Wort und rief dem Haberthurm zu:

„Was Ihr Verdächtiges findet, das bringt mir in den Pfarrhof."

„Herr Pfarrer!" rief Gabriel gewaltig erregt: „Ich hab' eine kranke Mutter! Sind Sie in den Wald gekommen, um Raub zu predigen?"

„So schlagt ihn doch gleich nieder, den Lästerer!" lärmte die Menge.

Da kam Regina herbei und beschwor ihren Bruder, kein Wort mehr zu reden. Der Heidepeter verdeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Wo die Lästerzunge spricht, da schweigt das Wort Gottes," sagte der Priester mit einem Tone tiefer Kränkung. „Die Christenlehre ist zu Ende."

„Ich liefere die Bücher freiwillig aus," sagte Gabriel, „aber wer mir noch in mein Haus dringt und meinen armen Eltern eine Unbild anthut, den — Herrgott! wo ist Deine Gerechtigkeit!"

„Mein armes Weib, meine unglücklichen Kinder!" stöhnte der Heidepeter.

„Jetzt ist's aus, Dalkerd," rief ihm der Haberthurm zu. „Dein Klagen macht's nicht besser. Wer sich Kieselsteine in's Bett thut, der muß auf Kieselsteinen liegen. — Ei der Tausend, daß ich nicht vergeß, einen Brief hab' ich für Dich in der Taschen. Er ist schon eine Zeit gelegen draußen beim Rattensteiner Postmeister — so hab' ich ihn mit hereingetragen. Da greif an; 's wird kein Tausender nicht d'rin sein!"

Der Heidepeter machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand. Er kannte dergleichen Briefe. Endlich nahm er ihn doch und murmelte zu Gabriel:

„Schau Bub', 's kommt Alles der Reih' nach, jetzt ist die Abschätzung auch da!"

„Dieser Brief ist nicht vom Amt," versetzte Gabriel, „er hat ein fremdes Siegel, und die Aufschrift trägt meinen Namen."

Er erbrach das Schreiben, steckte es aber ungelesen in die Tasche; er konnte in diesem Augenblicke nicht lesen, es kochte sein Blut.

Endlich ging er mit seiner Schwester seitwärts, fiel ihr um den Hals und weinte.

Die Wirthin brachte für den Provisor eine Flasche Wein auf den Tisch.

„Wenn mein Davidl auch nicht so vornehm das Kreuz machen kann," bemerkte sie giftig, „und wenn er auch nicht so schön predigen kann, wie der Heidepeterisch', so ist er doch — Gott sei die Ehr'! — ein guter Christ und kein Ketzer, und wir machen uns nicht lustig über die lichtblonden Haare, wie sie ihm Gott erschaffen hat. Besser ist ein Rothschopf, wie ein Kahlkopf."

Der Herr Provisor suchte die Bemerkungen hinabzuwürgen und schwemmte sauren Wein nach. —

Der Davidl saß zu dieser Stunde auf der mittleren Fichte im Geierneste. In seiner Wuth zerknitterte er das Reisig und zernagte seine Finger. Er kauerte sich in das Nest, er bildete sich ein, er sei ein Geier und werde abfliegen und dem Pfarrer die Augen auskratzen.

Aber es war ihm doch eine Pein, hier oben zu sitzen, denn unten, gerade unter den Bäumen, fingen sie an, Kugel zu schieben; Rudolf war Kegelbub und strich den Gewinn ein. Davidl schleuderte Tannenzapfen hinab, ließ dürre Aststrünke fallen, bis Rudolf sagte:

„Da mag sich Einer seine Kegel selber aufsetzen, ich laß mir keine Büberei gefallen!" und ging davon.

Er wollte sich nach dem Heidepeter umsehen, um ihn zu beruhigen; da eilte ihm Gabriel entgegen mit freudeleuchtendem Gesichte. Den Brief in der Hand schwingend, rief er:

„Eine andere Zeit, eine andere Zeit! Ich geh' in die Fremde! Ein Herr in der Hauptstadt hat etwas von mir erfahren. Ja, ich meine gar, das ist derselbe, dem ich den Brief geschickt habe. Er schreibt, ich solle zu ihm in die Stadt kommen und lernen. Siehst Du, das ist doch ein ehrlicher Mensch, jetzt will er mir zum Studiren helfen. So schau nicht so drein! lies!"

— Wie sie kurz und vielsagend und ernst waren, und wie sie anheimelten die Worte des fremden Mannes, der bereit war, sich des armen, lernlustigen Burschen anzunehmen!

Rudolf hielt das Blatt lange in der Hand und blickte seinen Freund schweigend an.

„Was willst Du thun?" fragte er endlich.

„Wie kannst Du fragen?" versetzte Gabriel.

Gabriel geht davon.

Das war ein trüber, ein stürmischer Septemberabend gewesen. Der Nordwind hatte den Wipfel einer Tanne geknickt und herabgeschleudert auf Heidepeter's Feldkasten, daß die Hausbewohner glaubten, der Blitz habe eingeschlagen.

An demselben Abende war's, als Gabriel den Seinen vertraute, daß er sich nicht zu helfen wisse, daß er in der Einöde nie glücklich werden könne, und daß er fortziehen wolle in die weite Welt.

„Du Halbnarr!" rief der Heidepeter aus, „und uns willst 'leicht verhungern lassen, jetzt, wo Du groß wirst und arbeiten kannst?"

Gabriel sagte kein Wort mehr; diese Rede seines Vater war ihm gewesen, wie ein Eisenhammer; mit einem Schlage war sein Vorsatz vernichtet.

„Wer weiß auch," tröstete ihn Rudolf, „in welche Hände Du gerathen wärest; vielleicht hätten sie Dich in der Stadt an Juden verkauft und über das Meer geliefert. Es geschieht allerlei draußen in der Welt; man liest es ja in den Büchern."

Aber Gabriel hatte von dieser Zeit an seine Ruhe verloren; schweigsam und betrübt war er. Mehr als je hielt er

sich an die Arbeit, doch manches Geschäft richtete er verkehrt. Niemand ahnte, welchen Kampf er in seinem Innern kämpfte.

— Wenn Du ein Mensch bist und Vater und Mutter hast, und Dir ist ein einziges Glück gegeben; wem gebührt es, Dir oder Deinen Eltern? — Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohl ergehe auf Erden.

Also Dein Wohl will der Herr. Und Du wirst Vater und Mutter ehren und im Andenken bewahren, auch wenn Du ihnen fern bist, und Du wirst draußen in der Welt das Vermögen sammeln, Deinen Eltern ein sorgenloses Alter zu bereiten.

Aber eine andere Stimme rief:

— Wenn Du ein gutes Kind bist, so wirst Du Deinen Eltern zur Seite stehen in den Tagen der Krankheit und Noth, wirst sie unterstützen mit Deiner Kraft und trösten mit Deinem Herzen. An wen soll sich ein armes Greisenpaar wenden unter rohen Menschen, wenn sein eigenes Kind es verläßt? —

Gabriel beschloß, sich den Seinen zu opfern.

— Aber wenn Du in der Einöde bleibst, und Deine schönsten Jahre vergräbst unter das Gestein der Heide, wie Du Deine Kindheit vergraben hast — ist Dir und den Deinen damit gedient? Ist Dein Opfer für sie nicht ein größeres, wenn Du ein fruchtbareres Feld suchest und ihnen die reiche Ernte giebst?

Solche Gegensätze stritten in seiner Seele, und sein Gesicht wurde dabei bleich.

Da sagte Klara einmal ihrem Manne:

„Ich hab' sonst kein scharfes Aug', aber dasselb' kenn ich, unserem Buben fehlt was. Ich sag', es ist doch kein Leben für ihn in dieser Wildniß."

„Hebst Du auch an?“ versetzte der Peter, „zu Grund' gingen wir, wenn der Bub' nicht wär'!“

„Versündige Dich nicht, wenn Du allweg vom Zugrundegehen sagst; den Buben kann uns der Herrgott über Nacht nehmen, und die alten Leut' haben gesagt: Auf Gott vertrau und nicht auf die Menschen bau!“

„Und die alten Leut' haben auch gesagt: Mensch', hilf Dir selbst, so wird Dir auch Gott helfen. Wenn uns aber der Bub' davon geht, so können wir uns nicht helfen!“

„Und wenn er dableibt, können wir uns auch nicht helfen, und er kann sich selber nicht helfen, und wenn wir uns in's Grab legen, verlassen wir ein unglückliches Kind auf der Welt. Der Gaberl hat mehr Glück und Schick für was Anderes, als für unsere Einödrackerei, und ich geb' meinen Willen dazu, wenn er was Anderes probiren will, und ich trag' mit Freuden den Bettelstab, wenn ich weiß, daß es unserem Kind gut geht. Das wären leicht schlechte Eltern, die ihr liebes Kind vom Glück wegstießen.“

Da sagte der Heidepeter denn doch endlich:

„Wenn er fort will, ist's recht, soll's halt auf Gotteswegen probiren!“

Sie offenbarten dem Sohne, daß er ihren Segen habe, ja, daß sie es, recht betrachtet, gerathen fänden, wenn er von diesen Einödmenschen, die ihm so übel wollten, in Gottesnamen für eine Zeit fortzöge. Da kehrte neues Leben in Gabriel und er traf Vorbereitungen zur Abreise.

Und als er nach wenigen Tagen mit Stock und Bündel vor den Seinen stand und versprach, daß er oft Berichte von sich und möglichst bald Hilfe senden werde, faßte der Vater, was er sonst nie that, des Sohnes Rechte in seine beiden Hände und sagte:

„Dasselb' ist meine größte Sorg', daß Du mir in der Fremde auf den lieben Gott vergessen wirst!"

Und die Mutter setzte bei:

„All' meiner Tage will ich für Dich beten. Was wär' das, wenn Du fehl gingst? — Und wenn auch ich mit Gottes Will' in Himmel komm', so könnt' ich ewig und ewig keine Seligkeit haben, wenn ich den Herrgott fragen thät am jüngsten Tag: wo ist unser lieber Sohn Gabriel? und er gäb' mir zur Antwort: Der hat Euer vergessen, hat meiner vergessen und steht zur Linken! Nein, an das will ich nicht denken. Wie Du noch in der Wiege gelegen bist, hab' ich unser' liebe Frau gebeten: Eh', daß er mir aufwächst und ein Unkraut wird, laß ihn lieber sterben in der Kindheit. Gottswegen, ich hätt' den blutigen Schmerzen ertragen. Aber die liebe Frau hat Dich aufwachsen lassen, und daß Du nicht verloren gehst, mein Kind, mein liebes Kind, dasselb' ist mein Gebet am Morgen und am Abend, und mein fester Glauben."

Als ihr Gabriel hierauf die rechte Hand zum Abschiede hinhielt, brach das kränkliche Weib in lautes Weinen aus. Als ob sie bisher von Allem nichts gewußt hätte und jetzt erst den Verlust einsähe, rief sie mit schmerzerstickter Stimme:

„Ja was thust denn, Gabriel? Wirst mir doch nicht fortgehen, wirst Deine arme mühselige Mutter doch nicht verlassen?"

— In aller Freundschaft und Liebe und Treue steht das Mutterherz obenan; das Mutterherz magst Du anbeten wie die Gottheit, Du begehst keine Abgötterei! —

Regina schluchzte so heftig, daß sie nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Krampfhaft drückte sie sich die blaue Schürze in das Gesicht, bis diese ganz durchnäßt war.

Nur einen Augenblick ließ sie das Tuch sinken, als sie Gabriel die Hand reichte und das letztemal in seine großen, betrübten Augen blickte.

Nun hatte sie der Bruder allein gelassen, daheim bei der elenden Wirthschaft, bei den armen, kränklichen Eltern.

Als Gabriel vom Hause fortging, bellte und rasselte der Hund mit aller Heftigkeit an der Kette, wie einst an jenem Tage, als er einen glimmenden Schwamm im Ohre hatte. Das gute Thier wollte nicht zugeben, daß der Sohn des Hauses arm und unerfahren so fortziehe in die Weite.

Die Zapfenwirthin erzählte es Jedem, der ihr in's Haus kam, und der vorüber ging, dem rief sie es nach: „Hast Du's auch schon gehört, daß Heidepeter's Gabriel in der großen Lotterie drei Schlösser gewonnen hat? Ich hab's selbst gesehen bei der Christenlehr', wie ihm der Brief ist zugeschrieben worden. Sobald's den ersten Schnee macht, kann er mit vier Rössern schlittenfahren!"

Und als sie heute am Tisch neben dem Rindenschlager-Lenz saß, sagte sie:

„Hab's alleweil gesagt, daß die Einschicht-Res um ein Capitel mehr weiß, wie andere Leut'. Sie hat's schon zu derselbigen Zeit, wie der Gaberl zur Tauf' tragen worden ist, ausgeschrien, daß aus dem Buben extra was wird. Kann wohl sein, hab' ich schon oft bei mir gesagt, ein getaufter Heide ist auch extra was, und das Heidehaus heißt nicht umsonst Heidehaus, man kann schon rundweg sagen das Heidenhaus. Just, wie wenn's mir zu Sinn 'gangen wär'! Und drei Schlösser! Ich aber sag', dahinter steckt was, wirst mich nicht lugenstrafen, Lenz. Und das wirst auch sehen, seine Vaterleut' führt er nicht mit in die Schlösser; die läßt er uns da, daß wir unsere Betteleut' haben."

In diesem Augenblick ging Gabriel mit Bündel und Stock vorüber.

Die Wirthin riß das Fenster auf und schrie:

„Ei, wie stolz! ein Behüt' Gott dürftest mir wohl auch geben, Gabriel; hab' Dir's die ganz' Zeit gut gemeint."

„Nun, so behüt' Gott!" sagte Gabriel.

„Nein, aber mich freut's, daß Du so ein Glück machst, und ich mein', wenn Du mein eigen Kind wärst, 's könnt mich nicht mehr freuen!"

Die Wirthin war ganz bewegt. Gabriel reichte ihr in seiner Herzensunschuld die Hand, dann zog er weiter.

„Der junge Dalkerd, wie die Leut' sagen," näselte die Wirthin, indem sie das Fenster schloß, „und eingebildet noch dazu; glaubst, er hätt' ein' Gruß gehabt für mein' Davidl? Ja, und was hab' ich g'rad früher gesagt? Hab' ich nicht gesagt, seine Vaterleut läßt er uns da? — Und der abscheuliche Geiz! Hast gesehen seine Hosen, auf jedem Knie ein Fleck! Nu, werden's wohl sehen, das Sprüchel ist: Geflickt geht er fort, zerrissen kommt er in den Ort!"

Der Lenz stimmte Allem still nickend und lächelnd bei; er hoffte dadurch, daß die Schenkin zuletzt sagen würde: Seien wir froh, daß er davon ist, und ich mach' Dir heut' aus Freundschaft keine Rechnung, Lenz!

Indeß war der wirkliche Schluß folgender:

„Wir werden's 'leicht noch erleben, daß das Heidehaus unter den Hammer kommt. Und wär's ein Wunder bei solchen Leuten? 's hat Unsereins nichts zum Besten bei diesen mageren Zeiten, und jeden Kreuzer muß man sich mit blutigen Fingern graben."

Als Gabriel an die Reide kam, wo sich der Weg hinausbiegt aus der Einöde gegen Rattenstein und wo

der Haldbrunnen war, saß der Haberthurm-Rudolf am Rande des Troges.

„Ich hab' Dich noch einmal sehen müssen, Gabriel!" sagte er, „weißt, bei diesem Wasser haben wir unsere Bruderschaft gemacht und bei diesem Wasser nehmen wir Abschied. Das ist der Gabriel-Brunnen."

„Deine Freundschaft nehme ich mit, Rudolf. Denke zu Zeiten an mich; ich gehe von der Einöde nun erst recht in die Einöde hinaus. Ich kenne keinen Weg und Steg da draußen in der ganzen Welt. Ich versuche mein Glück, und so lange ich die Sonne und die Sterne der Einöde sehe, kehre ich nicht um. Rudolf, gieb mir noch einmal Deine Hand. Eine Bitt' hab ich noch an Dich. Schau, wenn ich an meine Eltern, an meine Schwester denke, die ich nun hab' verlassen müssen, so möcht ich weinen so viel Thränen, wie dieser Brunnen Wassertropfen hat. Nimm Dich ein wenig ihrer an, und mach' mir von ihnen zu wissen, sobald ich Dir meinen neuen Wohnort bekannt gegeben habe. Und grüße mir sie noch einmal!" Er bückte sich und pflückte ein Maßlieb am Rain: „Das gieb der Regina. Und jetzt, Rudolf, reich' mir nochmals Deine Hand. Behüt Dich Gott, Rudolf, behüt Dich Gott!"

So schieden die jungen Freunde.

Rudolf schritt zurück in die traurige Welt der Einöde, Gabriel wanderte muthig hinaus in die unbekannte Einöde der Welt.

Zieht mit den Wölklein
Nicht dort der Vögel
Lustiges Völklein
Singend durch's Land?

Wo sie entsprossen,
Weilt nicht die Quelle,
Hüpft zu Genossen
Ueber die Wand!

Hast Du zum Wandern,
Freund, nicht der Füße
Einen zum andern?
Sende sie fort;
Fort von der Stelle,
Bis sie erreichen die
Flüchtige Seele
Auf sonnigem Hort.

So sang Gabriel und schlug mit dem Stocke dazu den Tact. Und fort zog er, hinaus durch die Schluchten und Thäler. Zu beiden Seiten hatte er hohe Berge. Und als diese zurückblieben, mit ihren Wäldern und Wildnissen, gab ihnen Gabriel keinen Abschiedsgruß.

In Rattenstein machte er dem Arzt einen Besuch und bat ihn, wenn er irgend einmal in die Einöde käme, sich nach seiner kranken Mutter umzusehen.

Eine Stunde weiter, bei Karnstein, betrat er das breite Thal, in welchem viele Arbeiter am Bau einer Eisenbahn beschäftigt waren.

Als er für die erste Nacht in einem einsamen Gehöfte übernachtete und vor dem Schlafengehen in der Hausflur warme Milch und Brot genoß, setzte sich der Bauer zu ihm und sagte:

„Nichts für ungut, wohin geht die Reis'?"

„In die Fremde hinaus," antwortete Gabriel.

Der Bauer that mit der Hand einen wegwerfenden Wink:

„Da hab' ich schon genug. Halt' nichts auf das Länderpassiren; mit einem geflickten Rock geht man fort, mit einem

zerrissenen kommt man heim. Arbeiten wollen die jungen Herren nicht, nur alleweil die Welt breit treten. Gleich mit dem Schnallendrucken seid Ihr zur Hand und Ihr meint, unser Herrgott hätt' die Häuser nur für die Stromer an die Straße gerückt; — von glühendem Eisen sollt' jede Thürklinke sein, thät Euch's wünschen. — Nu, nu, Er mag seine Milch schon ausschaufeln, red' ja nicht von Ihm allein. Brocken mag Er auch noch — g'segn Ihm's Gott! Aber das habt Ihr schon so, viel lieber Hunger leiden, als einmal einen Haustiel angreifen. Allweg bequem, das ist Euere Sach'; wenn's Euch auf der Straß' zu viel Staub hat, so lauft Ihr über die Felder und stampft das liebe Gotteskörndl in den Grund. Und wenn Ihr zum Haus kommt, gleich nistet Ihr Euch ein, man weiß gar nicht wie; die Flügel gehen Euch noch ab, sonst wäret Ihr prächtige Spatzen auf unseren Scheunen. — So, wenn Er g'essen hat, so führt Ihn der Bub' in den Stall hinaus, hab' ein frisches Heu; aber thu' Er sich einen Strohbausch unter Haupten legen, sonst kennt Er sich morgen nicht aus vor lauter wüstem Kopf. Laß' Er mir aber Sein Tabakspfeif' in der Stuben! — Ihr seid ein leichtsinniges Volk und fragt einen Kletzen darnach, wenn Ihr Einem Haus und Hof niederbrennt. — Was schaut Er denn so? red' ja nicht von Ihm, Er hat gar keinen solchen Trenstiegel, seh' ich. Fall' Er nicht über die Leiter. Schütz' Ihn Gott, der Herr!"

Die zweite Nachtherberge suchte Gabriel in einem Häuschen, welches an einem Berghang klebte. Sie wurde ihm gewährt, und ein alter Mann setzte sich gleich zu ihm auf die Ofenbank, fragte ihn nach Neuigkeiten und bedeutete, daß er gar rechtschaffen wißgierig sei, was sich in der Welt draußen so hin und wieder zuträgt, und er halte sich deswegen gern lebendige Zeitungen mit zwei Füßen und einem

Wanderstabe. Just auf Alles dürfe man freilich keinen Eid schwören, was solche Zeitungen bringen, aber die gedruckten seien auch nicht all' Tag ein Evangelium.

Und der Alte hatte für seine zweifüßigen Zeitungen in der Dachstube ein bequemes Lager mit reiner Wäsche, und wenn Gabriel auch sonst nichts zu erzählen wußte, als vom Heidehause in der Einöd', von Haberthurm's Rudolf und von der Zapfenwirthin, die ein Redetalent habe, wie keine Zweite mehr auf der ganzen Welt, so wurde er dennoch gut gehalten und gepflegt.

Am dritten Tage kam Gabriel in ein flaches Moorland, und als es Abend wurde, fand er keine Menschenwohnung, und mußte hungernd und durstend in einer verfallenden Lehmhütte übernachten.

Am vierten Tage wanderte Gabriel auf einer fruchtbaren Ebene; die Leute heimsten eben die Spätherbst-Ernte ein. In der Richtung, in welcher noch einen Tag früher das Gebirge lag, mit den bläulichen Höhen der Einöde, mit den Kanten der Wildschroffen, deren Anblick den Wanderer lange und lange begleitet hatte — lag heute auf der Ebene der Horizont mit fernen weißen Wölkelein. Weit, weit war die Heimat zurückgeblieben.

Die Gegend war sehr lebendig. Große Dörfer und Herrenhäuser hin und hin, und reiche Gärten. Die Straße hatte zahlreiche Abzweigungen, und auf allen fuhren Lastwagen und Herrschaftskutschen, trabten Reiter hin, eilten Menschen an Schiebkarren. An demselben Tage sah Gabriel die erste fertige Eisenbahn und den elektrischen Draht.

Und an demselben Tage erreichte er die Hauptstadt.

— Hast Du gemeint, Gabriel, gleich, wie Du mit Sack und Pack durch das Stadtthor gingest, kämen sie Dir ent-

gegen und sagten: Ei schau, des Heidepeter's Sohn aus der Einöde! mit Freude nehmen wir Dich auf; sei uns gegrüßt!

— Nun, und ist Dir Keiner entgegenkommen und hat Keiner so gerufen?

Keiner von den vielen Tausenden, die hier zwischen den hohen Prachtbauten zu Fuß und zu Pferd und zu Wagen an ihm vorüberwogten.

Gabriel stellte sich anfangs an eine Mauernische und meinte, das Gedränge würde vorüberziehen. Als es aber nicht vorüberzog — als er immer wogte, als er immer brauste — der ewig schäumende, gischtende, hochbewegte Menschenstrom, da stürzte sich Gabriel denn auch hinein, wie ein Tröpflein aus der Gebirgsquelle, und ließ sich mitreißen in das Meer . . .

Da stand er auf einem großen Platz, den ein weiter Ring von Häusern und Palästen umschloß, und das war ein Hineilen über das Pflaster, ein Rasseln und Schnurren, ein Treiben an den Ständen und Buden, und das war ein feines, glattes Wesen an den Geräthen, an den Kleidern, an den Gesichtern, und ein Glitzern und Funkeln an den Fenstern und Auslagen. Männer in blauen Kitteln zündeten die Laternen an, und es schien doch noch die Sonne auf die Thürme und Giebel.

— Gabriel, Du hast immer gemeint, Du seiest Jemand, in der Einöde haben sie Dich geliebt oder geneckt oder verspottet, aber beachtet haben sie Dich Alle.

Hier verschwindest Du und bist nichts; ob Du lebst oder stirbst, es fragt kein Mensch nach Dir.

Ein Trommeln und Wirbeln übertönte plötzlich allen anderen Lärm, und viele Leute eilten einem großen Bretterbaue zu, der zwischen wilden Kastanienbäumen stand. Auf

diesem Baue waren weißrothe Fähnlein und Fahnen gepflanzt; an den Wänden waren große Gemälde von Schlachten, Schiffsbränden, wilden Thieren und Menschen in den wunderlichsten Stellungen. Ueber einem rothen Vorhang, zwischen welchem Spiegel und brennende Luster schimmerten, stand groß hingeschrieben: „Das Universum!" Und ein Mann im bunten Anzuge, der auf einem hohen Gestelle stand und die Trommel handhabte, schrie: „Das Universum, meine Herrschaften! Alle Hauptstädte der Erde, alle sieben Weltwunder, drei feuerspeiende Berge und ein Seesturm, die Völkerschlacht bei Leipzig und das brennende Moskau um zehn Kreuzer! Ferner alle Merkwürdigkeiten der Thierwelt, der Drache mit den sieben Köpfen, das Krokodil, der Walfisch, der den Jonas verschluckt hat, Alles um zehn Kreuzer! Und im Extracabinet das himmlische Jerusalem; die babylonische Schöne — unvergleichlich meine Herrschaften! —" Die Stimme war heiser, es versagte ihr fast der Athem. Mit einem Lappen wischte sich der Marktschreier den Schweiß vom Antlitz und dabei vernichtete er die rothe Schminke, und nun marktschreierte er mit fahlen Wangen. Dann wieder rührte er die Trommel und die Menschen strömten in das hölzerne Haus.

— Das Universum! Wanderer von der Einöde, die ganze Welt auf einmal und um zehn Kreuzer!

Gabriel stand in einem Winkel neben dem Eingang, hielt sein kleines Bündel unter dem Arm und legte die Hand an das Kinn, wie sein Vater that, wenn er einen schweren Gedanken hatte. — Um zehn Kreuzer! — ja, wenn das Ding billiger wäre. Zehn Kreuzer ist ein Theil seines Vermögens.

„Um fünfe darf Einer nicht hinein?" fragte er einen Mann, der in kohlschwarzen Kleidern an der Pforte stand.

Dieser sah den Burschen eine Weile an, gab ihm aber keine Antwort.

„Wenn Ihr mich nicht hineinlaßt, so thut mir die Gefälligkeit und sagt, wo der Professor Frei zu finden ist. Ich bin ganz fremd da und kenne keinen Menschen. Ich bin weit von der Einöde her und will mich umsehen in der Welt und was lernen."

„Den Professor Frei weiß ich nicht, aber —" der Mann mußte immer Karten abnehmen und konnte deshalb nicht weiter reden. Als aber Niemand mehr kam und der größte Menschenhaufen sich verlaufen hatte, wendete er sich gegen Gabriel und mit einer fremdartigen Stimme, welche die Worte nur so hinausstieß, sagte er:

„Die Welt wollen Sie ansehen, junger Mann, und was lernen wollen Sie? Heißa, dazu giebt's die herrlichsten Wege. Parbleu, junger Mann, kommen Sie mit uns! Unser sind einige fünfzehn — junge, tolle Bursche, Kerle, wie der Blitz, Hallo hei! mit Sang und Klang geh'n unsere Straßen über Land und Meer und in allen großen Städten sind wir zu Haus, wie Einer!"

Der Mann strich sich den schwarzen Knebelbart, ein Lächeln zuckte über sein braunes Gesicht, seine dunklen tiefliegenden Augen funkelten, und lebhaft schüttelte er seine langen, zurückgekämmten Haare.

Gabriel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Künstlerleben!" — fuhr der Schwarze fort, „verstehen Sie's wohl? eine ganze Welt zu eigen haben und ein Universum noch dazu, potz Himmel und Morgenstern, das soll uns der Kaiser von China nachmachen! Maulwürfe sind sie Alle, die da graben und sich verkriechen hinter dem Ofen, hinter den bestaubten Codexen, hinter den Zifferbudeln. Der

Künstler ist der Mensch! Kunst und Universum! So kommen Sie mit uns!"

„Das wär' schon recht, 's ließe sich überlegen," meinte Gabriel, „reisen hätt' ich schon lange mögen. Wenn ich nachher wieder zurückkomm' zu meinen Eltern und der Müh' werth was profitirt hab'?"

„Ha, profitirt haben!" rief der Andere und versetzte dem Burschen einen derben Handschlag auf die Achsel. „Ein Mordskerl wie Sie, frisch wie 'ne Gemse, kuraschirt wie ein junger Löwe, Ihnen kann's auf Ehre gar nicht fehlen! Sie haben auf unseren Reisen Gelegenheit, sich die umfassendsten Welt- und Menschenkenntnisse zu erwerben, sich in allen Zweigen auszubilden, alle erdenklichen Genüsse zu kosten, auszuschlürfen, mit einem Worte, manneswürdig zu siegen. Und um einen Malefizjungen, wie Sie einer sind, parbleu, zerfleischen sich ja alle Weiber!"

Gabriel blickte zu Boden und erröthete ein wenig.

„Spaß apart!" sagte der Schwarze und faßte den Burschen lebhaft bei der Hand. „Ich bin Eigenthümer des Panoramas und brauche gegenwärtig einen jungen Mann von Ihrem Schlage. Sie sind bei mir gehalten, wie mein Sohn, sie wohnen in meinen Etablissements und speisen an meinem Tisch. Ich versorge Sie mit Kleidern und Allem was Sie bedürfen, und die Arbeit, der Sie zu obliegen haben, ist ein reiner Pappenstiel. Täglich die Bilderrollen aufziehen, die Guckgläser reinigen, die Transparentlichter besorgen und ein paar Plakate anschlagen. Sie erhalten entsprechende Gage und in ein paar Jährchen sind Sie ein versilberter Mann. Zudem versteht es sich von selbst, daß Sie mir nicht verpflichtet sind, daß es Ihnen jederzeit frei steht, die Verbindung zu lösen. Also topp!"

Gabriel blickte auf den Sand und schupfte mit dem Stocke ein Steinchen hin und her. Endlich warf er seinen Kopf empor und sagte:

„Ich werde früher den Professor Frei fragen."

„Wie Sie wollen," versetzte der Panoramabesitzer, „Professor Frei wird Ihnen dasselbe sagen, und zudem garantire ich Ihnen nicht, ob ich Ihnen bis morgen die Stelle reserviren kann. Wenn ich will, hab' ich in ein paar Stunden drei solche Bursche, und wenn ich zehn brauche, bin ich auch nicht verlegen. Nu, Sie gefallen mir just, und ohne daß ich erst frage, wer Sie sind, wie Sie heißen, biete ich Ihnen die möglichsten Vortheile an, mit denen Sie gewiß zufrieden sein werden. Also, junger Freund, topp!"

Zu verlieren, meinte Gabriel, hätte er nichts. Die Welt kennen zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, sei er ausgezogen, und so wolle er denn in Gottesnamen einschlagen.

Auf der Gant.

Und wie ging's in der Einöde, als er fort war?

Oft, wenn ein stiller Feierabend war, verließ Regina das Haus und ging hinab gegen die Capelle, die verlassen und halb verfallen dastand, zwischen Erlengebüschen und hohen Föhren.

An einem rostigen Thürangel hing ein Weihwassergefäß. In dieses tauchte das Mädchen stets die Finger ein, besprengte sich das Gesicht und sagte halblaut:

„Jetzt gehe ich in das heilige Haus Gottes ein, die weltlichen Gedanken sollen weit von mir sein — hier bin ich vor Gott in der Ewigkeit!"

Dann kniete sie nieder auf ein Querbrett und sah zum uralten, in Einfalt gezierten Frauenbild auf. Sie betete:

„Himmelskönigin Maria, Dein Bild verehr' ich, und zu Dir ruf' ich, weil mir so bang ist im Herzen. Mein Vater ist arm und kann sich nicht helfen, weil ihn das Unglück verfolgt, weil ihn die Leute verfolgen, und jetzt wollen sie uns gar das Haus wegnehmen und uns hinausstoßen aus dem eigenen Dach! Meine Mutter will mir erblinden, und sie weint auch so um den Gabriel. Jungfrau Maria, und das ist auch mein größtes Anliegen, meine Bitt', beschütz' mir doch meinen Bruder in der Fremde. Ganz unbekannte Leut' haben ihn fortgerufen, und ich weiß nicht, was sie mit ihm thun. O heilige, reine Gottesmutter! Jeden Samstag einen Kranz von Rosen und Marin, den flecht' ich Deinem Gnadenbilde hier, wenn Du meinem Bruder beistehst allzeit, weil ja ich nicht bei ihm sein kann, und weil er gewiß Niemanden haben wird, der ihn pflegt und auf ihn Obacht hat. Und jetzt bet' ich auch noch für mich, daß Du mich fromm und geduldig sein lassest: die Leut' bringen gar allweg Schlechtes über mich auf und führen mich in die Versuchung. So und jetzt hab' ich Dir mein Anliegen geklagt und jetzt geh' ich und sag: gute Nacht, Maria!"

Nichts auf Erden kann ein banges Herz so sehr beruhigen und trösten, als ein gläubiges Gebet. O, schleudert den armen bedrängten Menschen nicht die Brandfackel des Zweifels in dieses Heiligthum, oder wenn Ihr es thut, so lasset ihnen in Euch jene Allmacht und Liebe angedeihen, die sie von Gott und seinen Heiligen so zuversichtlich erwarten. Könnt Ihr das?

Regina verließ stets beruhigt die Capelle und war wieder heiter und doppelt liebreich gegen ihre Eltern. —

Eines Tages im Spätherbst, als sie aus der Capelle trat, stand Rudolf, der junge Haberthurmknecht, an einem

Baum, und zeichnete mit einem Weidenstäbchen Dinge in deu frischgefallenen Schnee.

Das Mädchen erschrak beinahe und sagte:

„Willst 'leicht auch Dein Abendgebet hier verrichten, Rudolf? Je, was schreibst denn da für Sachen in den Schnee?"

Der junge Mann zerstörte seine Zeichnung mit einem tiefen Strich, und versetzte zerstreut:

„Nichts. Geben will ich Dir was."

„Ja, das kann ich mir denken," lachte Regina, „fopp' Du Deine Leut', wirst kein Taglohn schuldig!"

„Einen Gruß von Deinem Bruder bring' ich Dir in diesem Blümlein."

Er hielt ihr das vertrocknete Maßlieb hin.

„Geh', meinst mein Bruder hätt' kein' besseren Gruß für mich, wie so ein welkes Blüml da? Halt her! — Schau, schenken mag ich Dir's doch nicht."

Der Bursche stand da und blickte auf den Schnee.

„Willst 'leicht noch was?" fragte ihn Regina.

Da reichte er ihr seine Hand, und sagte:

„Gute Nacht, gute Nacht, und nochmals gute Nacht!"

Dann ging er langsam über den Wassergraben, in welchem unter der Schnee- und Eisdecke der Waldbach murmelte, und jenseits aufwärts gegen den Haberthurmhof. —

Nun kam der Winter mit Massen.

Es war noch weit vor dem Frühjahre, es war die Faschingszeit, und unten beim Zapfenwirth schlug der Rindenschlager-Lenz das Hackbrett. Wie da die Hämmerchen hüpften auf den glänzenden zirpenden Stahlsaiten, auf und ab, hin und her, von einer zur anderen, und wie jede getroffene ein anderes Lied sang! Und was da die Leute tanzten

und jauchzten; in der Stube flogen die Silbergroschen, wie draußen über der Scheune die Spatzen.

Oben im Heidehause ging es auch lebhaft zu, da eilten die Leute erregt und bewegt zur Thür aus und ein, und auch hier wurde zum Fasching ein Instrument gespielt. Nur daß dazu Niemand tanzte und jauchzte, denn der Hammer, der hier spielte, schlug nicht auf die klingenden Saiten — er schlug auf Menschenherzen.

Der Hammer der Versteigerung.

Zahlreiche Gläubiger waren da und gingen im Hause umher und beguckten Alles, und eine Anzahl Kleinhüttler, Köhlerleute, die sonst betteln gekommen waren, polterten in den Stuben herum und warfen hochmüthige Blicke auf die Hausbewohner, die Alles geschehen lassen mußten und sich nicht rühren durften. Wenn der Heidepeter was sagte, wenn er bat, ihm das oder jenes, was ihm besonders an's Herz gewachsen, nicht wegzunehmen, so erhielt er keine Antwort.

Der Hahnenkamp war auch da.

Er trug heute einen großen, breiten Ledergurt um die Hüften, und da steckte er behäbig seinen beide Daumen hinein.

So schritt er im Hofe langsam umher, machte die Stall- und Scheunenthore auf und besah und betastete die Wände und Thorstöcke und die Bedachung, ob wohl Alles seinen guten Stand habe. Dabei pfiff er und pfiff höllisch falsch.

Der Heidepeter saß neben seinem siechenden Weibe in der Stube und legte die Hand an das Kinn.

Klara hielt die blaue Schürze vor das Gesicht und schluchzte.

„Hast denn nicht besser wirthschaften können, Peter! Jetzt ist Alles hin, was fangen wir an?"

„Wenn der Bub' daheim geblieben, hätten wir uns leicht noch durchgewürgt; aber hast ihn ja selbst noch fortgeschoben mit Deinen Reden, Klara. Mir darfst keine Schuld geben."

„So, und jetzt wälzest Du noch alle Schuld auf mich, auf die arme, kranke Haut, die sich nicht zu helfen weiß! Wenn mich der lieb' Herrgott nur gleich zu sich nehmen thät, das wär' das Beste!"

Sie schluchzte so heftig, daß sie kein Wort mehr hervorbrachte. Der Peter mußte sie stützen, daß sie nicht auf den Boden fiel.

„Klara!" hauchte er ihr auf die Stirne, „thu Dir's nur nicht so schwer legen. Sag' mir, 's wird wohl nicht unrecht sein, wenn ich Dein Gebetbüchel da in den Sack steck', daß sie's nicht finden?"

„Wo ist denn heut' die Regina?" fragte Klara endlich und trocknete sich die Thränen.

„Sie muß den Leuten das Korn vormessen und die Küh' aus dem Stall treiben," sagte der Peter traurig.

Draußen in der Lauben stand ein Tischlein. Da fiel nun der Hammer nieder.

„Siebenhundert!" schrie der Amtmann.

„Achthundert!" rief ein Anderer.

„Achthundert zum Ersten!"

„Neunhundert!"

„Neunhundertfünfzig!"

„Neunhundertsechzig!"

„Tausend!"

„Tausend zum Ersten! Tausend zum Zweiten!"

„Tausendfünfzig!"

„Tausend und fünfzig zum Ersten! — zum Zweiten!"

Es war still, die Leute hielten den Athem an.

„Tausend und fünfzig zum Zweiten!“ rief der Amtmann, „giebt Keiner mehr? — Tausend und fünfzig zum — Dritten!“

Der Hammer fiel auf den Tisch.

Das Heidehaus gehörte dem Hahnenkamp.

Jetzt entstand eine lebhafte Bewegung, und mehrere Gläubiger fluchten und schrien, sie litten keine Verkürzung und sie ließen es auf einen Proceß ankommen.

Der Bader von Rattenstein trat in die Stube.

„Heidepeter!“ sagte er, „es ist schlecht ausgefallen, Dein Haus mit Allem, was d'rum und d'ran, ist um tausend und fünfzig Gulden abgeschlagen worden; schuldig bist aber um ein gut Stück d'rüber! Ich leid' keinen Schaden, Heidepeter, das sag' ich Dir!“

„Könnt's mir ja den Rock vom Leib' ziehen,“ versetzte der Peter tonlos, „mir ist Alles recht.“

Der Arzt polterte wieder hinaus.

Der Peter erhob sich:

„Gleich geh' ich es ihm sagen, daß er Dich gesund macht,“ rief er aufgeregt. „Ich hab' ihm mein halbes Haus dafür gegeben, und ich schenk' ihm's nicht. Auf der Stell' muß er Dich gesund machen, Klara, oder ich geh' zum Kaiser!“

„Sei nicht aufgebracht, Peter,“ beruhigte ihn nun Klara, „der Herrgott wird uns nicht verlassen in der Noth. Geh', ruf mir die Regina her!“

Jetzt trat der Hahnenkamp zur Thür herein.

„Bleib' nur sitzen, Peter,“ sagte er mit einem Tone, der wohlwollend sein sollte. „Habt es freilich ausgeschrien, ich wär' ein Wildling, aber das ist derweil nicht richtig, und ich sag' Euch's gleich, ich werd' Euch nicht hinauswerfen; 's

Haus ist mein von dieser Stund' an, und Euch laß ich 's Oberstübel. Du, Peter, hilfst mir in der Arbeit und verdienst schon die Kost für Dich und Dein Weib. Ist wohl wahr, und ich sag's: Was mein ist, ist mein, und nicht ein Splitterl von meinem Güterl! aber Stein bin ich keiner. Kannst jetzt ein Eichtl rasten, Peter, und nachher, wenn die Beschau vorbei ist, gehst, den Schnee vom Graßhaufen wegschaufeln und hackst Streu ein!"

Der Peter sagte nichts, er that nur einen hohen Athemzug.

„Deine Tochter wird zum Ameishüter als Stallmagd hinauskommen," fuhr der Hahnenkamp fort, „wird ihm Deine dreiundzwanzig Gulden abdienen, die nicht 'zahlt werden können. So jetzt weißt es, und wenn Du willst, so sag's auch Deinem Weib."

„Hab's schon gehört!" rief Klara, „weiß schon, daß Ihr uns das Haus und unser Kind weggenommen habt. Wollt's uns leicht allein lassen in unseren alten, mühseligen Tagen? — Hahnenkamp! — Er hört mich gar nicht an, lachen thut er noch und fort geht er, und Alle lassen sie uns allein. Peter, wir zwei sind zu viel auf der Welt, sie hätten uns am liebsten unter dem Gras. Aber sterben will ich noch nicht, bei Leib nicht! Will's noch erleben, daß uns der Hahnenkamp um eine Nachtherberge bittet!"

„Ich möcht sonst nichts erleben," entgegnete der Peter, „als daß uns unsere Kinder ein' Freud' machen thäten, und das ist allweg meine Hoffnung."

Regina kam herbei und tröstete die Eltern, und sagte, sie wolle ja gern dienen und den Leuten die Schulden abstatten, und sie käme jeden Sonntag zu Vater und Mutter und thäte sie mit Freuden pflegen. Sie that heiter, als sie

dieses sagte, und sie wischte der Mutter die Tropfen von den Augen.

Da faßte Klara das Mädchen heftig zitternd an der Hand und führte es aus der Stube hinab in den dunkeln Keller.

„Du gehst jetzt zu fremden Leuten," sagte sie hier, „und da muß ich noch etwas mit Dir reden. Du bist aufgewachsen in Ehren, und bei Deinen Eltern daheim hast Du Gotteswegen nichts Schlechtes gehört und gesehen. Ich weiß nicht, verstehst mich schon, aber bei dem Menschen ist's einmal so, wenn er in seinen jungen Jahren ist, daß — Regina, jetzt schau her auf deine kranke Mutter, vergiß es nimmer, wie ich da steh' vor Dir mit aufgehobenen Händen und Dich bitte um Gotteswillen, thu' mir keine Unehr' an. Thu' Dich allweg hüten, und wenn's Gott giebt, daß Du einstmalen in den Ehestand trittst — Regina, bring' den grünen Kranz mit zum Altare! — Daß Du mich jetzt verlassen mußt, in meinen alten Tagen, just deswegen werd' ich nicht sterben, aber wenn Du mir mein heiliges Wort vergißt, so hast Du mir die Grube gegraben!"

Gegen Abend schritt Regina hinab zur Waldcapelle, und nun erst brach der Schmerz in Weinen aus, daß es so gekommen war.

„Ich bin ein armes, verlassenes Mädchen," schluchzte sie vor dem Marienbilde, „und ich habe die heilige Pflicht, meinen Eltern beizustehen, aber die Leute reißen mich von ihnen fort. Jetzt will es dunkel werden in mir und die Nacht geht auf, und kein Mensch ist, der mir zurufen thät: gute Nacht!"

Endlich trocknete sich das Mädchen die Thränen von den schönen, dunklen Augen, that einen tiefen Athemzug und sagte:

„Ei ja, Tag und Nacht, 's ist so der Brauch auf der Welt. Die Sonne wird schon wieder kommen, das ist ein schlechter Christ, der verzweifelt."

Als sie aus der Capelle trat, blickte sie erstaunt auf die Schneedecke. Hier standen die Worte geschrieben: „Gute Nacht, Regina!"

Wenn die Mutter Natur will, so bringt sie alle Menschen zum Lächeln.

Gram, Sorge, Liebweh mag noch so groß sein, jegliches Leid wird gemildert, wenn die Welt mit ihrem Frühling kommt. „Sei gut, sei froh und heiter, Du Menschengemüth!" sagt Mutter Natur.

Auch in der Einöde und auf der Heide ist der Frühling schön, wenn er auch spät kommt, wenn auch die Junisonne Schnee zu schmelzen hat in den Waldschluchten.

Wohl lange schon war jener weiße, glitzernde Brief zergangen, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Gute Nacht, Regina!" Tiefe Furchen hatte das Wasser gerissen, und viel Sand und Gestein hatte es hinausgeschwemmt auf die Wiesen des Zapfenwirthes und des Hahnenkamp.

Es waren viele Thränen geweint worden in der Waldschlucht.

Nun war Maien.

An den Rainen und Hängen blühten dunkelroth die Eriken, die Lärchbäume prangten in hellgrüner Farbe und trugen purpurne Kätzchen; auf den Wiesen glitzerten zertheilte Wässerlein. Der säuselnde, summende, alllebendige Wald wurde schattiger und dunkler, je mehr in den Aesten frische Zweige und Blätter nachwuchsen. Die Ameisen kamen hervor und begannen ihre Arbeit mit den Harzkörnern, mit

den Zapfenschuppen, mit den dürren Nadeln. Auf den Wipfeln hüpften die Lerchen und die Finken und die Rothkehlchen und die Meisen, und sangen. — Und hoch oben, im tiefblauen Himmelsauge kreiste ein Habicht und sein Gefieder schimmerte silberig in der Sonne.

Hinter den dunkelnden Hochwäldern aber ragen die leuchtenden Felszinnen der Wildschroffen empor, in deren Klüften noch der Schnee lagert.

Es liegt eine wunderbare Ruhe und Reinheit über der Einöde, obwohl einmal geäußert worden ist, die Hochgegend der Einöde mit ihren träumenden, raubthierreichen Wäldern und mit ihren weißen, scharfen Felskanten im Hintergrunde sei in solchen Tagen wie ein lauerndes Ungeheuer, das die Augen halb zudrückt und die Zähne fletscht.

Ueber das junge Federgras und über das dunkelroth blühende Wildkraut der Heide ging in sehr kurzen, langsamen Schritten der Heidepeter und führte sein Weib.

Klara's Kopf war dicht in Tücher und Lappen gewickelt und sie hielt immer die Hand an den Mund, damit das Alpenlüftchen nicht zu sehr hinein käme, denn zum Alpenlüftchen hatte sie kein sonderliches Vertrauen. Auch that ihr der helle Sonnenschein weh. Sie ging gar schleppend und gebeugt und hing sich fest an den treuen Ehemann, obwohl sie behauptete, daß ihr recht gut sei und daß sie Trost habe, endlich doch wieder gesund zu werden.

„Ich hab' was wahrgenommen, Klara," flüsterte der Peter geheimnißvoll; „wie ich jetzt vom Hause fort bin, hab' ich im Stübel die Schmalzkübel pumpern gehört; ich sag', wir kriegen heut' einen guten Sterz, Klara!"

Ein guter Sterz, das war dem Heidepeter nach Weib und Kind das Liebste auf Erden.

„Magst ein Brot, Peter? Ich hab' mein gestriges Stückel da bei mir."

Sie setzten sich endlich auf einen moosigen Stein und der Peter sagte:

„Bin wohl rechtschaffen froh, daß Sonntag ist und daß Unsereins ein wenig rasten kann. 's thun mir halt doch dann und wann woltern die Händ' weh beim Pflugführen in der Steinleiten."

„Thust Dich frei so viel herabrackern, Peter, und Du wirst mir schier ein ganzer Hascher; bist eh' schon grau auf dem Kopf, und wirst nach und nach letz. Wenn Dir was ist, Peter, so sag's, leicht kann ich Dir doch dann und wann Hilf' reichen. Freilich wohl, schön geduldig ertragen, wer's zuwegen bringen könnt', das wär' ein Glück. Und das, denk' ich, fragt Einen unser Herrgott, wenn man anklopft bei der Himmelsthür: Hast Kreuz und Leiden tragen? Geh', zeig' mir Deine Schultern! Bist auf dornigen Wegen gewandelt? Geh', zeig' mir Deine Füße! So komm' herein, die Erden werd' ich verbrennen mit ihrem Kreuz und Leiden, und im Himmel wollen wir zusammen verbleiben. — Dasselb', denk' ich, sagt der liebe Herrgott, wenn Unsereins vor die Himmelsthür kommt."

Der Peter lächelte mit feuchten Augen.

„Ja, und jetzt muß ich Dir was sagen," fuhr sie fort, „ich thät am nächsten Sonntag so viel gern nach Rattenstein hinaus humpeln, ich weiß ja schon völlig nimmer, wie eine Kirchen ausschaut. Schau, Peter, 's könnt' bei mir auf einmal zum Sterben sein."

„Dasselb' ist wohl richtig," versetzte der Mann gedrückt, und legte die Hand an's Kinn.

„Und zuletzt wär' gar vom Gabriel ein Brief beim Postmeister!"

„Wenn ich bei der Arbeit bin," sagte der Peter, „oder wenn ich allein wo geh' und steh', so bet' ich halt gern für unsere Kinder. Geh', Klara, magst mir heut' nicht das Lied vom armen Dienstmägdlein singen?"

Das Weiblein schmunzelte ein wenig hinter dem Tücherwall. Singen, das war ihr Lebtag was für sie, und wenn sie überlaut auch sagte, sie könne gar nicht mehr, ihre Kehle sei so rauh, wie ein alter Lodensack, so war es ihr doch im Herzen recht, wenn Jemand sie bat um ein Lied. — Der Peter war ihr ja einst, als sie Ziegen hütete, im Walde nachgegangen, ihres Singens wegen, hatte sie kennen gelernt und hatte sie hierauf geheiratet.

Darum war ihm ihr Gesang immer noch lieb zu hören.

Klara hüstelte nur ein paarmal, um die Kehle zu glätten, dann schlug sie ein klein wenig die Tücher auseinander und begann leise — halb singend, halb sagend — Peter's Lieblingslied:

„Es war ein armes Dienstmägdelein,
Gar keusch und rein im Leben;
Das ging wohl alle Tag in Wald;
Da fand es eine Bildnuß bald,
Die that es wunderschön zieren.

Die Bildnuß war alle verwischt und wild,
Die Bildnuß war kaum zu bekleiden,
All' Tag mit ein' frischen Blümelein,
Wie's auf der Heiden stunden —"

Hier wurde die Sängerin unterbrochen.

„Peter!" rief eine derbe Stimme vom Hause her, „wo hat Dich denn der Geier wieder, Du Dalkerd!"

„Der Bauer," sagte der Peter, „jetzt muß ich gleich zum Haus hinablaufen, 's wird ein' Arbeit für mich sein. Hatsch schön stad nach."

Und als er zum Hause kam, fluchte der Hahnenkamp, und der Zapfenwirth, der neben ihm stand und mit seinen triefenden Augen blinzelte, sagte höhnische Worte, die dem Peter bis in's Herz hinein weh thaten.

„Mein Davidl läßt Dich grüßen, Dalkerd," sagte der Zapfenwirth, „er wär' sonst mitkommen und hätt' Dir sein Compliment gemacht, daß Du's so weit bracht hast, aber 's könnt' der Kettenhund toll werden, oder Du hättest ihm gar wieder ein Fangeisen gelegt. Ja, ja, Dalkerd, die Welt ist kugelrund!"

„Laßt mich in Ruh!" entgegnete der Peter kleinlaut, „ich und mein Weib haben Euch nichts in den Weg gelegt und meine Kinder wohl gewiß auch nichts."

„Kommt er gleich mit seinen Kindern und prahlt sich damit," lachte der Zapfenwirth. „Nu, ich will Dir's nur sagen, man hört saubere Sachen von Deinen Kindern!"

Da wurde der Heidepeter lebendig:

„Was hört man von meinen Kindern? Auf der Stell', Wirth, was hört man?"

„Geh' selbst nachfragen, ich bin kein Postentrager, ich bin der Zapfenwirth!" war die Antwort.

„Nur peinigen wollt Ihr mich und mein Weib!" rief der Peter mit bebendem Tone.

„Jetzt troll Dich einmal, alter Brummbär!" schrie der Hahnenkamp, „Futtermähen geh', oder sollen die Melkküh' heut' nichts fressen? Du fragst gleich nach der fetten Butter, aber sonst fragst nach nichts! Wie Du Dich selbst aufgefressen hast, so willst auch mich auffressen. Nu — muß ich Dir weiterhelfen?"

Der Bauer drohte mit der Faust, aber der Peter blieb auf seinem Fleck stehen.

„'s ist wohl heut' Sonntag," sagte er endlich, „und die Sonnntagsschänderei ist bei mir nie der Brauch gewesen. Hättest zum Futtermähen auch die Kuhmagd — aber ich geh' und thu' Deinen Willen. Euch, Zapfenwirth, frag' ich noch einmal später, was für saubere Sachen Ihr von meinen Kindern wißt."

Der betagte Mann langte die Sense von der Vorwand und ging hinab auf die Wiese. Und es war doch Sonntag und Ruhetag, und die Leute vergnügten sich und sammelten Kraft für die nächstkommenden Werktage. Nur er mußte das Zugthier sein, das keine Ausnahme erfährt.

Traurig stand er da und starrte nieder auf das grüne, frische Gras. Siehe, da saß auf einem Rispenhalm eine Heuschrecke, und die hielt ihre zwei Vorderfüße gefaltet empor gegen den hohen, blauen Himmel. Da perlten dem Manne die hellen Thränen über die Wangen. — Alles hält Sonntag, selbst das Insect im Grase feiert den Tag in Umgang mit dem lieben Herrgott. —

Aber Gehorsam und Sanftmuth ist auch ein Gottesdienst — hatte Gabriel einmal aus einem Buche gelesen. Der Heidepeter dachte daran und senkte die Sense in das Gras.

Der junge Haberthurm will was.

Muß ein wenig zu den alten Heidepeterischen hinaufschauen, hatte sich Rudolf, der junge Haberthurmknecht, gedacht. Er war heute in kleidsamer Sonntagstracht und hatte den rothen Brustfleck an und den grünen Hosenträger um, und aus der inneren Tasche seiner grauen Lodenjoppe lugte nebst einem blauen Päckchen eine Clarinette hervor. Das

Instrument verstand er und an jedem Sonntage blies er darauf einen lustigen Jodler zur Ehre Gottes. Seine blonden, krausen Locken trug er hinter die Ohren gekämmt, und er hatte dadurch eigentlich eine neue Mode in die Einöde gebracht. Wie früher alle Burschen ihre Haare vorn herab über die Stirn, gar über die Augen wischten, so kämmten sie dieselben jetzt zierlich nach rückwärts und blickten aus diesem Anlasse gern in ihre Handspiegel, ob sie wohl so aussahen, wie der junge Haberthurmknecht. Dann hatten auch die Mädchen zu ihren Liebhabern gesagt: „Geh', ich will Dir was anrathen. Wenn Du magst, so mach' ich Dir so einen rothen Brustfleck, wie der Haberthurm-Rudolf einen hat!" Aber als endlich alle Burschen ihren rothen Brustfleck trugen, so sahen die Mädchen doch immer heimlich nur auf den Rudolf.

Der war auch in Allem ein ganz Anderer!

Einmal hatte die Zapfenwirthin die Hand des Haberthurm lange in der ihrigen gehalten und sie schier zärtlich gestreichelt und zuletzt dem Bauer in's Ohr gelispelt:

„Glaubst, Haberthurm, ich kann mir's nicht denken, wo Du Deinen jungen Burschen genommen hast? O, Du bist gescheit!"

Dem Haberthurm flog eine leichte Röthe über das verwitterte Antlitz.

„Halt ja," flüsterte die Schenkin, „so was hält man gern hinter'm Zaun, aber der Zapfenwirthin macht Einer keine Kohle blau. Nun, halt her Dein Ohrwaschel: Dein Rudolf ist ein Grafensohn! Gelt?"

Der Bauer that einen Lacher.

Und nach zwei Tagen sprach man in der ganzen Einöde davon, daß der junge Haberthurm ein Grafensohn sei.

Kurze Zeit darauf ließ der Haberthurm den Rudolf zu sich in seine Stube kommen, und offenbarte ihm den Entschluß, das Gut nach altem Gebrauche des Haberthurmhofes einem Nachfolger zu verschreiben. Er trug dem Burschen die Besitzung an.

Rudolf suchte in seiner Ueberraschung vergebens nach einer Entgegnung, da faßte schon der Alte seine Hand und sagte:

„Es bleibt schon dabei, Junge. Ich werde alt, Du bist mir an's Herz gewachsen und verstehst das Hausen und Bauen."

Die Aussichten waren nun schön, aber Rudolf war ernster als sonst; er sann oft nach, wie das kam und wie das werden sollte.

Und auch noch ein Anderes gab ihm viel zu sinnen und zu träumen.

Als er an diesem Sonntag, auf dem Gang zu den Heidepeter'schen, an der Capelle in der Waldschlucht vorüber kam, da dachte er an den lieben Winter, der hier einst ein großes, weißes Blatt ausgebreitet hatte, auf das Jemand die Worte schrieb: „Gute Nacht, Regina!"

Er stieg hinauf und ging hin über die ebene Heide, da sah er auf dem Stein die mühselige Heidepeterin sitzen. Sie schien sehr betrübt zu sein und betete leise.

Der Bursche setzte sich zu ihr und suchte sie zu erheitern.

„Das freut mich so, daß Du mit Unsereinem was redest," sagte Klara herzlich, „alle anderen Leut' treten uns schon völlig unter die Füß'; gar solche, denen wir in den besseren Zeiten was Gutes haben thun können. Mein Peter muß jetzt wieder arbeiten, hat gar nicht einmal einen

Sonntag mehr, er hat's zehnmal schwerer, wie der Unterknecht, und jetzt wollen sie ihm den Himmel auch schon wegnehmen. — Nein, aber daß die Regina heut' nicht kommen will; da gehen wir schon stundenlang hin und her zwischen den Steinen und schauen ihr entgegen — sie will halt nicht kommen. Der Gaberl schreibt auch nicht."

„Ja, er schreibt," antwortete Rudolf und zog einen Brief hervor, den er zu übergeben hatte.

Und Gabriel schrieb unter vielem Andern:

„Zuerst, da wäre ich bald auf einen unrechten Weg gekommen. Ein Budenmann hat mich anschwatzen wollen, habe mich aber noch gut besonnen. Der Herr, der mir den Brief in die Einöde geschrieben hat, nimmt sich ganz um mich an und ich gehe in eine Schule und lerne und auch zu Haus. Die Stadt ist so, daß Ihr sie Alle miteinander nicht denken könnt, wenn ich sie auch beschreiben wollte. Aber anfangs, da ist's mir wohl manigsmal nach Euch gewesen. Die Stadtleut leben in Herrlichkeit, aber um's Leben bringen thun sich so Viele, daß einem unter ihnen oft völlig die Zeit lang wird. Und sonst auch: Die Frömmigkeit ist nicht zum Größten. Was der Rattensteiner Pfarrer dazu sagen thäte? Ich mache keine Lustbarkeiten mit, so Sachen freuen mich nicht. Ich gehe lieber alleinig um und thue öfters dichten. So kleine Gesanger mach ich, und die gefallen meinen Schulkameraden (Collegen heißen sie hier) und auch den Herren Professoren, und sie heißen mich den Waldpoeten. Den Spottnamen haben sie mir schon aufgebracht."

Und so ging es weiter, aber er schrieb viel zu wenig, daher mußte also Rudolf den Brief um so öfter lesen.

„'s ist halt doch eine Freud," sagte Klara. „'s ist richtig wahr: Wenn's auch ein Elend ist auf Erden, der

Himmel ist alleweil über uns, der Himmel ist ein weiter Schirm; es sei das Elend noch so groß, der liebe Himmel deckt es ein!"

Jetzt führte Rudolf seine Hand zögernd gegen die innere Rocktasche; er war verlegen. Wollte er seine Blaspfeife erfassen? Wollte er dem mühseligen Weiblein was vorblasen? Stetig zögernd zog er endlich ein Päckchen hervor.

„Mutter Klara," sagte er und wickelte das blaue Taschentuch ab, „er ist mir übrig blieben am letzten Erchtag und schlecht ist er nicht."

„Uh, was hast denn da, Du Närrisch?"

„Grad' keine gebratenen Tauben; so ein Schinken ist's halt. Leicht mögt Ihr ihn beißen — thät recht kräftigen."

Das arme Weib nahm das Geschenk mit beiden Händen und bedankte sich zu tausendmalen.

„Und beißen — dasselb' werden wir ihn schon, der Peter hat noch rechtschaffen gute Zähn'! Schau, der Gabriel hat geschrieben! 's ist halt doch eine Freud'!"

Als endlich Rudolf wieder seinem Hofe zuschritt, begegnete ihm Regina, die vom Ameishüter kam und zu ihren Eltern ging.

Wie wenn ihm wer einen Stein auf die Brust geworfen hätte, so war es dem Burschen, als er das Mädchen plötzlich vor sich sah.

— Jetzt gilt's — sagte er zu sich — jetzt faß ich sie bei der Hand, jetzt nehm' ich sie um den Hals, jetzt drück' ich sie so fest an mich, wie ich nur kann, jetzt sag' ich ihr Alles!

„Gehst zu Deinen Vaterleuten hinauf?" redete er die Regina an.

„Ja, und ich bin heut' schon rechtschaffen spät d'ran; meine Näherei hat mir so zu schaffen geben," sagte sie.

„Wie geht's Dir denn allweg beim Ameishüter, Regina?“

„Dank der Frag'. Mag wohl fleißig ansteigen, daß ich hinauf komm'.“

Sie war bei diesen Worten nicht einen Augenblick stehen geblieben, sie hatte den Burschen nicht einmal angesehen, hatte vor sich gerade auf den Boden hingeschaut, um den Steinen auszuweichen, und er hatte ihr nicht einmal gesagt, was er wußte und wollte.

So war sie fort.

Rudolf setzte sich auf den Holzzaun und führte ein Selbstgespräch.

„Rudolf, Du bist eine Letfeigen. Hast Du das Mädel gern? Ei gar nicht, und nicht ein bissel. — Ist es Dir gleich, ob sie bei ihren Eltern ist, oder beim Ameishüter? — Meinetwegen, ich stell' kein Guckmandl zu ihr. — Wenn sie beim Wirth auf dem Tanzboden wär' und Du solltest mit ihr tanzen! — Ja, im Winkel laß ich sie stehen und schau sie gar nicht an. — Wenn sie aber ein Anderer nimmt? — Mich braucht Keiner d'rum zu fragen. — Wenn sie aber der Davidl nimmt? — Der? — Nein, sag' ich, der nicht! Davidl, Du Fuchsbartelbub, wie Du mir die Regina anrührst, so schlag' ich Dich nieder.“

Er brach einen Stecken vom Zaun, er schwang ihn. Da lachte es hinter ihm. Der Haberthurm stand da.

„Bist toll, Rudolf?“ sagte er, „was brichst mir meinen Zaun? Rudolf, der Zaun gehört mein! — Schau, ich reiß auch einen Stecken ab, ich kann's thun, kann den ganzen Haberthurmhof abreißen, wird mir kein Mensch was sagen. Ich bin der Haberthurm. Junge, Du meinst, Du kriegst mein Haus und Hof, und 's bleibt dabei. Wenn Dir aber

das Weibsbild im Kopfe sitzt, so bleibt's nicht dabei. Schau mir in's Gesicht, Bub, und lehn' Dich nicht so an den Zaun, drückst mir ja alle Stangen auf's Feld!"

Die beiden Männer gingen, ohne noch ein Wort zu sagen, neben einander in den Hof.

Als Rudolf hierauf am Abend in seiner Kammer war, saß er lange am Rand seines Bettes.

„Und es ist eine rechte Dummheit," murmelte er und biß die Zähne zusammen, „lauter Einbildung. — Nimm sie, rothhaariger Davidl, und tanz' mit ihr wie Du magst. Die Spielleut' pfeifen zu Allem."

Dann legte er sich zu Bette, und sich bequem rückend, hauchte er:

„Ah, 's ist doch am besten allein im Bett: Man kann sich strecken und recken, wie man will. Und man hat einen festen Platz auf Erden, und der gehört Einem zu eigen und keinem Menschen sonst. Das ist was werth. Der alte Haberthurm hat es doch gescheit gemacht."

Aber Rudolf konnte nicht einschlafen, und es war doch das Lager so weit und so bequem. Ein Amulet von seiner längstverstorbenen Mutter, das er stets um den Hals trug, küßte und drückte er an die Brust. Es wollte ihm schier nicht genug sein.

So leb' denn wohl du stilles Haus!

Jahre gingen hin, aber es blieb heute, wie gestern.

Die Felswälle der Wildschroffen ließen nichts Altes hinaus und nichts Neues herein. Was in der Einöde aufging, das war da, und dahin war, was in der Einöde zusammenbrach.

Zapfenwirths Davidl wuchsen Haare im Gesicht. Man kann nicht sagen, er bekam einen Bart, denn die Haare waren zart und sehr dünn vertheilt über Backen, Kinn und Wangen, und sie waren lichtfalb, so daß das Gesicht dadurch ein gelbliches Aussehen bekam. Auf allen Sommersprossen und Muttermalen standen drei oder vier Härchen. Die Brillen waren etwas vergangen und die grauen Aeuglein sahen nun noch kleiner aus als früher. Die Nase hatte sich in den letzten Jahren scharf und spitzig gewachsen; die borstigen Haare waren stets kurz geschnitten. Einmal hatte ihm die Wirthin gesagt, daß er etwas bräunliche Vorderzähne habe, und daß er sich deswegen gewöhnen wolle, den Mund zu schließen. Ueber diese Bemerkung riß der Bursche den Mund erst recht weit auf. Da hatte ihm die Zapfenwirthin auch einmal vertraut, daß es gut sei, für das Zahnweh, wenn er sich jeden dritten Freitag die Fingernägel abbeiße; er hatte aber kein Zahnweh, und so biß er sich die Nägel nur, wenn Christenlehre war.

Der Wirth bekam immer schwächere Augen und mußte sich demzufolge die meiste Zeit in der Gruft aufhalten; im Tageslicht war er sehr grämig und mißmuthig.

Nur einmal hatte er einen rechten Freudentag. Davidl strich in der Stube am Brotkorb vorüber und schob in merkwürdiger Gewandtheit mit Blitzesschnelle zwei Semmeln in die Tasche.

Da sagte sein Vater:

„Schau nach, Davidl, es sind Dir zwei Brote in den Sack gefallen. Eins kannst haben.“

Fletschte ihm der Bursche die Zähne entgegen.

Darauf der Alte:

„Wart, Du Grasel, ich fass' Dich bei den Ohren!“

Da erwischte der Junge einen Stiefelknecht und schleuderte ihn seinem Vater unter die Füße.

Und als dies geschehen war, fiel der Alte dem Jungen fast um den Hals und rief:

„Davidl, Du bist doch mein Sohn, ich hab's ja meinem seligen Vater auch einmal so gemacht!"

Am wohlsten war dem Zapfenwirth, wenn er seine böse Zunge loslassen konnte; er hatte hierin nach und nach die Fertigkeit seiner Ehehälfte erreicht. Der Gegenstand seiner Auslassungen war stets der Dalkerd, gegen den er Alles aufzuhetzen suchte. Der Heidepeter war ja der Feind seines Hauses; oder hatte der Peter seit Bestehen in dem Wirthshause je so viel verzecht, was drei Spatzen kosten? Hatte ferner der Peter nicht den Davidl mißhandelt und hatte er nicht einmal das Fangeisen gelegt, wo der Davidl hineinsprang? War der Davidl nicht in jener Christenlehr' durch Heidepeter's Kinder zu schanden geworden? Eine wahre Qual war es dem Wirth, wenn er hören mußte, wie von Gabriel gute Nachrichten gesagt wurden, und daß dem Burschen das Brot schier in den Honigtopf gefallen sei. Auch erzählte der Ameishüter einmal, daß er seines Gedenkens noch keine Dienstmagd im Hause gehabt habe, die so fleißig, folgsam und umsichtig gewesen wäre wie Heidepeter's Regina, und daß das Mädchen, wenn es auch keinen Groschen mitbringe, doch einmal eine treffliche Hausfrau abgeben werde.

Der Wirth nickte dazu nur langsam mit dem Kopfe, als wollte er sagen: schon recht, werden schon sehen. — Dann ging er in den Keller.

Die Wirthin aber sagte:

„Gut, wenn's wahr ist; ich wünsche der Regina nichts Schlechtes; und ich wünsche keinem Menschen nichts Schlechtes;

aber ich hab' kein Zusammensehen mit dieser Person; anstatt daß sie für ihre Vaterleut' Brot sammeln ging', trägt sie einen Sack voll Bettelstolz herum. 's schaut völlig so aus, als wie wenn dasselb' Gered' wahr wär' — daß —. Man sagt der mühseligen Haut, der Klara, so was nicht gern nach; aber wenn halt der Apfel gar so weit vom Stamme fällt, so denkt man d'ran, man kann sich nicht helfen."

Einmal saß Davidl unter den Fichten und putzte mit Schmeer die Spielkarten, weil sie schon zur Unkenntlichkeit schmutzig geworden waren. Da kam sein Vater herbei, setzte sich zu ihm auf die Lehnbank und sagte süßlich:

„Davidl!"

Der Bursche sah nicht auf, er hatte immer Aerger, wenn ihn eines von seinen Eltern ansprach.

„Davidl," fuhr der Alte fort, „Du bist ein verteufelter Junge! Du, was sagst denn zu der Ameishüter-Regina?"

Davidl glotzte den Vater an und riß den Mund auf.

„Davidl, in Deinen Jahren hab' ich's ein bischen anders getrieben als Du. Jeden Unterrock hab' ich gekannt in der ganzen Gegend. Deine Mutter weiß es. War just auch so eine Stallmagd beim Ameishüter — so recht eine fromme und augenverdreherische, daß man gemeint hat, sie hätt' ihre Jungfrauschaft in einen Pechöltopf than und mit einem rothen Bandel zubunden. Sind wir unser drei, vier Burschen einmal gesessen im Wirthshaus beisammen, haben Silberzwanziger in einen Hut geworfen und es ausgemacht: wer der Stallmagd das roth' Bandel aufzwickt, der kriegt neun Maß Wein nnd einen doppelten Gamsbart auf den Hut. Ist im Winterfasching gewesen, und zu Weihnachten d'rauf haben sie der frommen Stallmagd beim Ameishüter das roth' Bandel mit der Scher' abzwickt. Ich hab' den

doppelten Gamsbart gewonnen. Das waren Dir Zeiten, Davidl! Heutigentag's ist Alles ein wahrer Todtengräbertanz und die jungen Burschen rutschen nur mit den Spielkarten herum und haben kein' Hitz und kein' Kurasch!" Dann stieß der Alte seinen Sohn ein wenig mit dem Ellbogen: „Die Regina, Du, das wär' ein Schluck!"

Davidl grinste und rieb eifrig an den Karten, und an dem Herz-Aß rieb er sehr lange — das wollte durchaus nicht rein werden. —

In denselben Tagen verbreitete sich in der Einöde ein sonderbares Gerücht. Niemand wußte, wer es zuerst gesagt hatte, aber man hörte es allenthalben, und man verbreitete es allenthalben.

Berichte aus der fernen Hauptstadt waren ihm vorangegangen. Nach Rattenstein war ein Zeitungsblatt gekommen, und darin stand ein langer Aufsatz über Gabriel, des Heidepeter's Sohn. Fremde, die in Rattenstein durchreisten, erkundigten sich nach Gabriel's Geburtsort und sagten, der Bursche aus dem Heidehause sei ein berufener Mann geworden und werde seiner Heimat Ehre bringen.

Von anderer Seite hieß es wieder, es wäre siebenmal gescheiter gewesen, wenn Gabriel in der Einöde geblieben wäre und den Eltern tüchtig hausen und bauen geholfen hätte. Das fände man sonst nirgends, daß ein Haus in fremde Hände käme, wenn einmal die Kinder arbeitsfähig, und so was könne sich nur beim Dalkerd zutragen. Daß dieser Bursche seine darbenden Eltern verlassen habe und in die Fremde gegangen sei, habe er nur gethan, daß er offen von dem heiligen Glauben abfallen könne — wie die Städter denn schon Alle ohne Religion und Gewissen seien. Gabriel sei ein schlauer Bursche, man würde schon noch andere Dinge von ihm hören.

Dann fragte man sich, ob es denn wahr sei, daß bei Gabriel's Geburt sein Vater im Gefängnisse saß; ja, das sei schon ein rechtes Zeichen. — Man könne sich auch sonst noch Geschichten erzählen von den Heidepeterischen, aber aus Christenliebe schweige man davon. Es könne sich nach dem, was in jener Nacht mit der Schulmeisterleiche vorgefallen, so Jeder denken, mit welchen Dingen das zuging. Die Kinder haben ihre Gelehrtheit fertig gehabt, das Brot ist zu wenig gewesen und so ist der Alte überflüssig gewesen. Sie haben ihn — lebendig begraben.

Und das war das Gerücht.

Der Schulmeister hatte sich ja auf der Bahre noch bewegt, sie wußten es zu vertuschen, und eine gerichtliche Todtenschau unterblieb, wie sie in der Einöde öfters unterbleibt. Wer konnte jetzt kommen und widerlegen, wenn die Leute behaupteten: Sie haben ihn lebendig begraben!

Lebendig begraben, den guten, alten Mann! Darum all' das Unglück, das über das Heidehaus hereingebrochen ist!

Und sie haben ihn lebendig begraben! — Regina hörte es und sie ging noch an demselben Tage im Abenddämmern fort vom Ameishüter, hinauf zum Heidehause und klopfte am Fenster der Oberstube ihre Eltern aus dem Schlafe. Laut weinend erzählte sie die Anschuldigung.

Der Peter sagte kein Wort darauf, aber Klara rief:

„Du Peter, Du hast allweg geschwiegen, Du hast zu rechter Zeit geschwiegen und Du hast zu unrechter Zeit geschwiegen. Nicht arm gegessen und nicht arm gekränkelt — arm geschwiegen haben wir uns, und anstatt den Mund haben wir den Beutel aufgemacht, bis der letzt' und der allerletzt' Groschen herausgefallen ist. In Gottesnamen, 's ist vorbei, ich mach's Kreuz darüber. Aber das sag' ich

Dir, Peter, wenn Du jetzt auch noch stillschweigst und diese Anklag' über uns und unsere Kinder ergehen läss'st, so schau' ich Dich mein Lebtag nicht mehr an, und ich heiß' Dich die Letfeigen, den Dalkerd und noch was Anderes! Und nachher reut's mich so oftmals, so viel Haar ich auf dem Haupt habe, daß ich Dich geheiratet hab'!"

Das Weib sank schluchzend auf ihr Strohlager, sie hielt ihren Kopf in den Händen, als ob er zerspringen wollte und sie klagte halb verloren:

„Närrisch muß man zuletzt auch noch werden!"

Der Peter sprang aus dem Bette, riß die Thür auf und rief:

„Aus ist's! Jetzt hat mir mein Weib das gesagt!"

Dann ging er wieder zurück zum Lager und mit gebrochener Stimme sagte er die Worte:

„Klara, Du bist alleweil mein liebster Mensch auf der Welt, und jetzt schrei'st auch Du mit den Anderen und hilfst mich martern. Was kann ich denn sagen? Sie werden mir nichts glauben, und beweisen ist unmöglich. Mir schwindelt schon Alles im Kopf; der lieb' Herr Jesus hat auch geschwiegen, wie sie ihn angeklagt haben und ist doch unschuldig gewesen. Mit dem Menschenleben hat's bald ein End', und das ist das Beste!"

„Du, das ist eine Sünd', wenn Du so denkst," unterbrach ihn Klara, „merk' Dir das, mit dem Menschenleben hat's kein End'! Wir haben Kinder und sind in ihnen fort, wir müssen sorgen für ihr Wohl und für ihre Ehr'; und Eltern, die das nicht thun, soll man todtschlagen mit einer eisernen Keul', hat die Einschicht-Res gesagt!"

Der Peter lag auf den Knien und betete still.

Regina hatte große Mühe, ihre Eltern endlich wieder zu beruhigen, und auf dem Heimweg machte sie sich harte

Vorwürfe, daß sie den alten, kranken Leuten das böse Gerücht hinterbracht habe. —

Die Abspannung nach der aufgeregten Nacht machte es, daß am Morgen der Heidepeter über die Stunde hinaus schlief. Es war aber zur Heumahd und der Hahnenkamp hatte keine Rast und Ruh', so lange noch ein Hälmlein Heu auf den Wiesen war. Er wachte schier die ganze Nacht, und wenn er gleich an dem Heuwagen nicht zerren konnte, so zerrte er am Bettstroh und meinte, damit richte er auch was aus. Das war ihm unbegreiflich, wie die Leute so fest und sorglos schlafen konnten und es lag das Heu auf den Wiesen. Seinem Weibe rannte er die Nacht hindurch den Ellbogen mehrmals in die Seite, daß es ächzte.

„Da sieht man's halt, daß Du Dir gar keine Wirthschaft angelegen sein lassest! Meine Mutter hat in der Heumahd die ganze Nacht vom Aufstehen geredet und Du liegst im Nest, wie zum Hinwerden!"

Das Weib seufzte und schlief wieder ein. Und der Morgenstern war dem Hahnenkamp ein heißersehnter Morgenstern. Wie der Morgenstern zum Fenster hineinguckte, guckte der Hahnenkamp zum Fenster hinaus. Hei und Heu! es war wieder schön Wetter. Da machte er einen gewaltigen Lärm im Hause und schreckte das Gesinde auf und da wurden Sensen gedengelt, Kümpfe gefüllt, Rechen gezähnt, Heukarren flott gemacht — Alles schon zur frühesten Morgenstunde.

Der Dalkerd, bleibt er heute kleben in seinem Nest?

„Dalkerd, Dalkerd!" schrie der Hahnenkamp und tümmelte mit der Heugabel an der Oberstube, daß die Hühner kreischend von ihren Sitzstangen flatterten. Er hörte nur ein Brummen in der Stube. Da trat er die Thür ein und zerrte den alten Leuten die Decke aus dem Bette.

„Du bist ein Unmensch, Hahnenkamp!“ sagte Klara und zog die Decke wieder zu sich, „gib Obacht, daß es Dir nicht einmal heimkommt!“

Jetzt war der Bauer von neuem aufgebracht.

„Was!“ rief er, „die Krank' schreit da! Schau, sonst will sie all' Tag schon abgeleuchtet sein; predigen kann sie 'leicht noch? Ich aber sag' Dir, Du armselige Krautschreck', daß Du in meinem Hause stirbst, hast Du nicht schriftlich; Du bist eine — eine — gar nicht aufhalten mag ich mich bei Dir; hinaus geh! hinaus geh'! Auf der Stell' nimm Deine Fetzen und geh'! Da hast einen Stecken, da hast einen Bettelsack, da — da hast einen Kreuzer!“

Jetzt kam der in Peter's Leben so seltene Moment, daß ihm die Geduld riß. Wuthschäumend warf er sich auf Hahnenkamp und mehr zufällig, als absichtlich schleuderte er den kräftigen Mann an die Thür, daß dieser zu Boden taumelte.

Kaum war das geschehen, faßte der Peter Klara's Hände und stieß heraus:

„Behüt' Dich Gott, mein Weib, jetzt wird's für mich zum Sterben sein; im Zorn hab' ich mich hinreißen lassen und jetzt wird er mich erschlagen. Wenn er nur Dir nichts thut; bet' für mich! Daß ich keinen Geistlichen haben kann zu meinem letzten End', das ist mein Jammer. Bet' für mich, meine Klara!“

Der Peter hatte erwartet, daß der wilde, gereizte Mann in seiner Wuth ihn tödten werde; allein Hahnenkamp hatte seinen Kopf in den eisernen Thürhaken geschlagen, blieb nun am Boden kauern und ächzte.

Der Peter rief um Hilfe, Klara sprang aus dem Bette, goß einen Krug Wasser über den Kopf des Bauern und jammerte:

„Jesus Maria und Josef, jetzt hat er ihn umgebracht! Das ist noch abgegangen, das noch, und jetzt sind wir fertig. Du unglückseliges Heidehaus, Du unglückseliges Heidehaus!“

Und der Peter stöhnte:

„'s ist richtig, jetzt hab' ich ihn erschlagen!“

„O nein!“ gurgelte der Bauer, „noch lange nicht! Ich bin Herr im Heidehause, und jetzt fangen wir erst an, Peter, jetzt wird's erst lustig! O, da tragen sie Alle früher hinaus, als mich, Alle!“

Er erhob sich langsam und wischte das Blut von den Wangen. Und als Leute kamen, sagte der Hahnenkamp, er sei ungeschickt gewesen, und wie er den Peter habe wecken wollen, sei er in der Dunkelheit an den Haken gerannt. Er schämte sich, die Wahrheit zu sagen; das gäbe doch einen Hohn und Spott, wenn ihn, den großen, kräftigen Mann, der einst des Haberthurms Köhlerhütte vor das Zapfenwirthshaus gezogen, nun der schwächliche Peter, der Dalkerd, an die Wand schleudern könnte.

Die Stunde ging hin, und bei der Morgensuppe sagte der Hahnenkamp, der sich mit einem blauen Tuch den Kopf verbunden hielt:

„Die Klara wirft heut' 's Heu auf den Ueberstadl und der Peter gräbt auf dem Wiesenrain die grauen Steine aus und schafft sie in die Schlucht hinüber!“

Da hub das Gesinde an zu kichern.

Der Hahnenkamp warf die Löffel weg, schlug die beiden Fäuste in den Tisch und schrie:

„Wer hat da was zu lachen? Ich hau' Euch die Köpf' ineinander! Ich weiß schon, was ich sag' und was ich verlang' und ich lad' Keinem zu viel auf.“

D'rauf zum kichernden Unterknecht:

„Und wenn ich Dir, Haderlump, hundert Prügel auflad', so wird's nicht zu viel sein!"

Klara saß am Ofen und kaute an den harten Rinden, die man ihr in die Suppe gegeben hatte. Nach dem Frühstück nahm sie den Peter beim Arm und flüsterte:

„Jetzt werd ich Dir was sagen, Peter. Wir hätten keine gute Stund' mehr in dem Haus, wir thun unsere Sach' zusammen in ein Tuch, und gehen fort, ganz fort. Schlechter kann's nimmer kommen. Wir gehen zum Ameishüter hinab, der ist mit der Regina zufrieden und wird uns wohl ein Dach geben. Und ist das nichts, so gehen wir zum Gabriel, der wird schon ein Platzel für uns wissen. Das ist das Gescheitest. Und Eins, das versprech' ich Dir da, wo ich jetzt steh', ich geb' Dir kein böses Wort mehr, Peter, kannst Dich verlassen d'rauf, hast meine rechte Hand."

Wenn Klara auch in letzter Zeit dann und wann irre, verlorene Worte gesprochen, und wieder stumpf vor sich hingebrütet hatte, so zeigte dieser Vorschlag, daß sie doch noch bei Vernunft, und gesunder Ueberlegung fähig war. Der Peter war denn mit Allem einverstanden, nur sagte er, daß er an diesem Tage dem Bauer noch einmal im Heu helfen wolle, weil er es versprochen habe; er gäbe dem Hahnenkamp nicht gern einen Grund zu übler Nachrede.

So entschloß sich Klara, allein zum Ameishüter zu gehen, schärfte aber dem Peter ein, daß er am nächsten Tage mit den Habseligkeiten, die sie heute nicht tragen könne, nachkomme.

Sofort machte sie sich an das Einpacken. Als dieses vorüber war, kam sie mit ihrem Bündel in die Küche, hielt der Bäuerin die rechte Hand hin und sagte:

„So, Hahnenkampin, jetzt geh' ich. Wir wissen noch nicht wohin, aber der liebe Herrgott nimmt allemal und

überall Kostgänger auf. Es muß schon so sein, daß ich jetzt hinausgeh' aus diesem Haus, in dem ich geheimt und gewirthschaftet, in dem ich meinem Mann die Kinder geboren hab', und in dem ich seit vielen Jahren auf das Hinaustragen gewartet habe. Ich mag nicht leben und nicht sterben, und Ihr habt's ja gesehen, was es mit mir für eine arme Sach' ist. Vielleicht wird's bald anders, ich geh' jetzt in die Welt Gottes hinaus. Der Peter kommt morgen nach, heute hilft er Euch noch im Heu. Gebt mir nur die Hand, Hahnenkampin, ich leg' Euch keine Schuld bei, Ihr seid ja allweg mit uns gut gewesen. Ich dank' Euch zu tausendmal für Alles und ich bedank' mich auch bei Eurem Mann. Ja, freilich, das hätt' ich armes Weib wohl nicht geglaubt, mein Lebtag nicht —"

Es brach ihr die Stimme.

Die Bäuerin sagte beschwichtigende Worte und wollte Klara das Bündel abnehmen, diese aber stolperte laut schluchzend zur Thüre hinaus.

Tief gebeugt und gestützt auf den Stock, den Kopf dicht in Tücher gewickelt, das Bündel an einem Arm, gehüllt in einen braunen Rock von grober Leinwand und mit schweren ausgestückelten Schuhen — so torkelte das Mütterlein davon. Waldl, der alte, treue Haushund, heulte und riß an seiner Kette, als wollte auch er in seinen letzten Tagen den heimischen Kobel verlassen und seiner vertriebenen Hausfrau folgen.

Hinter den Tannen stand sie still, wendete sich noch einmal um, und machte mit der Hand das Kreuzzeichen über den Hof. Dann blickte sie aus ihrer Vermummung wirr umher, sie suchte den Weg und sie prüfte mit dem Stocke den Boden, wie ein Blinder, bis sie endlich, von dem rechten Pfad überzeugt, schleppend und zitternd weiter hinkte.

Zutiefst in der Einöde.

Es war ein klarer Julimorgen, und es war ein Leuchten und Musiciren und Freudigsein überall, und die Einöde war in solchen Tagen keine Einöde mehr.

Als Klara zum Lärchenwald hinauskam, wo die Heide zu Ende geht, saß dort auf einem Strunk die Kleesam-Kathl. Das war ein altes Bettelweib, welches das ganze Jahr hindurch mit Klee- und anderen Samen Handel trieb. Sie konnte es nicht leiden, wenn man sie ein Bettelweib nannte und sie als solches behandelte; sie war „Hausirerin", obwohl sie von ihrer Waare kaum den Tabak profitirte, den sie rauchte. Auch heute hatte sie das Pfeiflein im zahnlosen Munde. Als sie aber hier so hockte und in die Weite sah, nahm sie das Zeug in die runzelige Hand und keifte:

„Aufrichtig Gott wahr, wenn ich noch einmal auf die Welt komm', so werd' ich eine Schnecken, daß ich allzeit mein Haus bei mir hab'." Und plötzlich rief sie wie aufjauchzend: „U Josl Maronsam, da steigt ja die Heidepeterin daher?"

Sie kamen gleich in's Gespräch.

„Hätt' Dich völlig nicht kennt, Kathel," sagte Klara, „meine Augen, die wollen mich schier verlassen; 's will halt schon finster werden."

„Ach, bei Leib nicht," versetzte die Kathel, „'s ist ja mitten im Vormittag. Ah so, bei Dir, meinst; laß nur Zeit, Heidepeterin, 's wird schon noch einmal helllicht werden; wenn da nicht, im Himmel oben gewiß. Ich denk' mir auch allweg so. Hab' Dich aber auf den ersten Blick erkannt, hast mir ja oft einen Sterz gegeben, und Du bist eine rechtschaffene Bäuerin gewesen, Du, das muß man Dir nachsagen, und 's kommt keine Zweite mehr in's Heidehaus, die Dir's nachthut."

Klara lächelte ein wenig. Es war ihr ein großer Trost, daß auch noch in anderen Leuten das Andenken wach war, an die schönste Zeit ihres Lebens, da sie eine geachtete Hauswirthin gewesen, da sie von ihrem Eigenthume den Nothleidenden theilen konnte. So viele tausend und tausend „Vergelt's Gott!" waren ihr gegeben worden von den Armen, von denen der Heiland ja selbst gesagt: Was Ihr den ärmsten meiner Brüder thut, das thut Ihr mir! Sollten denn alle diese „Vergelt's Gott" verhallt sein wie Spatzengesang, sollte denn keines davon aufgestiegen sein zu Gottes Thron, keines aufbewahrt worden sein für diese dunkle Zeit eigener Noth und Bedrängniß? — Doch, was hat der Peter oft gesagt? Unser Alles haben wir in unseren Kindern. Wenn jedes Vergelt's Gott! auf die Kinder kommt, dann ist's ja recht. — Besseres könnte sich die Klara gar nicht wünschen.

„Daß Du allweg so krank bist, Heidepeterin, das drückt mich schier selber im Herzen," sagte die Bettlerin, „wärest ja nicht so alt, wie der frische Stamm im Wald. Ich bin bei Deiner Hochzeit gar schon eine betagte Person gewesen; hab' neulich einmal nachgedacht, Dein Gaberl wird halt jetzt in den Zwanzigen sein. Ja, und das hab' ich mir auch denkt, es muß Dir wohl rechtschaffen hart sein. Mein Gott, was ist zu machen, ich sag', die Eltern können sein Lebtag nichts für die Kinder, 's ist halt ein Unglück für den, den's trifft, und der Herrgott schickt alleweil was, das den Himmel hinaufhält; wenn er herabfiele, thät er uns doch allsammt erschlagen. — Ich denk' aber, Ketten haben sie ihm nicht angelegt."

„Wem?" fragte Klara.

„Nu, Deinem Gaberl mein' ich," sagte die Bettlerin, „ja, zuletzt weißt Du's gar nicht. Mag auch sein, nachher — Heidepeterin, 's ist besser, wir plaudern was Anderes."

Die Alte zog eifrig an ihrem Pfeifchen.

„Wenn Du was weißt, wenn Du was weißt, Kathel!"

Das kranke Weib faltete angstvoll die Hände.

„Mein, die Leut' reden gar viel."

„Sie sagen allerhand über meinen Sohn," versetzte Klara ruhiger, „ich glaub' nicht Alles. Geld hat er uns schon geschickt; wenn er nur wieder einmal schreiben thät — daß er mir doch nicht krank ist."

„Von wegen dem Geld, das mein' ich halt auch," sagte die Alte, ein wenig lallend, „thät Dir's aber tausendmal wünschen, Heidepeterin, wenn die ganze Rederei erstunken und erlogen wär'. Beim Zapfenwirth unten haben sie gestern so gewartelt davon; mein, ich hab' nicht recht nachfragen mögen. Das hab' ich halt gehört, eingesperrt soll er sein."

„Jesus Christus!" hauchte Klara und zuckte zusammen. Dann blieb sie eine Weile still und dann sagte sie, die Hände auf die Brust drückend: „Das hat mir aber einen Stich gegeben im Herzen. Eingesperrt — eingesperrt," murmelte sie, und wie lauernd: „Kathel, und kannst mir gar nicht sagen, warum?"

„Wenn Du mir den Hals abschneiden thätest, so könnt' ich Dir's nicht sagen."

Die Heidepeterin bückte sich zu Boden nach dem Stock, der ihr entfallen war, dann sagte sie halb verloren:

„So, jetzt dreh' ich mich wieder schön langsam um und such' den Peter auf. Der wird aber recht lachen, wenn er's hört. Eingesperrt! Was die Leute doch Alles aufbringen!"

Und als sie wieder allein war, kam eine Bitterkeit in ihr Gemüth, die sie bisher noch nie empfunden hatte.

„Nu, Gabriel," sagte sie, „hast es recht hoch gebracht, hast ja schon ein Haus, wie sie sagen! Dich werfen sie nicht

hinaus, aber Deine Mutter haben sie hinausgeworfen; Du, Deine Mutter ist jetzt ein sauberes Bettelweib geworden. — Ei, Gaberl, sollst wohl ein wenig herausschauen zum Fenster, lug, das Bettelweib wird's auch hoch geben, das mag nicht mehr recht laufen, das läßt sich tragen von vier Männern, das läßt sich schön zudecken und auf der Decke wachsen Blumen. — Magst nicht ein Eichtl durch's Fensterlein gucken?"

Doch bald löste sich die Bitterkeit in Schmerz, in Mutterliebe auf — sie lehnte sich an einen Zaun und weinte. Sie weinte, wie sie in ihrem Leben noch nie geweint . . .

Einmal blickte sie zum Himmel auf und dort schwebte eine Lerche im blauen Zelt.

„Das ist ein Wunder, daß ich dich noch sehen kann," rief sie dem Vogel zu, „du fliegst wohl hin über Berg und Thal, du setzest dich wohl lustig auf die Thürme der Stadt und guckest durch's Gitter hinein in sein Gefängniß. Flieg' hin und flieg' her und bring' Botschaft, du liebes Vöglein, von Gott erschaffen!"

Dann betete sie in ihrem Herzen und dann sagte sie: „Geht's weiter mit Eurer Rederei! Ist ja gar nichts wahr. 's ist nur zum Lachen!"

Dann weinte sie aber doch wieder. —

Der Peter stand in der Reihe der Anderen auf der Wiese und mähte im hohen Grase. Funkelnde Tropfen hingen und lagen noch auf den Halmen, Blättern und Blumen, als ob sie weinten, die zarten Kinder der Au, daß sie so früh schon sterben mußten am heiteren Sommermorgen.

Und es war immer noch Morgen, die Schatten der Erlen wollten nicht kürzer werden und drüben im Haberthurmhofe stieg immer noch kein blauer Rauch aus der

Dachluke Ein einziger Vormittag ist eine kleine Ewigkeit für einen kränklichen Mann, der da schaffen muß mit und gleich den Anderen, die jung und kräftig und übermüthig sind. Dem Peter wollte schier die Sense in den Boden wachsen. Er stützte sich nur einen Augenblick an den Stab, da sah er sein Weib über die Mahden einhertorkeln. Er barg die Sense in das hohe Gras, daß sie die Sonne nicht schädige und trat hin zu Klara. Und nun hörte er die seltsame Kunde von seinem Sohne.

Was entgegnete der Heidepeter darauf? Er nahm wieder die Sense aus dem hohen Grase, zog den Wetzstein aus dem Kumpf hervor und schärfte sie.

Da schlug Klara die Hände zusammen und rief:

„Jetzt trau ich mir's zu sagen vor Gott: Dir ist an Deinen Kindern nichts mehr gelegen. Bei Dir heißt's, aus den Augen, aus dem Sinn; wenn Du nur Deinen Hahnenkamp hast, so ist Dir gut. Und wenn Dich Gott straft und Dir Weib und Kind nimmt, so geschieht Dir recht, Du bist der Dalkerd, Du bist der Garnichts, Du bist — mäh', mäh' Dein Gras und schau mich nicht an! Im Himmel ist's geschrieben gestanden und im Himmel ist's ausgelöscht."

Das Weib eilte mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit davon.

Der Peter besann sich eine Weile über das, was sie gesagt hatte, dann wollte er ihr nachlaufen. Aber eine andere Stimme in ihm sagte: Wozu? Sie geht zum Ameishüter; das weiß man schon, wie sie ist, dort wird man auf sie schauen, bis ich nachkomm'.

Und er mähte weiter.

Aber als das Mittagsmahl auf die Wiese kam, als sich die Leute unter den Schatten einer Esche setzten und sich aus

abgemähtem Grase Sitze und einen Tisch bildeten, und als sie das Tischgebet sprachen und als sie aßen — im hohen und weiten Speisesaal Gottes — da genoß der Peter keinen Bissen. Er saß ein wenig abseits und legte die Hand an's Kinn. Niemand kümmerte sich um ihn, nur eine alte Magd zupfte ihn und lispelte:

„Peter, wir warten All' nur mit der linken Hand auf Dich; wie wirst denn mähen können den ganzen Tag, wenn Du keine Vorspann hast!"

Der Hahnenkamp hörte das und sagte:

„Wenn dem Herrn Heidepeter 's Essen nicht gefällig ist, bitten thun wir ihn nicht, dasselb' getrauen wir uns nicht."

Als sie aber nach dem Essen zum gedörrten Heu gingen, um es in Schöbern zu sammeln, schlich der Peter abseits und davon. — Das war sein letzter Werktag gewesen beim Heidehause. Er eilte abwärts durch Geschläge und Anwuchs und Heideland gegen den Ameishüter.

Beim Ameishüter war das Heu schon eingeheimst; die Männer waren im Walde, die Mägde arbeiteten auf dem Krautacker und setzten Kohlpflanzen ein. Als Regina ihren Vater daherkommen sah, wischte sie sich mit der Schürze die Erde von den Händen, ging gegen den Weg hinab und rief:

„Wie steigt denn Ihr heut' herum, Vater? 's ist doch nichts geschehen?"

„Ist die Mutter nicht gekommen?" fragte der Peter schnell.

Da erschrak das Mädchen. Die Mutter war zum Ameishüter nicht gekommen und Niemand hatte sie gesehen.

Der Peter lief wieder zum Heidehause hinauf. Dort war Klara schon fort seit dem frühen Morgen. Nun ging er durch die Heide und er ging hinab durch den Anwuchs und

in die Schlucht und rief den Namen Klara. Vielleicht ist sie in der Capelle und betet. Die Capelle ist leer, aber hinter derselben schimmert etwas Weißes. Da lag das Bündel, welches die Heidepeterin vom Hause mit fortgenommen hatte. Jetzt lief der Peter hinauf zur Wiese, fiel vor dem Hahnenkamp auf die Knie und sagte:

„Bauer, mein Weib ist davon, hilf mir suchen!"

Der Hahnenkamp lachte.

Da eilte der Peter zum Haberthurm hinüber; auch dort wußte man nichts. Ein Waldarbeiter kam nach Hause, der berichtete, daß er oben in den Wildschroffen ein Weib an den Felsen habe hinklettern gesehen.

Der Haberthurm erlaubte dem Rudolf, daß er dem Heidepeter möge suchen helfen.

Bald wußte man's in der ganzen Einöde, die kranke, halbirre Heidepeterin sei davon gegangen, und oben in den Hinterschroffen, wo sich kein Jäger und keine Gemse zu halten vermag, klimme sie umher.

Der Peter eilte barhaupt durch die Gegend, seinen Hut hatte er verloren, er wußte selbst nicht wo. Er rief nicht mehr den Namen seines Weibes, er hatte sich schon heiser geschrien. Nur leise beten konnte er noch.

„Laß mich krank und blind und lahm werden, gerechter Gott!" stöhnte er in sich hinein, „laß mich verhungern auf den dürren Felsen, nur laß mich mein Weib wieder finden! Wenn ich mein Weib wieder finde, so will ich all' mein Lebtag nichts mehr essen, als Wurzeln und Kräuter, und Glasscherben will ich in meine Schuh' thun und allweg darauf wandeln, und auf scharfen Steinen will ich liegen eine Nacht wie die andere. Oder ich will gar nicht ruhen, Du allmächtiger Gott, ich will meine Füße abgehen bis auf

die Knie zu Deiner Ehr', oder ich will all' meiner Tage stehen auf einem Baumstrunk in Hitze und Kälte, Tag und Nacht! Nur meine Klara schenke mir wieder, daß ich sie nur noch einmal sehe. Du weißt es, o Gott im Himmel, wie ich meine Kinder lieb' hab', Du wirst sie mir nicht verloren gehen lassen um Deines heiligen Namens willen; aber wenn Du sie verlangst zum Opfer, so nimm sie hin allbeid', nur meine Klara schenke mir wieder, Vater unser, der Du bist in dem Himmel!"

So giebt es Eheleute, die ihr Glück Jahre um Jahre auswärts suchen und in ihrem eigenen Hause liegt es aufgebahrt — scheintodt. Auferstehen würde es durch den Ruf eines einzigen liebevollen Wortes — aber dieses Wort wird nicht gesprochen. So eilt dahin die Zeit und das Leben, und erst am Grabe des vorangegangenen Gatten steht die Liebe des Zurückgebliebenen auf.

Spät am Abend sprach der Peter, zum Tode erschöpft, im Zapfenwirthshause ein. Die Wirthin wußte Einiges zu erzählen. Klara sei so zur Nachmittagszeit am Hause vorüber gehumpelt.

„Na, denk' ich, die schaut heut' auch rar aus, und ich hab' sie in's Haus geheißen und hab' ihr eine warme Suppen vorgesetzt. Wie wenn sie drei Tag keinen warmen Bissen genossen hätt', so hat sie gegessen, und ich hab' noch gesagt zum Rindenschlager-Lenz — der Lenz ist da im Winkel gesessen — sag' ich, 's ist halt doch wahr, daß der Hahnenkamp seine Leut' völlig verhungern läßt, und von diesem Hahnenkamp könnt' man für die ganze Einöd' einen großen Hut machen, so ein Filz ist er. Da steht die Suppenschale noch, hab' ihr auch Brot eingeschnitten, hat's Alles sauber ausputzt. Hab' sie nachher noch schön gefragt, wo sie hingeht,

ist aber kein rechtes Wort von ihr herauszubringen gewesen. Zuletzt ist sie da vor dem Haus noch ein Eichtl gestanden und nachher ist sie über den Steinanger hinein gegen das Schroffeneck. Weiter hab' ich ihr nicht nachgeschaut. Unsereins hat auch seine geschlagene Arbeit in der Wirthschaft."

So die Zapfenwirthin.

Rudolf fragte nach Davidl, daß er suchen helfe; die Wirthin aber sagte, der Davidl sei nach Rattenstein gegangen; er habe allweg so Geschäfte mit seinem Freund, dem Amtmann.

Das war aber anders.

Davidl strich auf geheimen Wegen mit einer Büchse in den Hochwäldern der Schroffen umher. Es war eine günstige Zeit zum Wildern, denn Herbert war Soldat und mußte zu seinem Regiment einrücken, der neue Jäger war noch nicht da. Davidl hatte einen grünen, hohen Holzknechthut mit Gemsbart auf, trug heute die Haare schwarz gefärbt und hatte sich ein dunkles Schnurrbärtchen angezeichnet. Das ist Wildschützenvorsicht. Das Gewehr hatte er, in zwei Theile zerlegt, in der Lederhose. Auch trug er in der Tasche seines Brustfleckes ein Fläschchen Scheidewasser; er wußte wozu es gut war.

Gegen Abend war er von dem Wirthshause fortgegangen. Als er hinaufkam in das Gefälle, wo vor wenigen Jahren der Sturmwind einen ganzen Waldstreifen entwurzelt hatte, setzte er sich auf einen liegenden Baum. Er sah seinen hohen schweren Hut an und den braunen Gemsbart, und er erinnerte sich dabei an die Jugendgeschichte seines Vaters.

In demselben Augenblicke hallte eine menschliche Stimme durch den Wald, Davidl erschrak und er wollte sich unter irgend einer aufgerissenen Baumwurzel verstecken.

Da rief es noch einmal: „Mutter!"

Mutter! sagte der Wald — Mutter! lallte es im Anwuchs am jenseitigen Berge.

Bald darauf kam Ameishüter's Regina die Lehne heran. Sie hielt einen großen Baumast als Stock in der Hand und schritt rüstig fürbaß den Wildschroffen zu.

„Daß es nur keine Wölfe und keine Bären mehr giebt, und daß es nicht kalt ist in der Nacht," sagte sie zu sich, dann stand sie still und horchte, und rief wieder mit heller Stimme: „Mutter!"

Aber keine Antwort. — Wann und wo wird man sie finden und wie wird das enden?

„Ich geb' nicht nach und ich ruh' nicht, und ich führe keinen Bissen Brot zum Mund, so lang' wir sie nicht haben!" sagte sie zu den Bäumen, und eilte weiter — aufwärts, gegen die finsteren, unwirthlichen Hochwaldungen.

Davidl schlich ihr nach.

Es begann zu dunkeln.

Der Heidepeter und Rudolf wußten nicht, daß auch Regina auf war, um die Vermißte zu suchen. Die beiden Männer gingen noch in derselben Nacht hinein durch die engen Thalschluchten gegen das Schroffeneck.

Als sie zur Hütte der Einschicht-Res kamen, setzte sich der Peter müde auf das Moos und hauchte:

„So weit bin ich gekommen auf der Welt!"

Dann sank er ganz zu Boden.

Die Einschicht-Res war in den letzten Jahren gealtert und gebrochen. Ihr Gesicht war fahl und furchig, aber die Augen glühten noch, wie zehrende Funken unter der Asche. Ihre reichen Haarsträhne waren grau geworden, an

ihrem gebeugten Körper hing nothdürftig zusammengeheftetes Pelzwerk.

So kam sie nun, führte den armen Mann in die Hütte und bereitete ihm einen Kräutertrank.

Rudolf verließ schon zum ersten Morgengrauen das Dach und ging aufwärts zwischen Felsgraten und Zirbengesträuchen gegen das wilde Gestein; Peter war sehr erschöpft und blieb in der Hütte.

Durch die Aeste und Kronen des Waldes und zwischen den finsteren Schluchtwänden hinaus war zu sehen, wie hoch oben die Felsen leuchteten in der Morgensonne. Herunten um die Hütte lag dichter Reif, am brausenden Bache glänzten Eiszäpfchen.

Der Peter richtete sich von seinem Mooslager auf, tastete um sich und sah befremdet seine Umgebung. Halbdürre Kräuter hingen von Querstangen nieder und an die schwarze Wand waren ausgestopfte Geier und Eulen und andere Thiere genagelt.

Wo war er, daß er heute sein Weib nicht fand neben sich? Er faltete die Hände und betete.

Jetzt trat die Alte zu ihm und sagte:

„Bist auch noch so Einer, Heidepeter, der meint, er muß beten! Ach, das können sich die wenigsten Leut' abgewöhnen und sie mögen noch so alt werden. In guten Tagen, da lassen sie's oft eine randige Zeit lang; aber wenn halt die liebe Erde sie zermalmt zwischen den Steinen, da rufen sie einen Gott an. Dieser Gott soll nachher alle Anderen im Stich lassen und ihnen helfen. — Peter, was mich — wie ich jetzt dasteh', ein Weib, weit über die Fünfzig hinaus — dieses Leben schon gemartert hat! Zuerst kam's kleinweis, hab' schon geflennt bei einem Distelstich. Dann

hab' ich im Zahnschmerz geschrien; bin ungeduldig geworden in langwierigen Krankheiten und hab' einmal ein ganzes Jahr zu Gott gebetet, daß er mich sterben lasse. Es geschah kein Wunder; wie die Krankheit aus war, wurde ich gesund. Dann kam's innerlich und das war was Anderes! Nicht mehr an mich, an die Meinen machte sich das Unglück. Ich sag' Dir nur von demselben Ostertag, an dem kein Rindchen Brot und kein Stückchen Fleisch in der Hütte war. Für was lauft's denn lebendig herum draußen im Schnee und hungert? Kann dem Rehbock geholfen werden und dem Menschen auch, denkt mein Großvater und geht mit der Büchse in den Wald. Dasselb' ist schon recht gewesen, aber am Ostermorgen haben sie ihn gefunden bei einem Stein, ist sein Gewehrkolben abgeschlagen, sein Kopf eingeschlagen gewesen. Im Walde haben wir ihn begraben und in zwei Jahren darauf, nach Allerseelen, haben wir auf seinem Grab die Großmutter gefunden. Ist auch fertig gewesen. Meinen Vater hat eine todgiftige Schlange gestochen, meine Mutter — ich mag's gar nicht sagen, was sie der angethan haben. Meinen Mann hat der Wald selbst umgebracht, damit Ein's sagen kann', 's ist Alles zusammengespielt auf der Welt, einen Menschen auf der Marterbank zu halten. Peter, ich hab' einmal auf geweihte Dinge viel gehalten, und eine breitgeschlagene Bleikugel, ein Andenken an den Urgroßvater, hab' ich angehängt gehabt. 's ist blöd, wenn man auf solche Sachen was setzt. Was hab' ich ausgestanden! bin nicht hingeworden; so ein Weibmensch hat ein zäheres Leben wie ein Wurm, den sie zertreten und zerstücken, und der doch nicht stirbt. Gebetet hab' ich, geflucht hab' ich, verzweifeln hab' ich wollen — all eins ist's geblieben. — Nun bin ich das elende Wesen, das ausschaut, als hätt's der Tod vergessen in der Einöd'. Aber das

Mundwerk, ei, das klappert mir immer noch, und ich red' mit mir selber und ich red' mit den Füchsen und Geiern und ich red' gar zu den Steinen da oben. Nachher bild' ich mir wieder die alte Geschichte ein und red' mit Gott, und bitt' ihn um Verzeihung für Alles; und er hat meinetwegen doch an keinem Härlein gelitten, ich hab' gelitten. Er soll mich um Verzeihung bitten, daß er mich erschaffen hat auf Erden zum Leiden, zum Elendsein für ein langes Leben! — — Hui, wie Du dreinschaust, Peter! geht's Dir 'leicht viel besser als mir? glaub' nicht. Ist wer, der Dir hilft? Kein Mensch. Dieses rothe Steinchen da am Herd und Du mit Deinem Herzen und Deinem Leben, das ist der Welt just gleich. Und ob Du Dich erfreuest, oder ob Du Dich windest und krümmst unter den allergrößten Schmerzen, ob Dein Weib verdirbt, Deine Kinder zugrunde gehen — ist ihr just gleich, und ob Du bist oder nicht bist — ist ihr just gleich. Wir wissen uns nicht zu helfen — —"

Die grauen Haarsträhne hingen der Alten wirr über das bleiche Gesicht, die strich sie jetzt mit den hageren, halbnackten Händen zurück. Dann raffte sie aus einem Topfe eine Handvoll Samenkörner und hüstelte:

„Schau, Heidepeter, das ist das best' Morgengebet!" und warf die Körner zwischen die Holzspangen eines kleinen Hühnerkäfigs, der unter der Herdstelle war.

Die Hühner pickten die Körner auf, reckten dann ihre Krägen hervor und gluckſten.

„O, paß auf, Heidepeter!" fuhr das Weib fort, „die Einschicht-Nes weiß noch ein anderes Morgengebet!"

Nach diesen Worten schob sie den Deckel eines Holzzubers bei Seite und zog aus dem Gefäße einen flatternden kohlschwarzen Raben. Diesen hielt sie über einen Block,

ergriff mit der anderen Hand ein breites, rostiges Messer und hackte dem Thiere den Kopf ab. Der Kopf krächzte noch im Finstern unter der Bank, der Körper aber flatterte in der dunklen Hütte umher, prallte an die Wand, an den Ofen, fiel endlich an dem Thürpfosten nieder und regte sich nicht mehr.

„Das ist heut' mein Mittagsmahl und mir bringen die Raben die Speise vom Himmel, wie dem heiligen Antonius," sagte das Weib. Dann hielt es den todten Vogel vor Peter's Augen und rief: „Der Rabe hätt' noch lange leben können; er hat nichts Böses gethan, er hat nur gelebt nach seiner Natur, und doch hat er nieder müssen von der hohen Luft auf das Fangbrett und in's Gefängniß hier, und doch hat er sterben müssen. — Und er hat zum Ersatz kein anderes, ewiges Leben — bei ihm ist Alles hin. Und ich, sein Mörder, befinde mich jetzt wohl. Heidepeter, Heidepeter, es ist kein Gott . . . ."

Wie wenn der Blitz neben ihn in die morsche Wand gefahren wäre, so war der Peter bei diesen letzten Worten aufgesprungen und hinausgetaumelt vor die Hütte. Als ob auch ihm ein scharfes Messer den Kopf abgehauen hätte, wie dem Raben, so schwankte er umher. — Wie blaute oben das Himmelsauge, wie strahlte und leuchtete der junge Morgen in den hohen Schroffen, wie tausendstimmig zirpte es in allen lebendigen Zweigen des Hochwaldes, und eine Meise im Föhrengehege sang in einemfort: „Dir zu Ehr'! Dir zu Ehr'!"

Aber die Einschicht-Res in der Hütte rief noch immer: „Es ist keiner, und das ist die Wahrheit und die Auflösung von Allem und das ewige Amen. Die Himmel und die Herzen winden sich in ihrem Kampfe ohne Ende, und

es ist ein ewiges Fiebern und Moderglimmen, und jedem Wesen ist es durch sein Leid und Weh in's Herz geschrieben: Es ist kein Gott, und es ist kein Gott!"

— Jetzt, Heidepeter, bist Du in der Einöde. Jetzt ist Alles von Dir, Dein Haus, Deine Ehre, Deine Kinder, Dein Weib, Dein Selbstvertrauen — Dein Gott! Jetzt ist Alles von Dir, Heidepeter, jetzt bist Du in der Einöde!

— — — — — — — — — — — —

In der Einöde.

Das ist jene dornengekrönte Geschichte, die ein Mann aufgeschrieben hat in trüben, einsamen Stunden. Die Poesie wendete ihr Antlitz von ihm ab, er war allein mit der Erde, traurig starrte er in den dunkeln Webstuhl des Schicksals, an welchem die Menschen sitzen und weben.

Und als das Morgenroth aufging, leuchtete die Thränenschrift, und als die Sonne aufging, blühten und flammten Rosen und junge Wangen und Lippen wie Freude. Ein siebenfarbiger Regenbogen war gezogen allerwärts über das Eden, über die Herzen.

Ein Morgen im Walde.

Die Seele des Waldes, wer leugnet sie, wer hat sie noch nie empfunden?

Die Sonne neigt sich, es naht der Abend. Der Vögel Sang verstummt bei Zeiten; diese Wesen halten nur Morgengottesdienst und arbeiten blos am Vormittage, dann ziehen sie sich zurück in ihre Familie. Nur der Specht ist fleißig länger hinaus; er hackt an seinen Stämmen und Rinden, bis spät am Abend — wie's schon bei allen Holzhauern geht. Der Uhu fängt gar erst am Abend an und singt seine Lieder.

Wohl den ganzen Tag hindurch herrscht Dämmerung im Walde und im milden Halbdunkel wiegen an dem verwitterten Geäste sanft die grauen Moosfahnen. Hie und da auf dem braunen, mit Wurzeln und dürren Nadeln bedeckten Boden liegt ein sonniges Scheibchen, oder an den glatten Stämmen hängt da und dort ein goldiges Täfelchen, oder es windet sich ein Silberfaden durch das Geäste. Gegen Abend finden sich diese Dinge an einer anderen Stelle und sie sind röthlicher, und endlich werden sie matt, und endlich lösen sie sich auf, und es ist gar nichts Farbiges mehr da, es ist kein Ast und kein Stamm deutlich mehr zu sehen, es ist eine Mauer von Dunkelheit, Alles grau in Grau; die Sonne ist untergegangen. Da jauchzt der Baumkauz und er redet laut mit sich selbst und er schüttelt vor Lachen seinen großen Kopf. Er lacht sich schier heiser; wen er wohl auslacht, der alberne Kauz? Ein Todtenvogel soll er sein — und sein Lachen?

So war es in den unwirthlichen Waldungen der Schroffen, als Regina angstvoll durch dieselben dahineilte. Sie suchte die Mutter, sie hörte den Todtenvogel.

„Sind Geschichten," sagte sie dann, sich selbst ermuthigend, „die Eule hat auch der Herrgott erschaffen und sie lebt so gern wie jedes andere Thier und sie wünscht keinem Menschen was Böses. Wenn ich den Vogel nur verstehen könnte, vielleicht hat er meine Mutter gesehen und erzählt es mir jetzt, daß sie unter einem dichten Baume ruht oder daß sie drüben ist bei den Holzhauern."

Es knisterte in dem dürren Gefälle, der Boden dröhnte und eine Gestalt huschte hin zwischen den Stämmen.

Dem Mädchen zitterten alle Glieder vor Angst, gleich aber sagte es halblaut:

„Ist ein Reh gewesen und mir geschieht nichts, und ich weiß gewiß, daß ich morgen, wenn die Sonne aufgeht, frisch und gesund bin. Wenn ich nur nicht so dumm wär', und nicht allweg an Gespenster denken müßte, ich bring' mir die Gedanken nicht aus dem Kopf und es ist doch nichts, es ist zur Nachtszeit im Walde kein Tüpfelchen mehr, und keines weniger, als am Tag; nur daß die Finsterniß ist. Daß blutrothe Flämmlein leuchten um Mitternacht, wenn der Mond aufgeht, ist wahr, weil es glänzende Käfer sind; der alte Schulmeister hat's ja oft gesagt. Daß es einen Seelenschimmel giebt, der Einem im Walde auf die Achsel sitzt, und die kalte Todtenschnauz' vorn herab hält, dasselb' ist eine helle Lüg'. Der liebe Gott mag keine solchen Dinge bei seinen Menschen auf der Welt. — Wenn ich mich nur nicht versündige, daß ich's da gleich wissen will, was Gott mag oder nicht, und daß er mich nur nicht etwa straft dafür gleich auf der Stell'!"

Die Angst wurde immer größer, Regina fürchtete sich zuletzt gar vor ihren eigenen Gedanken und sie betete. Sie eilte weiter, stolperte über Wurzeln, stieß an Baumstämme, verrannte sich endlich so in das hohe Heidekraut, in das Gefälle und Gestein, daß sie gar nicht mehr weiter konnte.

„Das ist ein unsinnig Rennen," sagte sie endlich, „was will ich denn? Wo will ich denn hin mitten in der Nacht? Jetzt komm' ich schon bald in die Wildschroffen hinein und auf den gottssträflichen Schroffenstuhl, und ich bin vier Stunden weit von den Häusern und Menschen weg. Die Anderen suchen ja auch, die haben meine Mutter lang' schon, und ich steig' da in der Wildniß herum, wie nicht gescheit. Zuletzt tret' ich gar noch auf eine Irrwurzen, und ich find' nicht mehr zurück und stürz' wo ab an den Wänden. Jetzt

will ich gescheit sein und will da in einem Dickicht niedersitzen und warten, bis der Tag kommt, nachher wird mir mein Schutzengel schon eingeben, was ich weiter thun soll."

Sie verkroch sich in eine dichtverwachsene Baumgruppe, kauerte sich zwischen verschlungene Wurzeln und sagte:

„So, das ist heut' meine Nachtherberg', man muß Alles probiren auf der Welt."

Es war eine laue, stille Nacht; es war, als hörte man von den fernen Schroffeneckschluchten herauf leise, leise das Rauschen des Wildbaches.

Regina betete ihren Abendsegen:

„In Gottesnam' schlafen,
Sechs Engel werden mir wachen,
Zwei zu Haupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Seiten.
Mein Namenspatron wird mich leiten.
Und unser' liebe Frau wird über mich
Ihren Schutz ausbreiten."

— — — — — — — — — — — —

Zehn Schritte von ihrer Lagerstätte stand Zapfenwirth's Davidl.

Dem Davidl ging's sonderbar. Die Gemsbartgedanken hatte er schon lange nicht mehr gehegt; er hatte in dieser gottverlassenen Wildniß bereits ungeheuerliche Dinge gesehen. Zuerst unten in dem nackten entrindeten Gefälle ein bleiches Todtengerippe, dann ein flackerndes Lichtlein, das auf ihn zukommen wollte, und das die unerlöste Seele eines vor der Taufe gestorbenen Kindes war. Dann war ihm ein Uhu nachgeflattert und hatte geschrien: „Geh' mit! geh' mit!" und zuletzt war ihm gar der Seelenschimmel auf die Schultern gesessen. Dem Burschen standen alle Haare zu Berg; er

wollte um Hilfe rufen, aber es versagte ihm die Stimme, er murmelte Beschwörungsformeln.

Auf das Wild hatte er längst vergessen; er wollte schon das Gewehr wegwerfen, daß er damit nicht etwa die Gespenster reize, hielt es aber instinctmäßig krampfhaft umspannt. Daß außer ihm ein Mensch in der Nähe, das war sein einziger Trost: er schlich dem Mädchen immer nach und war ängstlich, daß er nicht dessen Spur verliere. Es kam ihm der Gedanke, sich Regina zu zeigen, ihr seinen Schutz anzubieten und mit ihr wieder abwärts zu wandeln gegen die Häuser. Er hatte aber nicht den Muth dazu, er war stets in gleicher Entfernung von ihr gebannt, die Angst und Furcht ließ ihn nicht zurückbleiben und eine innere Scheu ließ ihn ihr nicht näher kommen. So litt er große Bedrängniß.

Als Regina im Gebüsche zur Ruhe gekommen war, blieb Davidl an einem Baumstamme stehen, setzte sich endlich nieder und blickte immer und immer ängstlich umher, ob nicht irgendwo ein blutiges Licht flackere oder das Todtengerippe wandle.

Der heilige Wald! Wehe dem Missethäter, der in seinen Hallen wandelt! Ihm wird das kühle Moos zu feurigen Kohlen, ihm werden die Stämme zu drohenden Giganten. All' die Geister der Einsamkeit kommen und halten über ihn Gericht; wie drohende Finger winken die Aeste, die Wipfel. Dürre, halb verfaulte Blätter rascheln nieder auf sein zuckendes Haupt, und das ist sein Urtheil: Fort, Du faules Blatt, für Dich ist kein Arm und kein Zweig und kein Auge mehr an dem grünen Menschenbaum! —

Des Zapfenwirthes Sohn soll in derselben Nacht unglaubliche Erscheinungen gehabt haben. Endlich aber gingen die Schauer der tiefen Waldesruh' vorüber.

Der Fink meldete sich zuerst mit seinem gebrochenen: „Zi — zi!" Dann zirpte eine Grasmücke, dann schallte ein Wachtelschlag. Hernach für Momente wieder tiefe Stille. Bald aber pipste ein Waldhuhn, dann pfiff ein Geier auf der höchsten Fichte.

Endlich säuselten die Aeste und es zog eine kühle Luft und nun schimmerte es grau durch die Waldwölbung und die Gegenstände traten hervor und standen ruhig da, wie sie dagestanden waren vor den Schauern und Geheimnissen der Nacht.

Nun trillerte die Schwarzamsel, sang die Meise, zwitscherten die Sperlinge und alle Anderen.

Jetzt war dem Davidl der Stein vom Herzen.

„Bin doch ein verfluchter Kerl, wie ich da ausgehalten hab' die ganze Nacht im Schroffenwald!" sagte er zu sich und zog den Mund breit. Dann schlich er zur dichten Baumgruppe hin und lauerte.

Das Mädchen schlief noch. Es lag da, förmlich eingeflochten von moosigen Aesten und Wurzelarmen, wie in einem Neste. Regina ruhte in den Armen des Waldes. Die eine Hand lag ihr am sorglich verdeckten Busen, die andere hielt sie unter dem Haupte, um welches die weichen, lose gewordenen Haarlocken wallten. Ihre Wangen waren frisch geröthet, ihr Mund schien sich ein wenig zu bewegen. Auf einmal hauchte sie verständlich:

„Alle, Alle sind davon. Gute Nacht! — so steht's geschrieben im Schnee."

Im Gesträuche raschelte es, ein Rehbock lugte durch die Bäume. Davidl sah ihn, aber er achtete nicht darauf, er ließ das Gewehr zu Boden gleiten. — Er bog die Aeste auseinander und reckte den Kopf gegen das Lager. Er that den

Mund auf und es zuckten ihm die Augenlider. Er grinste und bog die Aeste noch weiter auseinander; dann biß er die Zähne zusammen und schloß die Augen, als ob er einen Schmerz fühlte. Plötzlich taumelte er zurück.

Regina hatte die Augen geöffnet. Einen Moment blickte sie verwundert um sich, sie sah den Wald glühen im Morgenroth — sie sah sich um nach der Mutter, nach Gabriel, nach Allen, die ihr im Traum erschienen. Nun erblickte sie den wilden Burschen, that einen Schrei und sprang empor.

Davidl verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, dann stotterte er Worte, die keinen Sinn hatten und haschte nach dem fliegenden Halstuch des Mädchens.

„Was?" rief Regina, die sich sogleich gesammelt hatte, „berauben willst mich? Gut, das Halstuch laß ich Dir!"

Sie entwand sich, das Kleidungsstück blieb in seiner Hand, er ließ es fallen und verfolgte das Mädchen. Da wurde er plötzlich zurückgerissen und taumelte, von einem Faustschlag in's Gesicht getroffen, zu Boden.

Haberthurm's Rudolf kniete ihm auf der Brust.

„Jetzt hab' ich Dich," sagte dieser mit leise bebendem Tone, „jetzt machen wir Rechnung. Ich zahle für den Heidepeter!"

Der Davidl stöhnte und biß um sich und schäumte. Der angestrichene Schnurrbart zog sich bereits als schmutziger Flecken über die Wange hin.

Regina sah den Kampf, sie konnte die Gegenwart der beiden Männer nicht begreifen; es wollte ihr unheimlich werden, aber sie fuhr sich mit den thaunassen Händen über das Gesicht und rief:

„Das ist doch eine Schand', was rauft Ihr denn in der Morgenfrüh? Geh', Rudolf, laß diesen Menschen! Meinet-

wegen wird's wohl nicht sein; über den hätt' ich schon noch allein die Herrschaft davongetragen!"

„O, ich weiß es besser," sagte Rudolf, „er ist Dir nachgeschlichen, wie ein Dieb. Wildern geht er, und Andere kommen seinerstatt in Verdacht; schau, da liegt ja das Gewehr. Die Zapfenwirthsleut' sind schon lang' ein Unglück für die Einöde. — Nu, Davidl, gelt, das hast nicht gewußt, daß ich ein so schneidiger Kamerad bin!"

Der Bursche wand sich in Verzweiflung und suchte sich zu befreien, aber Rudolf's Arme und Fäuste, die ihn förmlich knebelten, waren ehern.

„Du Haberthurmischer Teufel, Du!" knirschte der Davidl.

„Ich bitt' Dich gar schön, laß ihn laufen!" rief das Mädchen, „mag ihn nicht sehen, mir steigt schon der Graus auf. Und sag' mir doch um Gotteswillen was von der Mutter!"

„Rudolfl!" stöhnte der Davidl jetzt, „das ist — kein Spaß mehr, Du — bringst mich ja um. Halt, laß mich ein wenig, da — hab' ich was für Dich."

Es gelang ihm, eine Hand soweit frei zu machen, daß er aus dem Brustfleck das Fläschchen hervorziehen konnte; mit einem Daumendruck hatte er den Stoppel heraus und zuckte nun gegen Rudolf's Gesicht.

„O! Freund, was willst mir denn? Hast gar Scheidewasser?" rief dieser, und mit einem derben Faustschlag schnellte er dem Burschen das Fläschchen aus der Hand. Da that Davidl einen kreischenden Schrei, Rudolf ließ ihn los und rief: „Jesus, jetzt ist sein Aug' hin!"

Der halbe Inhalt des Fläschchens ergoß sich über Davidl's Gesicht und das rechte Auge. Noch einen wüthenden

Schlag that der Unglückliche nach Rudolf, aber die Faust schlug in die Kante eines Steines.

Wenn das grause Unglück da ist, entweicht die Feindschaft. Rudolf richtete den Burschen auf, wischte ihm das Blut und die ätzende Flüssigkeit ab und Regina verband ihm weinend das Gesicht.

Dann führten sie ihn abwärts durch die Waldungen über das Gefälle und über die Heide gegen das Zapfenwirthshaus.

Und das war ein Jammer im Zapfenwirthshause und die Wirthin fragte ihren fiebernden und vor Schmerz sich krümmenden Sohn in einemfort:

„Hast Du Dir's than, Davidl, oder hat Dir's der Haberthurm than, oder die Heidepeterisch?"

Das einemal sagte er „nein", dann wieder „ja" und zuletzt rief er immer nur:

„Ach Gott, ach Gott, gebt mir Schlaftrunk ein, gebt mir Schlaftrunk ein!"

Stürmische Zeit.

Rudolf und Regina suchten die Mutter und nun auch den Vater.

Der Vater lag krank in der Hütte der Einschicht-Res; das wunderliche Weib pflegte ihn liebevoll, wie ein eigenes Kind; es sang ihm Lieder, es sagte ihm Gebete vor; es sagte dem Kranken, daß ein Wunder geschehen werde und daß es dann wieder an einen Gott glaube.

Und das Wunder geschah, der Heidepeter brach nicht unter der Wucht des Schicksals. Er saß auf seinem Lager und betete still, und als er etwas kräftiger wurde, kniete er neben hin und betete.

Wochen vergingen, sein Weib blieb verschollen, von Gabriel kam auch keine Nachricht; und der Mann aus dem Heidehause genas dennoch, und er ging hinaus zum Ameishaufen und saß stundenlang vor demselben und kam lächelnd in die Hütte zurück.

Die Sonne stieg nicht mehr so hoch, sie ging an dem Saume der Waldberge und der Schroffen dahin, und in die Schluchten der Hinterschroffen senkten sich die Vorboten des Herbstes, die Nebel nieder. Der Heidepeter blieb in der Hütte bei der Einschicht-Res.

Rudolf hatte alle Arbeit in der Wirthschaft eingestellt, er strich durch die Gegend, durch das Land und suchte das kranke, verirrte Weib. Er schrieb an Gabriel, aber er theilte ihm das Unglück noch nicht mit, er schrieb nur: „Gabriel, wenn etwa einmal Deine Mutter bei Dir ankommt, so mache es uns allsogleich zu wissen.“ —

Von Gabriel kamen endlich wieder heitere Briefe. Er schrieb, daß ihm seine Studien endlich über die Brotsorgen hinausgeholfen hätten, und daß er Aussicht habe auf eine gute Stelle, von der er aber noch nicht wisse, ob er sie annehmen werde oder nicht. Das Uebrige mündlich in der Einöde. — Als Nachschrift, daß er Rudolf's Bemerkung über die Mutter nicht verstehe. —

Regina hing mit ganzem Herzen an Rudolf.

„Du bringst mir große Opfer, Rudolf,“ sagte sie einst, als sie an einem Sonntage auf dem Kirchweg nach Rattenstein am Haldbrunnen zusammengekommen waren, „hab' ich doch einen Menschen, an den ich mich halten kann.“

„So halte Dich an mich Dein ganzes Leben lang,“ versetzte der Jüngling, „und gieb zu, daß auch ich in schwerer Zeit mich halte an Dein liebes, gutes, treues Herz. Das

wäre eine trostlose Einsamkeit in unserem Leben! Wir sind Beide heimatlos und stehen abseits von den übrigen Menschen, und Dich hat gar das Unglück verfolgt, daß es zum Erbarmen ist. Aber Dir hat es nichts anhaben können; Du bist geblieben, wie Dich Gott selber nicht besser haben kann. Und das ist all' Tag mein einziger Wunsch gewesen: Gesundheit und einen lieben Menschen. Und dann thät' ich anfangen und probiren, wie weit es sich auf der Welt mit Fleiß und Lieb' bringen läßt. Ich hielte mich allweg fest an den einzigen, lieben Menschen, und thät nicht hüpfen, sondern bedachtsam gehen Schritt für Schritt und fürsorglich von einer Stufe zur anderen steigen, damit ich immer festen Boden unter mir hätte. Und das wäre doch was Rechtes, wenn man wüßte, was man ist und was man will. Regina, der Haberthurmhof ist dreitausend Gulden werth, ich sag' Dir's gleich. Ich aber will ihn nicht, ich bettle nicht, und kann mir mein' Sach' selbst erwerben. — Ist Dir das recht?"

Das Mädchen häkelte wie spielend die Finger aneinander und entgegnete leise:

„Warum soll's mir nicht recht sein; ich mach's ja selber so. Und bei Dir ging's mich auch nichts an."

„Gar viel geht's Dich an!" sagte der Bursche lebhaft, „ich hab' keinen Verwandten auf der Welt und bin ein Waisenkind; Dich hat der Herrgott aufgestellt, daß Du schaust auf mich. Weil wir zwei schon einmal auf der Welt sind, so ist es halt nicht anders, was kannst machen? Und daß Du's im Herzen bedenkst, Regina, ich bin nicht so, daß ich allein fortkommen könnt', wie das Vöglein in den Lüften, und wenn ich verderben thät', gottswahrhaftig, wer hätt' die Schuld?"

„Wie bist denn Du und was redest mir da vor?" entgegnete das Mädchen, „mit solchen Reden so Spaß machen, das ist nicht recht."

„Was ich heut' zu Dir red', Regina," sagte Rudolf, und seine großen, klaren Augen ruhten in den ihren, „was ich heut' zu Dir red', das hab' ich schon sieben Jahr' mit mir herumgetragen, und so oft ich Dich angeschaut, und so oft ich gute Nacht zu Dir gesagt, immer hab' ich das gemeint. Und wenn ich weit weg von Dir gewesen bin, und wenn ich Holz geschlagen hab' im Wald und wenn ich gebetet hab', und wenn ich doch wohl dann und wann was Gutes gethan hab — das hab' ich gemeint und das allein, und jetzt bitt' ich Dich um Dein heiliges Wort."

Darauf faßte ihn das Mädchen an der rechten Hand und sagte:

„Wenn es Dein aufrichtiger Ernst und Dein ehrliches Fürnehmen ist, so will ich gleichwohl nicht nein sagen, aber daß Du mich ja verstehst, eine Bedenkzeit bis zum Christtag muß wohl sein, nicht meinetwegen, aber Deinetwegen, weil Du das im Ernst betrachten mußt, daß Dir meinetwegen Haus und Hof verfällt. Mich kennst, ich bin eine blutarme Magd; wenn Du aber meinst, daß ich Haus und Hof werth bin und Dich selber noch dazu —"

Er beugte sich und wollte einen Kuß auf die Lippen drücken, sie aber machte sich schnell los und sagte:

„O Bübel, da haben wir noch weithin! Wenn gleichwohl der Christtag schon da wär', so sag' ich vor Gott und sag' es dreimal: Das Leid im Herzen der Mutter wegen ist gar nicht zu sagen, und so lang' meine Mutter nicht gefunden ist, so lang' bin ich Heidepeter's Regina, wie ich's bisher gewesen bin. Das bleibt dabei; der erste Kuß gehört meiner

Mutter — erst den zweiten — wenn kein Rad bricht — kannst Du haben."

So wurde es abgemacht am Brunnen auf dem Kirchweg nach Rattenstein. Rudolf wendete darauf seinen grünen Hut, daß die Hahnenfedern, wie man sie in der Einöde trägt, nach vorn zu stehen kamen. Dies hatte eine Bedeutung. Die Hahnenfeder nach vorn gerückt, erzählt dort von einer jungen Liebschaft.

Als später andere Burschen das sahen, neckten sie den jungen Haberthurm und sagten:

„Was macht denn Dich heut' so herlebig (herausfordernd); hast Dir leicht Eine angeschafft?"

Die Mädchen flüsterten einander zu und riethen hin und her, wer denn die Auserwählte sein könne. Andere dachten an das Testament im Haberthurmhofe und schüttelten den Kopf.

Und als der alte Haberthurm auf dem Hute seines Ziehsohnes die kecke Stellung der Federn sah, blickte er höchst verwundert auf.

Rudolf zog den Hut ab und streute die Federn auf die Erde.

„Sie haben das Zeugniß gegeben vor Euch und vor der Gemeinde," sagte er, „ich habe mich vor Gott mit Heidepeter's Regina versprochen."

„Hast recht!" versetzte der Bauer kurz.

„Ich weiß es, Vater, daß ich nun wieder fremd bin in Eurem Hause, aber es muß wohl so sein. Ich hab' jahrelang zurückgehalten; ich hab' Euch keinen Kummer machen wollen, und mich nicht heimatlos. Ihr seid mein größter Wohlthäter auf der Welt und das verlangt Ihr nicht von mir, daß ich mein Herz begrabe in meiner Jugend."

Der Haberthurm starrte vor sich hin, dann murmelte er: „So."

Aber auf der Heimkehr gesellte sich der Bauer wieder zu Rudolf. Sie waren anfangs die Vordersten, aber sie ließen die anderen Einödleute vorübergehen.

Und als Alle vorüber, und sie die Letzten waren, sagte der Alte:

„Rudolf, was ich damals beim Zaun gesagt hab', das ist nicht so genau zu nehmen. Du bleibst noch da, das sag' ich Dir, Rudolf. Nur das nächst mit der Feder hättest dürfen bleiben lassen. Geh' jetzt heim und koch' den Leuten das Mittagsmahl, ich muß auf einen Sprung zu der Zapfenwirthin hinein, 's ist was auszurichten vom Amtmann."

Rudolf schritt dem Haberthurmhofe zu und sang:

„Traurig sein kunnt ich nit,
Wär's schon, wie's will;
Dirndl lieb'n sollt ich nit,
Thu's doch in der Still'!

So warm ist kein Feuer,
Keine Gluth ist so heiß,
Als heimliche Lieb',
Von der Niemand was weiß."

Das war in demselben Jahre eine bewegte Erntezeit in der Einöde. Die Kornähren waren schwer und die Gartenfrüchte groß und frisch, wie schon seit Langem nicht.

Und dennoch war kein ruhiges, planmäßiges Arbeiten, sondern eine ungewöhnliche Erregung und Verwirrung. Selbst den Haberthurm ließ es nicht bleiben im Zapfenwirthshause, und der so strenge Hahnenkamp ließ die Wirthschaft gehen, wie sie ging; er schritt stetig um seinen Hof und knirschte in sich hinein:

„Niederschlagen, niederschlagen, und den Großteufel aufknüpfen auf den höchsten Baum in der Einöde!“

Büttel gingen umher und pochten an alle Hausthüren, und wo nicht freiwillig aufgemacht wurde, brachen sie ein. Wenn man sie zur Rede stellte, was diese Gewalt bedeute und wer sie dazu berechtige, so gaben sie keine Antwort. Sie fluchten und höhnten nur, sie durchstöberten Korn und Kammer, Kisten uud Kästen, und wo sie ein Schießgewehr fanden, da lachten sie und nahmen dasselbe mit sich.

„Eine solche Zeit ist noch nicht gewesen,“ sagten die Bauern, „haben wir nicht Weib und Kind zu wahren und zu schützen? Giebt es nicht wilde Thiere und schlechte Leut' in der Gegend? Leben wir nicht in der Einöd? Und die Gewehre tragen sie uns davon!“

„Sollen sie uns davontragen!“ rief der Hahnenkamp. „Bauern, dasselb' ist erlogen, daß diese Herren keinen Herrn haben! Das sag' ich: Nicht ein Splitterl von meinem Güterl! Was mein ist, ist mein! Nachbarn! Wir finden in unseren Häusern noch Sensen und Beile und Hacken, wir finden noch was Anderes, Bauern, wir stehen auf!“

„Aufstehen,“ meinte ein Anderer kopfschüttelnd, „wär' schon recht, aber 's ist halt eine gewagte Sach'!“

„Du wagst am wenigsten was,“ schrie ein Holzhauer, „und wenn sie Dir Deinen Kürbis einbrennen, so hat die Einöd keinen Nutzen und keinen Schaden.“

Aber die Büttel gingen doch umher und durchstöberten die Gehöfte.

Graf Frohn hatte nämlich wieder neue Wilderergeschichten vernommen, besonders den Fall mit dem Zapfenwirthssohn im Schroffenwald. Er gab darauf in seinem Jägerhause dem neuen Förster folgenden Auftrag:

„Mir scheint, die Einödler wildern wieder? Auch Waldfrevel kommen vor. Das ist albern von den Leuten. Es wird gut sein, ihnen vorläufig die Gewehre abzunehmen."

Wenige Tage später, als der Patron die Widersetzlichkeiten der Einödbauern erfuhr, flog eine matte Röthe über sein Gesicht und er sagte zu sich: „Wenn's die Leute so treiben, so ziehen wir andere Saiten auf. Wenn sie's denn just wissen wollen, wer der Herr ist, so mögen sie's wissen. Wir haben die Besitzungen hier nicht, daß sie uns Aerger bringen, wir haben das Bauernvolk auch nicht aufkommen lassen, daß es das Wild vernichte und den Wald verderbe. Mein seliger Vater hat hier ansiedeln lassen, ich will aufräumen. Der Wald ist mein, kein Stämmlein Holz sollen sie mehr haben, keines — nicht einen Fidibus! Abstift' ich sie!"

Und bald war es laut in der ganzen Einöde: „Abstiftet er uns All'!"

Die Jüngeren wußten gar nicht, was das heißt: „Abstiften", aber die Aelteren wußten es wohl.

„Abstiften! uns Grund und Boden wegnehmen, uns davonjagen, unsere Häuser niederreißen und auf dem Boden Waldsamen säen. Das heißt Abstiften."

„Sonst nichts? — Herrgott, da setzt's was ab!"

„Abstiften, das kann er nicht," riefen Andere, „Grund und Boden ist unser Eigenthum. Die Jagd und der Wald ist zwar sein, und auch dazu haben wir nach altem Herkommen ein Recht. Wir üben's aus, und wenn neunundneunzigtausend Großteufel —"

„Ja, ja, ja, schreit nur und macht Fäuste, wird Euch nichts helfen. Die Seeleiten ist vor sechzig Jahren auch abgestiftet worden und nun steht ein schlagbarer Wald darauf."

„Zu den drei Teufeln hinein!“ fluchte der Hahnenkamp, „da hab' ich das Heidehaus um die Halbscheid zu theuer. Ich aber sag' Euch's, Bauern, ich geh' nicht von Haus und Hof, das ich mir ehrlich erworben, und ich heb' mit dem Großteufel was an!“

„So heirat' ich,“ meinte der Haberthurm, „wenn mein Hof auf alle Fälle hin ist, so heirat' ich!“

Auf diese Weise wurde planlos hin und her geschrien

„So schlecht wird's nicht sein,“ sagte Rudolf zum Haberthurm. „Das mit dem Abstiften ist ein neues Aufkommen — dagegen sind Gesetze da. Wir haben Anrecht auf Grund und Boden, wir haben ihn urbar und fruchtbar gemacht, wir —“

„Du hast gar nichts urbar und fruchtbar gemacht,“ unterbrach ihn der Bauer in seinem Aerger. „Allweg wollen es die jungen Gelbschnäbel besser wissen, wie Unsereins. Wer ist länger in der Einöd, ich oder Du?“

Der Hahnenkamp fluchte mit seinem Gesinde noch mehr und beständiger als jemals, und nun wollte er es gar nicht mehr leiden, wenn der Knecht beim Brotaufschneiden pfiff, was er sonst ja immer gern gehabt hatte.

Das Gesinde aber sagte zu einander:

„Ist schon recht, wie's jetzt kommt. In der Einöd ist sein Lebtag so viel Streit und Neid und Ungerechtigkeit gewesen. Der Stärkere hat den Schwächeren niedergehalten und ihm das Knie auf die Brust gesetzt; jetzt kommt über den Stärkeren noch ein Stärkerer. Wir lachen, wenn diese Hungerleidnester abgestiftet werden; wir binden unsere Sach' auf den Buckel und gehen um ein Pfarrl weiter.“

Beim Zapfenwirth fanden wiederholte Hausuntersuchungen statt. Man wollte den Davidl in's Verhör nehmen, allein

er lag immer noch an seiner Augenwunde darnieder und die Wirthin zeterte fort und fort:

„Da liegt er, zu was wollt's ihn denn, Ihr Schergen! Schleppt ihn davon, bringt ihn gleich gar um! Da habt's ihn, da, da liegt er!"

Sie wußte wohl, daß ihn die Krankheit beschützte.

Aber der Bursche stand endlich wieder auf, wenn auch nur mit einem Auge; die Höhle des anderen war gräßlich zu sehen. Die Wirthin weinte oft stundenlang über die Entstellung ihres einzigen Lieblings und knirschte:

„Dieser Herlaufer Rudolf ist an Allem Schuld! Wenn ich's nur genau wüßt', wie's gewesen ist!"

Das erfuhr sie indeß bei der nächsten Untersuchung. Diese kam so unerwartet, daß sich Davidl kaum flüchten konnte.

Der alte und der junge Haberthurm, Heidepeters Regina, ein Beamter und zwei Gerichtsdiener traten ein.

Die Wirthin stellte sich arglos, eilte den Eintretenden entgegen und sagte:

„Was schaffen's?"

„Ist der Zapfenwirth zu Hause?" fragte der Haberthurm im Bewußtsein seines richterlichen Amtes.

„Ist zu Hause, liegt draußen im Stübel; er hätt' schon lang' gern einmal wieder mit Dir was plaudert, kommst aber jetzt gar so selten."

Sie gingen in das hintere Stübchen, kehrten aber bald wieder zurück, denn der Wirth war trostlos besessen von den Geistern seiner Gruft.

„Wo ist Euer Sohn?" fragte der Beamte die Schenkin.

„Je, der Davidl, der ist jetzt die ganze Wochen nicht daheim; er ist draußen beim Rattensteiner Pfarrer im Tagwerk."

„Er ist vor einer Stunde hier gesehen worden!“ versetzte der Beamte streng.

„Nu, wenn Ihr's besser wißt,“ entgegnete das Weib, sich zurückziehend, „und wenn Ihr Euch schon so viel Recht macht's mit den Leuten, Ihr Winkelkriecher, Ihr Schelme —“

Der Beamte ging ihr nach und drohte ihr mit dem Einsperren, wenn sie noch so ein Wort sage.

So sagte sie denn nichts, aber sie schwieg auch nicht, sie brummte.

Dann begann die Durchsuchung des Hauses. Man stöberte im Keller, im Stalle, in den Scheunen, man beunruhigte alle Hausthiere, man rührte gar einen Wespenschwarm auf, aber man fand den Burschen nicht, so daß der Haberthurm schon sagte:

„Wird doch fort sein.“

In demselben Augenblicke aber hörte man ein Gewinsel und ein Geschrei auf einer der hohen Fichten, und nieder von Ast zu Ast, mehr kollernd als kletternd, kam der Davidl, umkreist und umsummt von dem aufgestöberten Wespenschwarm.

Da war zuerst Heiterkeit unter den Männern, aber bald begann die ernste Untersuchung.

Der Bursche stand nicht blos vor dem Jagdherrn, sondern auch vor der Gemeinde als Angeklagter da. Der Haberthurm hatte dessen Festnahme angeordnet und er hielt ihm nun vor, daß er und die Seinen vor Allem die Ursache der Unruhe und Zwietracht in der Gemeinde seien. Er, der Davidl, habe in letzter Zeit durch Wildern und Waldfreveln dem Grafen zu dem harten Vorgehen Anlaß gegeben.

Rudolf und Regina erzählten nun ihr Zusammentreffen mit dem Wilderer an jenem Sommermorgen, und wie er sich

mit dem Fläschchen Scheidewasser so unglücklich vertheidigt hatte.

Es kamen noch andere Anklagen vor und sie wurden begründet und aufgeschrieben.

Davidl vertheidigte sich nicht, er hielt sein rothes Tuch vor sein Gesicht — nicht aus Schande, sondern aus Schmerz der Wespenstiche. Seine Mutter kam mit kalten Umschlägen und hätschelte den Burschen und zeterte mit den Männern, beschimpfte sie, nannte sie Ehrabschneider, Verleumder und zuletzt auch Räuber. Dann zählte sie hundert Wohlthaten auf, die sie den Bewohnern der Einöde stets bewiesen.

„Und jetzt ein solcher Undank!“ schloß sie, „das thut wohl weh im Herzen, das thut wohl weh!“

Dann weinte sie über sich und ihr unschuldiges Kind.

Es kamen auch andere Leute herbei, denn es war bald bekannt geworden, daß es heute gelte, die gleißnerischen, heimtückischen Wirthsleute, die endlich Jedem verhaßt geworden waren, niederzudrücken. Verbittert durch die mißlichen Verhältnisse in der Einöde, durch die Androhungen des Patrons, wollten sie alle Schuld auf das Zapfenwirthshaus wälzen. Der Hahnenkamp war auch gekommen, ließ sich ein Glas Wein geben und rief der Wirthin höhnisch zu:

„Frau Wirthin, sollst leben! und Dein Söhnerl daneben! Hab' ich nicht schon vor vielen Jahren einmal gesagt: Euere Bäume da draußen tragen saubere Früchte! Zapfen, Zapfen!“

Da trat der Rindenschlager-Lenz vor:

„Reiß Dein Klapperwerk nicht so weit auf, Steffel Hahnenkamp, Du tragst auch Dein Theil dazu bei, wenn wir abgestiftet werden. Du bist alleweil der Anstifter gewesen gegen den Waldherrn, hast gleich vom Niederschlagen ge-

schrien, wenn ein Jagdtreiben gewesen ist. Das läßt sich so ein Herr nicht gefallen. Wenn's mir so kommen thät' — gleich abstiften!"

„Weil Du ein Herrnlecker bist!" schrien Andere. „Und weil Einer dahin und ein Anderer dorthin zieht, deswegen fällt die Einöd auseinander."

„So mag sie in hunderttausend Scherben gehen, in's Teufelsnamen! . . ."

Aufgegeben war die Einöde von den Einödbewohnern selbst. Und der arme Heidepeter irrte in den Schroffen und Wäldern umher und suchte sein Weib.

Das war ein Tag nach dem Herzen Gottes.

Still und rein lag der Herbstmorgen über den Waldbergen; die kühle Luft war so klar, daß man in den Wildschroffen jedes Steinchen und jedes Klüftchen zu sehen glaubte. Gewaltig hoch thürmten sich die leuchtenden Wände über den Waldungen.

— Wer hat deine Grundfesten gegraben, wer hat dich aufgebaut, du erhabene Alpenwelt! Wer hat dich erdacht, wer hat dich gewölbt, wer hat dich gekrönt, du herrlicher, wunderbarer Wald! Du bist ein allgemeines Vaterhaus, du bist eine unerforschte Welt, ein Gottesgericht, du bist ein Tempel mit ewigem Harfenklang! Wie sie hinausziehen, Groß und Klein, Reich und Arm, du giebst Allen das gleiche Grün, das gleiche Blühen, das gleiche Blauen, den gleichen Schatten und Sonnenschein; du grüßest Alle mit gleichem Fächeln und Flüstern, du küssest Alle mit gleichem Lebensodem, du hüllest sanft die Herzen in Frieden und badest sie in träumender Ruh', du lieber, holder Wald!

So rief Gabriel aus in seiner feierlich gestimmten Seele, als er eines Tages hinging über die Höhen der heimatlichen Waldberge.

Nach jahrelanger Abwesenheit kam er zurück von der Hauptstadt, um endlich seine armen Eltern, seine liebe Schwester wieder zu sehen.

Er hatte nicht den gewöhnlichen Weg genommen, er kam über die Alpen her, er wollte das Bergland endlich wieder einmal so recht genießen. Den Jammer ahnte er nicht, der ihn daheim erwarten sollte.

Gabriel war groß geworden, er schritt durch den Wald wie ein junger Priester. Sein Auge war, wie ein Waldsee im Morgenglanz — und viel Schatten lag darüber.

Fremd und allein, wie er hinzog vor Jahren, kam er wieder zurück. Wohl hatte er seine Studien glücklich vollendet, seine Prüfungen glänzend bestanden; er hatte Aussicht auf eine bevorzugte Professorenstelle, man prophezeite seinem durch schwere Schicksale geläuterten, nach hohen Idealen strebenden Geiste eine ruhmreiche Zukunft. Aber er hatte nun die Welt kennen gelernt in ihrem Prunk und Stolze, in ihrer glitzernden Armseligkeit, und er sehnte sich wieder zurück in den Wald.

Gabriel sah jetzt die Natur mit ganz anderen Augen an, als einst. Manche poetische Anschauung hatte ihm die Wissenschaft verdrängt, dafür war ihm durch diese manch' neue interessante Seite enthüllt worden. Er wußte nun, daß der Egoismus auch außer dem Menschen, in dem Naturleben herrscht. Als Knabe hatte er weinen müssen vor Rührung, wenn er eine Heuschrecke sah, die ihre Vorderfüße gegen den Himmel streckte, sie war ihm die fromme, stille Gottesanbeterin. Heute wußte er, daß sie ihre Füße emporreckt, um

Mücken zu fangen. — Oft fand er als Knabe in den Splint der Fichten geheimnißvolle Buchstaben eingegraben, die sich in wunderlichen Formen schlingen, aber nie kreuzen; „die Waldjungfrau hat damit die Geschicke der Menschen beschrieben, aber Niemand kann die Zeichen lesen". Heute kannte Gabriel den schädlichen Borkenkäfer, der mit seinem Rüssel die Buchstaben gräbt, und heute verstand Gabriel die Buchstaben zu enträthseln, sie heißen: Tod dem Walde!

So hatte die Natur für Gabriel vielleicht den Heiligenschein verloren, dafür aber blickte er ihr in's Herz — tief in ihr Leben.

Als Gabriel gegen die drei riesigen Tannen kam, die an der oberen Waldgrenze standen und der Pfaffenhut genannt wurden, sah er dort bläulichen Rauch emporwallen, und als er näher kam, hörte er heitere Männerstimmen.

Der Graf Frohn hielt hier mit seinen Jagdgenossen Gelage und Mahlzeit.

Gabriel ging seines Weges, aber der Jagdtag der fröhlichen Gesellschaft hatte ein seltsames Ende. —

Zuerst schlug das Wetter um.

Es mögen die Herbsttage noch so still und rein sein viele Wochen hin — plötzlich wird es anders. Wie war an diesem Morgen die Luft noch so klar und ruhig; da begann zur Mittagszeit plötzlich das dürre Laub der Erlen und Haselnußgesträuche zu tänzeln und zu hüpfen über den Boden hin, da kamen Windstöße und mit einemmale wallte dichter, finsterer Nebel über die Wildschroffen her.

In den Tannen des Heidehauses rüttelte und rauschte der Nordwind und er pfiff durch alle Fugen des Hofes, und die Balken und Bretter klapperten und klirrten und der Hirsch an der Wand polterte. Bald war der ganze Himmel

bedeckt mit dunkelgrauem Gewölke, das sich träge weiter wälzte und das von den Schroffen immer dichter und dichter nachgeschoben wurde.

Auf dem Rasenplatz vor dem Heidehause liefen Leute herum in großer Verwirrung.

„Was ist anzufangen?" fragten sie einander bestürzt, „wenn er uns kein Brennholz und keine Stallstreu mehr gönnt, so müssen wir ja fort mit Weib und Kind hinaus auf die Bettelstraße!"

„Einödler bin ich!" rief ein Bauer, „und daß ich um ein Stückel Brot anhielte, da thu ich mein Lebtag eher rauben. Höllsaggra, ich laß schon Alles d'rauf ankommen; wenn mir mein' Sach geraubt wird, so raub' ich wieder!"

Der Hahnenkamp trat herbei mit geballten Fäusten: „Wer Schneid' hat, der geht mit. Wo ich anfass', da bricht was! Der Großteufel jagt heut' im Schroffenwald, dem würgen wir seine vermaledeite Seel' aus dem Leib. Und wenn er am Abend zur Gebetglock' noch herumlauft, so zünd' ich mein eigen Haus an."

Da trat Haberthurm's Rudolf herbei: „Leute, von Betteln, Rauben und Morden kann keine Rede sein; wir haben noch andere Mittel. Zusammenhalten, ein festes Anstemmen gegen Gewalt, und wir werden unser Recht erlangen. Nur zusammenhalten!"

Ein Windstoß brauste heran, in dem Geäste der Tannen war ein schweres Tosen und Stöhnen, auf dem Dachfirste des Hauses riß es mehrere Latten los — der Bretterhirsch rüttelte heftig an seinen Holznägeln.

An demselben Tage Abends kam Graf Frohn mit seinem Gefolge heiter wie gewöhnlich vom Schroffenwalde zurück und quartierte sich für die Nacht im Haberthurmhofe ein.

Die Jäger setzten sich sogleich an den großen Tisch in der Gesindestube, der Graf obenan. Er ließ zu den mitgebrachten Resten auftragen, was die Speisekammer vermochte; sich mitten in das Volk begeben und dessen Brot essen, das ist auch nobler Sport. Da gab's wieder Scherz und Waidmannsgeschichten und draußen im Vorhause bei den hingelehnten Schießgewehren lag so mancher verbluteter Rehbock, von dessen Sterben drin so lustig geplaudert wurde.

Es war finster geworden; draußen brauste der Regen, und wer in die von Kienspänen erhellte Stube trat, der hatte Schneeflocken auf seinen Kleidern.

Rudolf und der alte Ameishüter traten zur Thüre einher, gegen den Tisch hin und zogen höflich ihre Hüte vom Kopf. Dann baten sie, daß den Einödbauern auch für die Zukunft wie bisher das Recht an dem Walde bewahrt bleiben möchte.

Der Graf entgegnete freundlich, daß er heute wohl keine Audienz ertheilen könne, und beachtete die beiden Männer nicht weiter.

Jetzt ging wieder die Thür auf, und Kopf an Kopf standen vor dem Eingange die Männer der Einöde mit Stöcken und Knitteln bewaffnet.

Sie drangen gegen den Tisch vor.

Jäger und Bauern riefen nach den Gewehren. Plötzlich aber drängte sich der Hahnenkamp durch den wüsten Haufen, und mit dem Schrei: „Den Schädel spalten, wie einen Holzklotz!" stürzte er mit einer geschwungenen Axt in die Stube und auf den Grafen los. Dieser fiel in seinem Schreck unter den Tisch und das Beil fuhr tief in die Holzwand.

In demselben Augenblicke sauste ein gebrochener Stuhlfuß nieder auf des Bauers Haupt — der Hahnenkamp wankte zur Thür und brach zusammen. — — —

Den Getroffenen schafften sie davon.

Den Grafen hoben zwei Männer zu seinem Sitze empor. Mit rollenden Augen starrte er gegen die Thür und auf das schwere Beil in der Wand; bebend bewegte er den Mund, aber sprachlos war er und blaß, bis hinein auf den Gaumen.

Still führten die Jäger ihren Gastherrn mit sich. Still und finster gingen an demselben Abende die Bewohner der Einöde auseinander. — Und dicht und dichter fielen vom Himmel die Flocken.

Es will finster werden auf der Welt.

Am anderen Tage waren sie wieder im Wirthshause beisammen und konnten nicht genug sprechen über das gestrige Ereigniß beim Haberthurm.

Aber auch von was Anderem war die Rede.

Ein interessanter Fremder war angekommen.

Der Fremde trug eine silberne Uhrkette; das mußte schon ein großer Herr sein.

„Wasser hat er getrunken in der Küche gleich aus der Schöpfpfanne."

„Das thät' ich schon nicht, wenn ich so ein großer Herr wör', da müßt ich wohl meinen Wein haben."

„Heidepeter's Gabriel ist's gewesen!" sagte plötzlich Einer.

Da war Alles auf und Alle glaubten und wußten es nun, und hatten es sich ja gedacht.

„Alleweil hab' ich's gesagt," rief die Wirthin, „aus dem Gaberl wird ein großer Herr, und wenn die Leut' über ihn allerlei unebene Sachen haben aufbringen wollen, so hab' ich hundertmal gesagt: Geht's, geht's mit Euerem Tratsch, Ihr

seid an der ersten Lug nicht gestorben. All' miteinander lacht er uns aus."

„Ja, und schmiert er uns an!" schrie der Rindenschlager, „ich sag', wir wollen nichts von ihm, er ist ein Stadtherr. Ein Rab' hackt dem andern die Augen nicht aus; wenn er auch nicht so thut, aber er hat's mit dem Großteufel unter einem Hütel. Er ist der Sohn des Dalkerd."

Vom Hahnenkamp wurde nichts gesprochen; dieser lag in seiner düsteren Stube verlassen und in Todesnoth.

Gabriel hatte am frühesten Morgen desselben Tages endlich seine Schwester Regina umarmt und seinen Freund Rudolf, und beide geküßt. Sie hatten ihn kaum erkannt. Regina erröthete tief. Sie getraute sich den vornehmen Herrn gar nicht anzuschauen. Das war Gabriel — Gaberl, der einst so schmale, bleiche, schwächliche Junge im Lodenjöpplein. Wie war er jetzt so groß und fein, wie hatte er so weiche Hände, so krause, zarte Locken und das Bärtchen. Und die Stimme tönte so tief und doch so hell und freundlich. Und sein feiner Rock und seine weiße Binde um den Hals — wie ein Pfarrer. Das war ihr Bruder, der Gabriel, der Gaberl? Ja doch, seine leicht aufgeworfenen Lippen, seine milden, dunkelblauen Augen waren es. Und Regina redete endlich und sprach:

„Ja, wie bist denn jetzt? — So bist Du geworden?"

Sie gingen nicht hinauf gegen die Heimstätte, das Heidehaus, sie gingen quer durch den Wald zum Ameishüter.

Vor dem Hause standen einige Eschen, und von einer derselben scholl ein Hacken, und es rauschten buschige Aeste nieder. Ganz oben im Wipfel war der Heidepeter.

„Vater," rief Regina hinauf, „steiget ein wenig herab, 's ist wer da."

Und gleich darauf Gabriel:

„Grüß Euch Gott! Ist das Laub noch grün?"

„Ja, 's ist noch ein wenig grün," antwortete der Mann mit zitternder Stimme, und kletterte sogleich herab; er hatte seinen Sohn bereits erkannt.

Und nun sah Gabriel seinen sehr gealterten Vater mit den bleichen, furchigen Wangen, mit dem grauenden Haar. Nicht das halbe Elend hatten sie ihm geschrieben, das während seiner Abwesenheit dieser Mann ertragen hatte.

Der Peter aber sah seinen Sohn frisch und kräftig — in der Jugendblüthe. Er vergaß in diesem Augenblicke all' sein Leid.

„So grüß Dich Gott, Gaberl," sagte er ganz leise, beinahe furchtsam — „bist uns doch wohl endlich einmal kommen. Bei uns giebt's halt alleweil viel Elend."

„Wo ist die Mutter?" fragte Gabriel schnell.

Da war es einen Augenblick still, Regina hub leise an zu weinen, und der Peter legte seine Hand an das Kinn und starrte zu Boden.

Die Einschicht-Res saß auf dem Bänklein vor ihrer Hütte. Neben ihr saß wieder der Heidepeter und legte die Hand an's Kinn, auf welchem rauhe, ungepflegte Bartstoppeln standen.

„Mein Gabriel geht sich die Füße ab," murmelte er, „wird mir zuletzt auch noch krank vor Gram."

„Unten beim todten See sehen sie alleweil ein Lichtlein herumfliegen," engegnete das Weib.

„Und das kann ich mein Lebtag nicht glauben, daß der Herrgott meine Klara so verlassen hätt', daß sie mir in's Wasser gegangen wär'. Res, ich hab' kein' Fried' und kein' Ruh'."

Die Res hatte still zugehört, plötzlich aber that sie eine lebhafte Bewegung und rief:

„Jetzt laß' das Trübsalblasen sein, Peter, und thu' einmal einen Jauchzer!"

Er starrte die Res an.

„Mit dem Beten und Traurigsein richten wir beim Herrgott nichts mehr aus, dasselb' hab' ich schon gesehen; auch gut, so wollen wir singen und jauchzen, daß ihm die Ohren gellen!"

Und sie stieß einen grellen Ton hervor, der vielfach im Gewände wiederhallte.

Von den Waldungen herüber hallte es auch, von der Schlucht herein hallte es auch. Und wie hell und deutlich! War das Wiederhall? Nein, das war ein selbstständiges Klingen und Schallen, das waren Töne aus einem Instrument, das war ein zitternder Gesang, gar eigen und ahnungsvoll. — Wer bläst hier im Walde? Hatte die Res mit ihrem Schrei Geister geweckt? Ist es Posaunenschall? Stehen die Todten auf?

— — — — — — — — — — — —

Ein alter, halblahmer Mann und seine Tochter, ein blindes Mädchen, die sich durch das Land bettelten, fanden eines Tages draußen auf der Ebene neben der Straße an einer Cisterne ein betagtes Weib sitzen. Das zerrte an seinen ärmlichen Kleidern und wusch mit der hohlen Hand die Augen und die Stirne.

„Was macht denn die Muhme da bei dem Wasser," fragte der Alte halb als Gruß, halb aus Neugierde.

„Mein, was werd' ich machen," antwortete das Weib, „dunkel will's schon werden."

„Ihr seid ja vom Gebirge her, ich kenn's an Eurem Gewand."

„So, vom Gebirge bin ich her?" versetzte die Fremde ein wenig verwundert, „ja, 's wird wohl sein."

Der Bettler fragte sie noch um Manches, aber sie sagte als Antwort immer: „Vom Gebirge bin ich her, man kennt's am Gewand."

Dann im Selbstgespräch:

„Ja, richtig, man wird's wohl kennen. Ich seh's ein, ich hätt' doch noch warten sollen auf den Peter, allein werd' ich dasselb' Haus nicht finden, wo er herausschaut durch's Fenstergitter, und die Himmelsthür schon gar nicht. 's wird halt schon so viel dunkel auf der Welt."

„O, du dreidoppelter Morgenstern übereinand!" rief der Bettelmann jetzt aus, „das ist ja die Heidepeterin aus der Rattensteiner Pfarre! So laßt Euch einmal recht anschauen. Und was sag' ich denn! Die Peterin in der Einöd', mein Lebtag, bei der ich vor Zeiten meine beste Milch getrunken hab'! He, schaut mich an, ich bin ja der alte Jäger Greg, der in Eurem Haus allweg auf dem Herd gesessen ist und sein Tabakfeuer geholt hat. Mein, das ist die Heidepeterin! Jesus, Hedwig, die Frau ist zuletzt gar nicht recht in der Ordnung mit dem Kopf."

Das unglückliche Weib starrte den Alten an und gab verworrene Antworten. Dann holperte es zum Mädchen und sagte:

„Grüß Dich Gott, Regina!" setzte aber sogleich dazu: „Schau das junge Volk an, jetzt ist sie schon wieder eine Andere."

Dann nahm sie der alte Greg am Arm und sagte:

„Heidepeterin, jetzt gehen wir all' Drei zusammen und suchen die Einöd' auf."

Und da humpelten drei Bettelleute die Straße entlang. Vorüberziehende blieben stehen und sahen ihnen nach und

sagten: „Gott erbarm! das sind drei Ausgesuchte: das Eine ist lahm, das Andere ist blind, das Dritte ist lahm und blind und gar noch was dazu.“

Die arme Klara paßte prächtig zu den Zweien; sie wurde endlich heiter und wußte nicht, warum.

Einmal, als sie an einem Crucifix vorüber kamen, wie sie häufiger und häufiger dastanden, je mehr sie dem Gebirge nahten, stand die Heidepeterin still und sagte:

„Aha, da hängt er und streckt alle Viere von sich. So haben sie's ihm gemacht, weil er dem, der ihn auf die rechte Wange geschlagen, auch die Linke hingehalten hat. Meinem Peter haben sie's just so gedreht. Ei, mir hätten sie's wohl auch than, aber ich bin ihnen davon.“

Sie lächelte vergnügt in sich hinein.

Einmal stand eine Capelle am Weg, da meinte sie:

„Das ist mir ganz recht, jetzt da drin sitzt unser' liebe Frau. Muß ein wenig was mit ihr reden, wir sind gut mit einander.“ Und als sie am Marienbilde stand, hielt sie ihm die Hand hin: „Grüß Dich Gott! Jetzt hätt' ich Dich im Himmel oben gesucht und Du bist so in der Einschicht da. Ja, und jetzt muß ich Dich schon fragen, halten sie meinen Gabriel noch eingesperrt? Und wegen was denn, weißt mir gar nichts zu sagen? Maria, ich schenk' Dir ein rosenfarbenes Kleid, nur thu' mir mein Kind beschützen draußen in der bösen Welt. Du bist ja die Mutter unseres lieben Herrgott, bist die Himmelskönigin, und sie sagen, Du bist die Mutter der Gnaden, der Trost der Betrübten und das Heil der Kranken. Ei ja, jetzt bleib' ich da bei Dir, Du Mutter der Barmherzigkeit. Du kennst mich ja, jeden Samstag einen Rosenkranz hab' ich Dir verehrt mein Lebtag lang. Ich bin die Heidepeterin, ein elendes Weib; ich bin

verlassen, mein Haus haben sie mir weggenommen, meinen Mann haben sie mir zu Tod gehetzt, meine Kinder haben sie mir eingesperrt, und ich bin glaub' ich krank, und zuletzt, o hilf, Du barmherzige Himmelsfrau, verlier' ich noch gar meinen Verstand!"

„Was denn aber muß geschehen sein in der Einöde!" meinte der Greg, „und wie sie die irrsinnige Person so herumwalgen lassen in der Welt!"

Sie hatten ihre Noth, bis sie das klagende Weib wieder mit sich fortbrachten.

Das Mädchen sprach ihr zu mit milden Worten, wie einer geliebten Mutter, und da sagte Klara oft schmunzelnd:

„Nein, aber lachen muß ich auch noch über mich, ich bin leicht doch ein ganzer Narr. Dank Dir Gott, Regina!"

„Wie seid Ihr denn so weit weggerathen von daheim?" fragte sie der Greg einmal.

„Von daheim?" sagte Klara verwundert, „ja, wenn es recht aufkommt, dasselb' weiß ich zuletzt selber nicht."

— — — — — — — — — — — —

So kamen diese drei Menschen plaudernd und bettelnd nach vielen Tagen endlich in das Gebirge. So nahten sie immer mehr der entlegenen, öden, unfruchtbaren Waldgegend mit ihren wenigen, armen, verbitterten, verkommenen Menschen — die Einöde genannt. —

Der Gesang aus dem Instrumente — der alte Greg blies eine Pfeife — war näher und näher gekommen, nun aber plötzlich verstummt. Aus dem Waldesdunkel kamen drei Menschengestalten.

Die Einschicht-Res hielt ihre Hand über die Augen, blickte den Nahenden entgegen, und rief nun aus:

„Peter, die Todten, die Todten stehen auf!“

„Meine Klara!“ schrie der Peter und lief dem mühseligen Weiblein entgegen, flink wie ein junger Bursche, und umarmte es halb lachend, halb weinend.

Sie sank vor Müdigkeit und Aufregung auf einen Stein. Sie trug noch ihre alten Kleider, sie hatte noch ihren trüben Blick, sie zitterte, sie hielt die Hände zusammen und rief mit lallender Stimme:

„Das Du mich nur wieder hergeführt hast, Du liebe Mutter Gottes, und daß ich mein Leben nur ertragen hab' mögen! — Peter,“ hauchte sie dann wehmüthig, „'s ist umsonst, jetzt bin ich überall herumgegangen, und hab' ihn nicht gefunden.“

„O Klara,“ schluchzte der Peter, „mir so lang', so lang' ausbleiben, warum hast Du mir das angethan? Du hast mich gepeinigt, nicht zu sagen; ich hätt' nicht selig werden mögen!“

„'s will halt nicht mehr licht werden auf der Welt,“ murmelte sie mit starrem Blick, dann fragte sie lebhaft: „Die Regina habt Ihr leicht auch einsperren lassen?“

So kam sie zurück, krank und irr.

Die Hühner flatterten scheu herum und fächelten den Rauch des Mittagsfeuers nieder. So viele Leute waren sie nicht gewohnt. —

Und das war eine glückselige Stunde, als auf der Bachwiese des Ameishüters die Kinder aus dem Heidehause an dem Arme des Vaters ihre verloren geglaubte Mutter heranhumpeln sahen.

Aber Gabriel hätte sie kaum mehr erkannt. Das war seine arme, kranke Mutter, an die er gedacht hatte so viel tausend- und tausendmal, die er so oft im Traume gesehen, gesund und fröhlich und arbeitsam, wie sie einst war, in den Tagen seiner Kindheit.

In der Gegend der Einöde ist bei erwachsenen Leuten das Küssen nicht Sitte, aber Gabriel stürzte hin vor das Weiblein und küßte seine Wangen und seine Stirne und seine Augen und seinen Mund.

O Gott, das war ja seine Mutter!

Klara erkannte ihren Sohn sogleich. Einen Freudenschrei that sie, dann war tiefe Stille einen Augenblick. Das Weib zitterte am ganzen Körper und brach endlich in ein Schluchzen aus.

„Aus lauter Freud'!“ rief sie mit halb erstickter Stimme, „aus lauter Freud', Du mein Gott im Himmel! Gabriel, daß Du nur wieder da bist, daß Du uns doch nicht verlassen hast. Gesucht hab' ich Dich mit Leid und Schmerz. O Du mein liebes Kind, wie bin ich arm gewesen! Mein Leben hätt' ich schier nimmer ertragen mögen, bis zu dieser glückseligen Stund'! Mein Augenlicht hat wollen auslöschen und die Leut' haben uns gepeinigt!“

Der Heidepeter hatte wieder jenes krampfhafte Aufathmen, von dem Niemand wußte, war es Lachen oder Weinen.

„Jetzt wird es schon besser werden, liebe Mutter,“ sagte Gabriel, „ich bleibe nun bei Euch, vielleicht eine lange Zeit. Der Ameishüter hat mir seine Ausgedingstube verpachtet, da richten wir uns ein.“

„Siehst Du, Peter,“ rief Klara fast fröhlich, „was hab' ich allweg gesagt: wer sich auf den lieben Gott verläßt! — Und jetzt ist's völlig licht in der Welt, ist 'leicht just die Sonnen aufgangen?“

Regina hatte kein Wort gesagt, sie wußte mit ihren Augen nichts mehr anzufangen, sie konnte sich die Thränen nicht stillen — sie schämte sich schon.

Nun nahmen sie und Gabriel ihre Mutter am Arm und führten die Wiedergefundene in die neu eingerichtete Stube.

Der Heidepeter war aus Freude auf einen Eschenbaum geklettert, um für die Schafe des Ameishüters Laub zu sammeln. Er war so dankbar für diesen heutigen Tag, er wußte dem lieben Gott keine andere Gefälligkeit dafür zu thun, als daß er einigen seiner Geschöpfe, den Schafen des Ameishüters, frische Laubblätter brachte.

Möge ein gütiges Geschick walten über allen Menschen, die in der Einöde wohnen! sei es in der Einöde der Natur oder in der Einöde der Städte.

Als der Frühling wieder kam in unsere Waldberge, brachte er ein Leben und Weben mit, wie es hier bisher noch nie gewaltet.

Zum erstenmal blieb in diesem Jahre das Verbot aus, zur Zeit der Hahnenbalz Waldarbeiten zu unternehmen; wohl aber erhielten der junge Haberthurm und der Ameishüter höfliche Einladungen, sich an der Hahnenjagd zu betheiligen.

Unten auf dem Gemeindeanger neben der Capelle wurde ein Platz ausgemessen für ein neues Schulhaus. Die Gründungsurkunde desselben hatte das Patronat ausgestellt.

Fast gleichzeitig mit dem Beginne des Schulhauses wurde der Grund zu einem Gebäude gelegt, von dem kein einziger Einödbewohner wußte, wozu es bestimmt war. Es wurde von Holz aufgeführt, erhielt ein breites, etwas flaches Dach und mehrere Erker und Söller, die mit verschiedenartigen Schnitzereien verziert waren. Hohe lichte Fenster wurden gemacht und zwei schöngeformte Eingänge, über welche auch Holzgebilde kamen. Die Leute meinten, das sei

das Jagdschloß des Grafen. Doch als es fast gleichzeitig mit dem Schulhause fertig war, kam ein fremder, aber freundlicher Mann, ließ sich Ahorn- und Eschenholz herbeischaffen, und fing in dem neuen Hause an, Figuren zu schnitzen.

Da standen die Leute still, und schauten durch die Fenster hinein und schüttelten die Köpfe. Kinder, die zu klein waren, um durch die Fenster blicken zu können, ließ der Schnitzer zur Thür hinein, und sprach freundliche Worte, und zeigte ihnen, wie man die Dinge anfaßt und durcharbeitet, daß so ein Heiligenbild, oder ein Crucifix, oder ein Thierbild des Waldes daraus wird. —

In der Einöde kam eine Schnitzerschule zu Stande, die zu hohem Segen ward.

Noch im Laufe des Winters hatte Gabriel das Heidehaus zurück erworben und seine betagten, mühseligen Eltern in dasselbe eingeführt.

Als der Peter und sein Weib wieder einzogen in die alte, traute Heimstätte, sagten sie zu einander:

„Das ist ein armseliges Herumsteigen gewesen, da draußen in der Einöd. Gott Lob, Gott Lob, jetzt sind wir wieder daheim."

Im Haberthurmhofe war zur selben Zeit die Verlobung des jungen Besitzers mit der Tochter des Heidepeters.

Es wurde dabei viel gegessen und getrunken. Auf dem Ehrenplatz neben den Brautleuten saß der Heidepeter. Heute ehrten sie ihn mehr, als den Richter, und kein Mensch nannte ihn mehr den Dalkerd. Er goß sich sehr viel Wasser in den Wein, und dennoch hüstelte er nach jedem Nipp und meinte, das sei wohl ein rechtschaffen starkes Trinken; es hebe bei dieser Lustbarkeit ja völlig das ganze Haus an zu tanzen!

Des Wirths Davidl lag noch krank, seine Mutter stand stets an seinem Bette und legte Pflaster um Pflaster über die Augenhöhle.

„Bleib nur hübsch liegen, mein Kind," sagte sie, „wie Du aufstehst, so haben sie Dich gleich, und führen Dich zum Gericht. Die Leut' sind heutzutag wie die Teufel."

Das Wirthshaus stand die längste Zeit leer.

Wenn zuweilen doch ein durchziehender Handwerksbursche oder ein arbeitsuchender Holzhauer einkehrte, so erzählte ihm die Schenkin mit großer Herzbewegung die Geschichte von Heidepeter's Gabriel, der aus einem armen Bauernbuben ein so angesehener Herr geworden ist.

Endlich aber hatten es die Zapfenwirthsleute eingesehen, daß nach all' dem, was vorgefallen, ihres Bleibens in der Einöde nicht mehr länger sein konnte. Nach Allem, was die Wirthin über Andere nur sagen mochte, hieß es: „Waldschnepf', nimm Dich selber bei der Nase!"

Das war nicht auszuhalten, sie verkauften das Haus. Noch einmal, bevor sie auszogen, setzte sich die Wirthin zu ihrem getreuesten Freund, dem Rindenschlager-Lenz, zu einem Scheidetrunk; noch einmal ließ sie ihrer Zunge und Erfindungsgabe freien Lauf, noch einmal that sie in den höchsten Tönen die Armseligkeit und den Undank der Einödebewohner dar.

Da zur bittersten Neige, unterbrach sie heute der Lenz und sagte:

„Ein Eichtl weniger reden thät nicht schaden. Es haben auch das Zapfenwirthshaus nicht die Engel baut, schau, 's kommt ja Alles auf."

„Nicht wahr ist's, daß Alles aufkommt," schrie die Wirthin hitzig, „dasselb', was mein Davidl oben im Heide-

hause mit dem todten Schulmeister trieben, daß er durch ein Roßhaar das Bahrtuch aufzupft hat, derweil er selber auf dem Dachboden gewesen, ist schon viele Jahr vorüber und ist auch noch nicht aufkommen!“

„Und wird auch nicht aufkommen,“ versetzte der Lenz spöttelnd. „Behüt' Dich Gott, Wirthin, Dir geht auch heut' die Welt wie ein Mühlrad herum, weil Du das Mühlwasser dazu aus Deinem Extrafaßl hast rinnen lassen. Im Wein ersauft die Lüg' — das ist wohl richtig, aber dann bist Du Dir mit diesem Trankel alleweil zu sparsam gewesen. Das Kunststückl von Deinem Davidl werd' ich schon ausrichten. Nichts für ungut.“

Und er ging davon.

Der Wirth trennte sich schwer von der Gruft, aber ihre Geister begleiteten ihn — wohin, ist unbekannt. — Sie zogen fort, zogen wahrscheinlich dem „hochwürdigen Herrn“ nach, wie es die Wirthin einst bei der Christenlehre vorausgesagt hatte; der Pfarrprovisor von Rattenstein war nämlich schon lange fort, da der Pfarrsprengel aufgelassen und die Gemeinde mitsammt der Einöde in Karnstein eingepfarrt worden war. Was aus Davidl geworden, steht nicht geschrieben. Auf den Fichten des Zapfenwirthshauses nistet der Geier. —

Gabriel war wieder in die Stadt gegangen, wohin ihn seine geistigen Beziehungen immer wieder zurückzogen. In der Stadt aber lebte er seinen Bergwäldern, die er beschrieb und besang mitsammt ihren Menschen.

Er nahm kein Amt, er trieb kein Geschäft, er war der Waldpoet und lebte.

Er wußte selbst nicht, wie es war, daß er nun so schön und frei lebte. Die Lieder, die er sang, hatten —

wie ihm einmal ein Freund, welcher Bücher druckte, so sinnig gesagt — einen silbernen Ton. Aber was fragte Gabriel nach dem Silber! Es rollte ihm ja zwischen den Fingern hindurch.

Poeten sind es, die der Welt ein Schnippchen schlagen und den Reichthum verschmähen, weil sie nicht arm werden wollen. Und das Geschick wiederum ist es, das dem bescheidenen Poeten ein Schnippchen schlägt und ihm eine Fülle von Glück und Gütern in den Schooß schüttet, weil es weiß, das ist der beste Ausstreuer und Verbreiter.

Kommt's denn vor, das zweite Schnippchen?

Diese Geschichte nimmt nun bald einen neuen Lauf.

Und sie wird zeigen, daß der Menschen echtes Glück nicht von Osten kommt und nicht von Westen, daß es in keiner Himmelsgegend aufsteigt, durch keinen Wind herbeigeweht wird, daß es still und wunderbar entkeimt aus dem eigensten, innersten Herzen. Daß es dann mitunter aber weitergreift über alle Wünsche und Ahnungen hinaus, schier wie eine lieblich gewaltige Feuersbrunst, Alles erfassend und einhüllend und endlich auch — verzehrend.

Oft, wenn Gabriel in seinem Stadtstübchen träumte und die Abenddämmerung war, durchzogen Erinnerungen an eine herrliche Zeit seine Seele. Aber an eine Zeit, die er niemals durchlebt hatte. Denn es war nicht Erinnerung, es war eine Ahnung von dem, was bevorstand.

Die Sommertage lockten ihn allemal wieder in die Einöde zurück, wo er arbeitete und dichtete und im Heidehause seine Vergangenheit durchträumte.

An einem solchen Sommertage entschlief seine Mutter.

„Leut'!" hatte sie mit heller Stimme gerufen: „Was ist denn das, jetzt wird's auf einmal ganz licht!"

Der Heidepeter zündete die Kerze an. Und ein wenig später, als es mit ihr ruhig geworden war, sagte er: „Jetzt hat sie 's ewige Licht, jetzt braucht sie das nicht mehr." Und drückte ihr die Augen zu.

Gabriel ging hinauf in den Wald. Jetzt war's vorbei. Mit der Mutter geht die Jugend fort. Sein Auge schaute sinnend und thränenfeucht — in die Einöde.

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch:

Das Daheim.

Sie gehen in's stille Dorf hinein.

Auf dem Dorfbahnhofe zu Karnstein verkündete die Glocke den nahenden Zug. Ein Bahnwart stellte sich mit dem rothen Fähnchen an das Geleise, ein alter Postbeutelträger stand in Bereitschaft zum Geben und Empfangen, was das Dorf bot und die Welt sandte. Sonst war Niemand hier, auf der eisernen Straße in's Weite zu gleiten; das Dorf barg abgeschlossen eine Welt in sich.

Der kurze Zug — hastig und herrisch wie die Zeit, der er diente — rollte rasch in den Bahnhof, stand daselbst ein paar Augenblicke still, schnaubte ungeduldig auf und dampfte sofort wieder davon.

Auf dem Bahnhofplatz standen zwei fremde Menschen hingeschneit; sie hielten ihr kleines Reisegepäck in den Händen und blickten umher. Ein ältliches Männchen in lichtgrauen Kleidern und mit einem allebendigen Angesichte, in welchem die zwei grauen Augensterne hin und her flogen, wie ein Paar Weberschiffchen im Garn. Es zitterten die weißen Büsche der Brauen, es wogten die Runzeln der Stirne, die Falten der lederbraunen Wangen; es waren die Lippen in Erregung, es wollte die scharfe Nase aus ihren Grundfesten brechen, um

zu ermitteln, wo denn der Tausend in diesem Neste das faule Volk der Packträger stecke.

Neben dieser schier possirlichen Gestalt stand ein Mädchen. Ein Mädchen in jungen, schönen Jahren. Es trug ein einfaches Kleid in der Farbe des Veilchens, besäet mit schneeweißen Sternlein. Das Kleid verdeckte schlicht auch den Busen und die Arme und ließ an den zarten Händen nur ein Paar blüthenweiße Aermelchen hervorschimmern. Es ging bis hoch an den schlanken Hals empor, wo ein weißes, umgeschlagenes Krägelchen den Rand deckte und wo an einem schwarzen Sammtbande ein goldenes Kreuzlein hing. Das Antlitz ein wenig länglich und gar fein geschnitten, war zart und weiß, die Augen waren dunkelblau und groß und hell und blickten ruhig und munter. Lange Wimpern legten schützend einen Schatten über die unbeschreibliche Schönheit dieses Auges. Die Brauen waren braun wie Ebenholz, und fein wie Seide. Das Näschen hatte eine ganz leichte Ausbiegung und in den Hügelchen der Wurzel desselben zuckte es manchmal ein klein wenig; leises Zucken an den Nasenflügeln bedeutet nicht selten ein Bischen Schalkhaftigkeit. Die Lippen des kleinen Mundes waren voll und frischroth erblüht; zwischen denselben blinkten bisweilen drei Oberzähnchen. Das Kinn mit seinem Grübchen drängte sich nicht hervor und war mitsammt den Backen und dem Halse von mildester Rundung und zartestem Farbenhauch. Die Locken des lieblichen Wesens waren etwas dunkler als Kastanien und hatten einen weichen Glanz; sie waren nach rückwärts gekämmt und durch das elfenbeinene Diadem des Kammes so gehalten, daß sie in einer reichen Welle über den Nacken flossen. Die Gestalt des Mädchens war schlank und vornehm gebaut und jede ihrer Bewegungen war natürlich und anmuthsvoll.

Am Arme trug es durch ein blaues Bändchen einen breiten Florentiner Strohhut, und in einer der handschuhlosen Hände hielt es — was das Männlein baß nicht leiden wollte — einen tüchtigen Regenschirm.

Die Gegend ist seltsam schön. Ein breites grünes Thal mit sachten Höhungen, auf welchen stattliche Gehöfte stehen, mit wiesenreichen Niederungen, in welchen zahlreiche Quellen sprudeln, Bächlein rieseln, Mühlen und Holzsägen klappern, und mit dem Alpenflusse, der unter Gischten und Brausen vom Hochgebirge der Wildschroffen niedergestiegen, hier sachte und blaugrün durch die Gegend zieht. Dann sind Dörfer mit weißen oder grauen Kirchthürmen, Gärten, Schachen und schimmernde Landhäuser. Auf Hügeln und felsigen Bergvorsprüngen ragen Ruinen. Der schöne, längliche Kessel des Thales ist besäumt und umfriedet von den waldigen Bergen, die sich, je weiter zurück, desto höher heben. Gegen Sonnenaufgang zu, über Berg und Thal breiten sich die ewigen Schatten der Einödwälder.

Es war zur Hochsommerszeit, aber eine sehr kühle Luft wehte von den Wäldern her und rieselte sanft in den losen Locken des Mädchens, das völlig versunken war im Sehen dessen, was es in seinem Leben vielleicht noch niemals geschaut und gefühlt: den Zauber der Berge und des Waldlandes. Anfangs getraute sich das Mädchen kaum, auf den grünen Rasen zu treten, der vom Bahnhofe ab auf dem Dorfsteige wucherte, es that ihm leid um den „Garten" und es entsetzte sich wohl auch ein wenig über die übermüthigen Heupferdchen, die auf dem Rasen herumhüpften und zuweilen gar gegen die Spitzchen ihres Fußes trachteten.

Ueber den schimmernden Holzdächern des Dorfes ragte als ungefüge, düstere Masse der alte Kirchthurm, in welchen

manches Jahrhundert sein Denkmal gegraben hatte. Um den grauen Thurm kreisten zahllose Schwalben, deren Gefieder in der Abendsonne golden schimmerte. Große Stille herrschte. Das Mädchen that einen tiefen Athemzug, worüber es von dem Begleiter seltsam angeblickt wurde.

Als denn von dem „Packe der Packträger" Niemand kam, faßte das behendige Alterchen Gepäck und Geschirme fest in und unter die Arme, dann gingen sie die weiche, grüne Gasse entlang den Häusern zu.

„Wie schön," sagte das Mädchen, „da ist die Welt ja auf einer Sänfte!"

„Gewiß, gewiß," entgegnete der Alte, „das Fräulein hat durchaus Recht und die Sänfte hängt mit vier Stricken an dem Himmelsgewölbe, und — da fällt mir noch was ein — die Stricke, das sind die vier Jahreszeiten, da schaukelt's hin und schaukelt's her — hopp auf und hopp nieder."

Jetzt blieb das Mädchen stehen, langte nach dem Arm des Alten und sagte: „Ferdinand, philosophiren und närrisch sein magst auf unserer Landpartie, was das Zeug hält, aber wenn Du mich noch einmal ein Fräulein heißest, so laufe ich von Dir hinweg und laufe in den Wald hinaus, daß Du mich nimmermehr findest."

Das Männlein antwortete nichts, sondern zog sein Sacktuch heraus, und drehte in dasselbe einen doppelten Knopf; den hielt es dem Mädchen vor die Augen: „Ist er groß genug?"

„Wir sind ja ausgeflogen, wie zwei Vöglein in die Lüfte und ich mag von unserem Käfig und vom Weltbrauch einmal gar nichts hören. Ferdinand, nenne mich wieder Anna, so wie Du es sonst gethan hast."

„Wohl, wohl, Anna," sagte der Alte rasch, „aber besinn' Dich, bist ja schon so schauderlich erwachsen. — Ich wollt' gern, Du wärst es nicht. Kehr' die Hand um, wird Dich Einer wegfischen. — Je nun — mag Dich das gnädige Fräulein tituliren oder mein Herz-Annchen heißen — 's wird mir nichts nützen, dastehen wird der Ferdinand Küßdenker, wie ein einschichtiger Spatz auf dem Zaun. Mädl, ich errath' Dir's sicher!"

Hastig schritt er nach diesen Worten die Gasse entlang; das Mädchen vermochte kaum, ihm zu folgen.

Blieb jedoch bald wieder stehen: „Komm, Anna; will recht bei Dir sein, so lang's noch geht. Und das werde ich Deinem Herrn Papa auf dem Todbett nicht vergessen."

„Ferdinand!" unterbrach ihn Anna, launig mit dem Finger drohend: „Bist schon wieder der Papagei? — Einen lieben Vater habe ich."

„Na!" rief der Alte, „heut' bist aber schon gar —!"

„Freilich," lachte das Mädchen und dann ernsthaft: „will einmal eine Tyrannin sein und will gerade so und gerade das thun, was mich freut. Dazu hat mein Vater mir die drei Tage ja geschenkt. Ich frage nichts nach der Stadt; ich bin jetzt eine dreitägige Märchenprinzessin, und Du bist in meiner Gewalt!"

„Oh, das war ich immer, Du Trotzköpfchen, Du!" rief Ferdinand in einer Art von Begeisterung, „und ich werde es Deinem Herrn Vater noch auf dem Todbette gedenken, daß er mich dieser kleinen Tyrannin mit auf den Weg gegeben hat, daß er sein einziges Kind mir und keinem Anderen vertraut hat, um es zu begleiten auf einer Vagabundenfahrt, von der ich zur Stunde noch Zweck und Ziel nicht weiß —"

„Ich auch nicht," unterbrach ihn Anna, „aber ohne meinen Ferdinand wäre ich mutterseelenallein davongegangen." Man merkte ihr aber leicht an, daß der Trotz nicht aus der Seele kam.

Jetzt standen die zwei Fremden mitten unter den Bauernhäusern und Scheunen des Dorfes. Auf dem Platze vor der Kirche ragte ein hohes Kreuz in die abendliche Stille auf; nebenhin im Bächlein plätscherten Enten, auf den Dächern girrten Tauben, etliche Kinder sprangen um. Das war das ganze Leben des Ortes.

Das alte Männlein drehte sich auf den Fersen und suchte an den Wänden der hölzernen Häuser nach dem Schilde eines Gasthofes. Da er nichts entdeckte, zog er einen barfüßigen Knaben zu Rath. — „Beim Kirchenschneider, da werden Sie zu essen und zu schlafen kriegen."

Bald darauf saßen sie — der alte Mann und das junge Mädchen — in der dunklen Wirthsstube des „Kirchenschneider". Es war ein großer Kachelofen und es waren einige Tische da, auf die durch die nebeligen Scheiben der kleinen Fenster ein bischen Abendschein hereinfiel. Im Winkel tickte, vielleicht seit Urzeiten her, eine Pendeluhr. Ein paar Stübchen waren den Fremden für die Nacht gesichert worden und es war zu hören, wie man aus denselben alte Kisten und Wirthschaftsgeräthe entfernte, denn seit zwei Jahren war kein Gast mehr beim Kirchenschneider über Nacht geblieben. So saßen die Beiden einstweilen still und vergessen da, und zweier unbekannter Gäste wegen zündet die Kirchenschneider-Wirthin in der Dämmerung noch keine Kerzen an.

„Die Prinzessin hat sich ein feines Königreich gesucht," flüsterte Ferdinand spöttisch.

Das Mädchen erhob sich und ging in das Freie. Sie ging langsam die Gasse hinan, betrachtete die Gegenstände des

Dorflebens und plauderte mit den Kindern. Bald war sie aus der Markung der Häuser hinausgerathen und ein Fußsteig führte sie über Felder, auf welchen das Korn wallte, über Wiesen, auf denen das Meer der Blumen wogte. Die meisten der Blumen hatten sich in ihre Hüllen vermummt, es war ein kühler Abend, es kam der Thau.

Das Mädchen, dem ewigen Lärm der Großstadt entflohen, wandelte wie träumend dahin und stand plötzlich vor einem Garten, der durch eine Bretterplanke und Hecken und Bäume umfriedet war. Da drinnen standen ein paar weiße Steine und viele hölzerne Kreuze.

Anna brach von einem Lärchenbaum buschige Zweige, flocht sie aneinander zu einem Kranz, flocht Rosenknospen eines Dornstrauches hinein; und mit diesem Kranze am Arm schritt sie in den Gottesacker. Sie las bei dem Scheine des Abendrothes die Inschriften der Kreuze. Inmitten des Friedhofes hing auf hohem Pfahl der Heiland, spannte seine Arme aus, wendete sein Haupt dem Himmel zu. Der leidende Heiland, den armen Menschen dieser Gegend ein trostreiches Vorbild; der sterbende Erlöser, die stille, kleine Gräbergemeinde noch segnend; der allmächtige Gott, der einst wird kommen, um die Todten zu wecken. —

Das Mädchen aus der großen Stadt stand lange vor dem Bildnisse. Gar seltsam zitterte ihr das Herz. . . .

Weltfremd in dieser verlorenen Gegend stand es da, war geradeweges hierhergekommen und wußte nicht recht, warum.

Als Anna einige Schritte weiter ging, ragte vor ihr auf dem Hügelchen ein Marmorstein.

— „Hier ruht Klara Stammer, geboren in der Einöde den 30. October 1802; gestorben in der Einöde den 16. Juli 1856.“ — Diese Worte standen auf dem Stein.

Das fremde Mädchen hatte gelesen und war blaß geworden, wie der Marmor. Dann hatte es leise zitternd sich den Lärchenkranz vom Arm gestreift und hatte ihn sanft — sehr sanft auf den Grabhügel hingelegt. —

Wer die Leut' nur sind, und was sie wollen!

Mittlerweile stürzte im Dorfe das graue Männlein umher, rief die Leute aus den Häusern und wollte sturmläuten lassen. Sein Schützling sei ihm abhanden gekommen. Es sei ein wunderliches Kind, sei auch zu Hause schon einmal davongelaufen und ganz absichtlich mitten in die größte Todesgefahr hinein. — Noch zu rechter Zeit — Ferdinand hub schon an, seine spärlichen Locken vom Haupte zu zerren — da schritt Anna die Gasse heran.

Jetzt, da die Sterne schon am Himmel standen, gingen sie erst in's Wirthshaus, wo nun Gäste zusammengekommen und Lichter aufgesteckt worden waren.

Ein Tisch war für die fremde Herrschaft bereitet und mit einem weißen Tuche bedeckt. Bald setzte sich zu den Beiden der Kirchenschneider, der heute die weiße Schürze umgebunden und das grüne Sammtkäppchen auf dem Kopfe hatte. So vornehme Gäste traten nicht jeden Tag über seine Schwelle herein. Er wollte aber zeigen, daß man auch auf dem Dorfe weiß, was sich schickt. That sofort seine Tabaksdose hervor, hielt sie auf der hohlen Hand dem Herrn hin: „Gefällig?"

Ließ sich's nicht zweimal sagen, der Alte. „Mit Erlaubniß" tunkte er seine Finger tief ein. Hierauf der Wirth gegen das Mädchen: „Auch gefällig?"

„Danke!" hauchte dieses und wurde ein wenig roth.

Die Dorfhonoratioren, welche die Wirthsstube füllten, wollten heute nicht recht in ihre gewohnte Lebhaftigkeit kommen. Sie saßen nur so kleinlaut bei ihren Stammgläsern und rauchten aus Pfeifen. Die beiden Fremden machten ihnen zu schaffen. — Wer sie nur sein mögen! Er ist nicht der Vater und sie ist nicht die Tochter. Er schaut aus, wie ein vacirender Schulmeister. Weinhändler wird er doch nicht sein? Sie ist ein lieber Schatz. Ei, reisende Musikanten sind es, das liegt doch auf der Hand; heut' giebt's noch Musik beim Kirchenschneider; die Junge wird singen, der Alte wird eine Harfe oder dergleichen spielen. Ich denke, wir holen unsere Weiber. —

So wurde gemuthmaßt. Der Wirth machte wieder den Mund auf und sagte in sehr leutseligem Tone zu den Fremden: „Mit Verlaub, wo sind wir her?"

„Schnurgerade aus der Metropole," antwortete Ferdinand und nieste auf die Prise.

„Wahr ist's!" versetzte der Wirth in landläufiger Bemerkung über das Niesen.

„Warum sollt's nicht wahr sein?" fragte der Graue.

Die Leute blickten sich an. — Metropole? Von dem Land hätten sie noch nie was gehört.

„Ein wenig Geschäfte da herum?" hierauf der Wirth.

„Eben nicht. Wollen nur so ein bischen die Gegend anschauen," sagte Ferdinand. „Wie geht sich's denn da in die Einöde hinauf?"

„In die Einöde? Sehr weit. Schlechter Weg, nichts zu sehen; lauter Wald, etliche Bauern- und Holzerhütten darunter. Nicht der Mühe werth."

„Wenn Sie eine gute Aussicht genießen wollen, so müssen Sie den Karnstein hinaufsteigen," rief Einer von den benachbarten Tischen herüber.

„Oder auf den Gilgenberg," ein Anderer. „Die Rederer-Werke sollen Sie sich aber ansehen." — „Und auf die Ruine Breitenwart zu gehen dürfen Sie ja nicht versäumen!" „Alles nichts. In die Wolfshöhle müssen die Herrschaften, kaum eine Stunde vom Ort, prächtig, sage ich Ihnen! werden es nicht bereuen."

So kamen sie nun Alle mit gutem Rath.

Das Mädchen saß bewegungslos da und senkte die Wimpern. Der Alte verstand es.

„Wir wollen doch vor Allem in die Einöde," sagte er, und um das Vorhaben nur irgendwie zu begründen: „Es muß dort so viele Krametsvögel geben."

„Sind jetzt noch nicht an der Zeit," riefen mehrere Stimmen.

„Auch ist das Fräulein hier eine große Freundin von Erikenkraut."

„Ist lange schon verblüht," sagten sie, und Ferdinand, der wohl die Zeit der Krametsvögel und Eriken gut genug kannte, härmte sich seiner erwiesenen Blöße wegen. Er war diesen Menschen im Grunde gar keine Verantwortlichkeit schuldig, aber das war eigen an ihm, wo er hinkommen, mit wem er zu thun haben mochte, sein gutmüthiges Wesen ordnete ihn überall unter den Willen Anderer.

„Die Einöde," fuhren die Tischnachbarn eifrig fort, „die ist nur für Förster, Jäger und Wildschützen was, und schließlich für etwelche Strolche .... die Wälder sind groß, sind unwirthlich und die Leute d'rin wachsen auf, wild wie die Bäume; man hört just nicht viel Gutes von ihnen. Man hört gar nichts; Alles bleibt versteckt. Es ist, so zu sagen, finster in den Wäldern. Nicht zu rathen, für so zwei Reisende, nicht zu rathen!"

Der Graue trommelte eine Weile mit den Fingern auf dem Tisch.

„Jetzt sitzen wir da," brummte er und schielte über die Achsel gegen das Mädchen. „Was meinst, morgen nach dem Aufstehen, was werden wir anfangen?"

Anna saß unbeweglich da und senkte das Auge.

„Doch noch in die Einöde," hauchte sie endlich.

„Vor zwei oder drei Tagen hätten Sie einen Begleiter gehabt in die Wälder," sagte der Wirth, und gegen die übrigen Gäste: „Der Heidepetersohn ist wieder dagewesen."

„Jerum!" riefen Einige, „der Gabriel ein Begleiter! Der wäre ihnen hundertmal davongelaufen, der ist ja menschenscheu und lungert in den ödweiligsten Winkeln herum wie ein wildes Thier."

Jetzt hatte das Mädchen seine Augen weit aufgeschlagen.

„Der Dichter?" flüsterte sie dem Alten zu, „und er wäre in der Gegend?"

„Wetten mag ich nichts, die Leut' da wollen zum Heidepeterhaus hinaufgehen!" rief die Wirthin, die eben mit frischgekochter Milch kam.

„Genau so ist es," antwortete Ferdinand, „wir möchten gern das Haus sehen, in welchem der Dichter der Waldlieder geboren ist, und darum wollen wir in die Einöde spazieren, und das ist die ganze Geschichte."

„Nein, nein," versetzte jetzt das Mädchen lebhaft, „wir gehen nicht in die Einöde! Wir gehen anderswo hin, auf den Karnstein, oder — oder . . . . Nein, nur nicht in die Einöde!"

Sie war erregt und hatte plötzlich hochrothe Wangen. Die Kuhmilch und den ländlichen Mehlkuchen, den sie sich eigens bestellt hatte, ließ sie fast unberührt.

„Du kindisches Herz," sagte Ferdinand, „was wird er uns denn anhaben, der Waldpoet, wenn wir ihm auch begegnen? Und hast es nicht fort selber gesagt, Du hieltest die Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen, für eine besondere Gnad' Gottes."

„In der Stadt wohl, Ferdinand, aber hier nicht," flüsterte sie ängstlich.

„Der Heidepetersohn!" schrie die Wirthin d'rein, „oh der ist lang' schon wieder davon, sitzt vielleicht mitten in der Stadt d'rin, von der Ihr herauskommt, und schreibt Geschichten, die nicht wahr sind, und macht Lieder, die kein Mensch nicht singen kann. Oder letztlich ist er im Salzburgischen oder Tirolischen d'rin, oder Gott weiß, wo sonst; der Mensch stromert ja herum, wie der ewige Jud — kunnt's nit besser sagen — wie der ewige Jud!"

Das Stadtkind genoß endlich einige Löffel voll der frischen würzigen Milch. Der Kirchenschneider verbiß darüber einen stillen Aerger. Da hatte er für die noblen Gäste schon ein Extrafäßchen anzapfen und ein Huhn schlachten lassen wollen, und jetzt —

Zu Milch und Sterz braucht man nicht erst so Stadtleut', dafür ist der simpelste Drescherknecht gut genug. Ist's denn nicht wahr?

Die Partie in die Einödе wurde beschlossen. Jetzt huben die Männer von Karnstein an, Wege vorzuschlagen und Führer anzurühmen. Aber Anna tupfte mit ihrem Füßchen die dünnen Waden des Gefährten, er möge sich ja von der Leute Rathschläge nicht bestricken lassen. Ganz allein und unbeirrt wollten sie durch die Gegend wandern.

Der Alte verstand seinen Liebling jedesmal; er sagte, er könne heute noch nichts Sicheres verabreden, weil man

nicht wisse, was die Nacht bringen und der Morgen geben werde.

Als in der niedrigen Stube der Tabaksqualm so dicht geworden war, daß die Menschengestalten fast wie Schatten im grauen Nebel standen, sagten die beiden Stadtleute nach allen Seiten hin höflich „gute Nacht!" und ließen sich auf ihre Stuben führen.

Als das Mädchen in seiner Kammer allein war, verrammelte es Thür und Fenster mit Sesseln, Bänken und anderen Möbeln, so daß Ferdinand in der Nebenstube durch die Wand schrie: „He Prinzessin, geht er gut von statten, der Festungsbau?"

Da war es im Kämmerchen still geworden.

Sie wandern in den Wald hinaus.

Ein grelles Schallen schreckte des andern Morgens die beiden Fremden aus dem Schlafe. Die Glocke des nahen Kirchthurms läutete zum „englischen Gruß".

Im Hause war es noch still, aber draußen knarrten die Schritte der Mähder, die über den steinigen Weg den thaunassen Wiesen zugingen. In den Sensen, die sie auf den Achseln trugen, spiegelte sich die Morgendämmerung.

Unsere Reisenden waren bald angekleidet. Das Mädchen hatte das Angesicht mit kaltem Wasser gewaschen und dabei zu seiner Verwunderung recht warme und rothe Wängelchen bekommen. Ferdinand hätte nun gern mit der Wirthin über ein gutes Frühstück verhandelt; allein die Kirchenschneiderin war noch nicht zu finden. Anna drängte in's Freie und zur Wanderschaft, bevor noch die Siebenschläfer des Dorfes erwachten und sich den Bergfahrern etwa an die Ferse hängen konnten.

Es war ein Sommermorgen, wie das Mädchen noch keinen erlebt hatte. Der reine, kühle Waldhauch, das freudige Geschrei der Vöglein all', das Aufgehen der Blumenknospen, das Glitzern des Thaues, die tiefe wolkenlose Bläue des Himmels über den klaren Waldbergen, auf deren Höhen bereits das Gold der Morgensonne lag.

Sie waren aus dem Bereiche des Dorfes gekommen, sie gingen einen Fußsteig entlang über die Wiesen hin. Das alte Männchen hüpfte und tanzte auf dem Rasen und sang:

„Weil ich nur einmal
Heraus aus dem Städtle bin,
Städtle bin!
Weil ich nur einmal
Allein mit mein' Mädle bin,
Mädle bin! . . .“

„Ja, Du Närrlein!“ rief er dann dem Mädchen zu, „auf so einem Boden ist freilich das Liederdichten keine Kunst!“

Anna hob das Kleid ein klein wenig und schritt still und gelassen über den Teppich von frischen Gräsern und Vergißmeinnicht. Sie senkte ihr großes Auge auf die Pracht des Fußbodens und um ihre rothen Lippen zuckte ganz leise die Freude.

Der Weg war ihnen vorgeschrieben. Sie gingen über die Wiesen und Auen einem dunklen Schachen zu, hinter welchem die Thurmspitze eines Waldkirchleins schimmerte. Sie gingen unter finsteren Tannen hin, sie gingen über Blößen und Weiden, auf welchen ihnen schon die Sonne entgegenkam, und von welchen man den Blick in's Rattensteinerthal und auch den ersten Blick in die Schroffen hat. Sie gingen an einem verkommenen Bauerngehöfte vorüber,

sie hörten das Geläute der Heerden und das Jodeln der Hirten. Anna horchte, sie meinte, Alles, was hier gesungen werde, müßte vom Waldsänger sein — aber es waren Lieder ohne Worte.

Sie konnte es nicht lassen, sie hob ihre Stimme:

„Mitten im Gebirg'
Auf der Felsenwand;
Mägdlein an der Seit',
Büchslein in der Hand,
Und ein Herz im Leib,
Muth und Treu' darin,
Gott sei Dank, daß ich
Ein Aelpler bin!"

Mit diesen Worten des Waldpoeten wollte sie das Selbstbewußtsein der jodelnden Hirten wecken.

Dann gingen sie ein Gehänge entlang, kamen auf einem Hohlpfad wieder durch den Wald und gelangten auf einen Fahrweg, auf welchem sie nun stundenlang wandeln sollten.

Der Weg stieg sachte die Lehne des Bergzuges hinan, stets durch jungen Wald von Tannen und hellgrünen Lärchen. Oftmals war der Blick frei in das besonnte Thal, aus welchem sie herangestiegen, und in welchem die Dörfer, die weißen Punkte der Höfe lagen, in welchem der lichte Streifen der Landstraße, die scharfe Linie der Eisenbahn und das glitzernde Band des Flusses sich schlängelten.

Sie kamen durch größere Wälder, in welchen die braunen Schäfte der Bäume hoch hinauf kahl waren, hingegen aber schwere Kronen keinen Sonnenstrahl niederfallen ließen auf den feuchten Grund der Straße und den glatten, heidekrautlosen Waldboden. Zuweilen standen die Wanderer still und horchten dem Hacken des Spechtes und dem Geknister,

wenn ein flinkes Reh über das Gefälle setzte. Dann wieder war tiefe Ruhe und nur jenes Flüstern, von dem der Waldpoet sang:

„Wenn das Hochlüftchen weht,
So träumt der lieb' Wald,
So säuseln alle Aestlein,
So singen alle Blättlein
Ein wundersam Lied.

— — — — — — — —

Im Wald hüpft das Herz auf,
Und wär' es von Stein.
Unter säuselnden Kronen,
Im Wald möcht' ich wohnen,
Im Wald möcht' ich sein!"

Weiterhin kam dichtes Strauchwerk, über welches die Augen in schattige Schluchten sehen konnten, und in eine Gegend hin, wo nichts war, als Wald und Wald, hier im tiefen Tone der Tannen und Fichten, dort im milden Grün der Buchen, Birken und Gesträuche. Wohl stieg zuweilen auch ein blaues Nebelchen auf über die Wipfel, zeugend von Kohlenstätten und versteckten Menschenwohnungen. — Das war schon die Einöde, die Heimstätte der „Waldlieder" und ihres Sängers.

Zwischen Erlen- und Haselsträuchen rieselte eine Quelle. Unsere Wanderer setzten sich daneben auf einen moosumsponnenen Stein und Anna sagte: „Ferdinand, jetzt werden wir in der Einöde frühstücken."

„'s ist der Rabe noch nicht da," antwortete der Alte.

„Frage einmal deine tiefen Taschen aus," schlug das Mädchen vor.

„Er ist noch nicht da," wiederholte der Alte „der Rabe, der uns das Brot vom Himmel bringen muß, wie dem heiligen Antonius."

Nun, in Ermanglung eines himmlischen Brotes genossen sie ein irdisches Brathuhn, das der Alte doch in seiner Ledertasche vorfand. Dazu tranken sie aus der Quelle, und Anna trank in ihrer Herzensfreude gar ein wenig über den Durst.

Dann gingen sie wieder; im Brombeerstrauch trillerte eine Lerche, der rief das Mädchen zu: „Grüß' Dich Gott, Vöglein! Singst Du auch Waldlieder?"

Das Thierchen flog nicht davon, ja, es hüpfte noch über etliche Zweige dem Mädchen zu und hob sein Schnäblein und sang recht freudig.

Dann hub wieder der finstere Wald an. Jählings standen die Wanderer vor einem rothangestrichenen Kreuze, daß Anna völlig erschrak.

Nicht weit davon hatte das Mädchen die Dreistigkeit, einen Holzführer zu fragen: „Wie geht der Weg zum Heidehaus?"

„Schöne Jungfrau," antwortete der Holzführer, „dieser Weg geht nicht zum Heidehaus. Den müßt Ihr selber gehen."

„Ist schon recht," sagte Ferdinand, „ich kenne den Spaß auch."

„Wir fragen nur, ob man hier zum Hause des Gabriel Stammer kommt?"

„Nein."

Die Beiden erschraken. Der Holzführer fuhr fort: „Der Gabriel hat gar kein Haus, der streicht in der weiten Welt herum und ist der Ueberall- und Nirgendsdaheim. Hab' gehört, er soll viel bei den großen Herren in der Stadt leben. Hat auch recht; besser geht's ihm, wie Unsereinem."

„Aber sein Geburtshaus möchten wir sehen."

„Wollt Ihr's kaufen?" war die Frage, „ich sag' Euch's redlich, Leut', an dem Haus ist gar nichts. 's ist eine alte

Hütten; schade um die Schuh'. Jetzt wohnt der Alte, der Vater vom Gabriel, wieder drin. Dieser Weg hat in einer halben Stunde rechts einen Fußsteig an, und der Fußsteig geht beim Heidehaus vorbei."

Hierauf gingen sie der Weisung gemäß weiter. Sie kamen in ein langes waldschattiges Thal hinab. Da rauschte ein Bach unter Wildgefälle und zwischen braunem Gestein. Kleine Wiesen und Aecker lagen oder lehnten an den Hängen. Hier und da stand unter Schutztannen halb versteckt ein Häuschen aus Holz, ein Ziegenstall dabei, ein Krautgärtlein daneben. Und weit oben im engen Thale, auf der Höhung, von einer trotzigen Fichtengruppe bewacht, fanden unsere guten Wanderer endlich ihr Ziel.

„Hätten wir doch einen Maler bei uns!" rief Ferdinand, als er das Haus sah. Und in der That, es schaute malerisch aus. Eine morsche Wand, ein Bretterdach, von dem die knochenbleichen Latten und Balken nach allen Seiten niederhingen. Die Fensterchen waren theils mit Holzgitter verwahrt, die Thürpfosten waren in die Schiefe gesunken, so daß sich die Thür nicht mehr in den Falz fügen wollte und dem Winde zum Spiel knarrend auf und zu schlug. Vor dem Antrittsteine wuchs das Gras, an der Wand hin wuchs das Brennkraut und die Untermauerung des hölzernen Baues bröckelte dazwischen hervor. Ein Heer von Schwalben umkreiste hell zwitschernd das alte, hinsterbende Haus.

Anna stand da, wie ein Bäumchen. Mit Scheu und Verehrung blickte sie, die aus einem Stadthause kam, diesen Bau an. Hier also war der Dichter geboren! Und in der Gegend nichts, als Wald und etliche arme verkommene Menschen. — Wieso hat es sich zugetragen?

Im Neste des Waldsängers.

Zögernd traten sie endlich in das Haus. Im finsteren Flur flatterten erschreckte Hühner auf. Nebenan in einem räucherigen Gelaß prasselte ein Herdfeuer, und neben diesem stand eine Thür angelweit offen, die in ein Stübchen führte. Die Wohnung war von innen besser, als sie von außen versprach; sie war reinlich und bequem und nach bäuerlicher Weise eingerichtet.

Die Eintretenden wußten nicht, wohin sich wenden und Anna zitterte vor Angst. Im ganzen Hause war kein Mensch zu sehen und das Herdfeuer brannte einsam.

Nach langem Herumspähen in der Hütte fand Ferdinand endlich im nebenanstehenden Ställchen auf dem einfüßigen Melkstuhl einen weißlockigen Greis sitzen, der just eine Ziege molk und laut mit derselben schwätzte. Der Greis ließ sich von den Fremden, die ihn sehr höflich gegrüßt hatten, nicht irre machen und setzte dem Thiere zu, so lange noch ein Tropfen zu bekommen war. Dann stand er auf und hastete gebeugt der Küche zu, um die Milch sofort zu kochen. Hatte er vorhin mit der Ziege gesprochen, so sprach er jetzt mit dem Feuer und den Töpfen, sie stets gütlich an ihre Dienstbarkeit erinnernd und zu ihren herkömmlichen Leistungen ermunternd.

Dieses gemüthliche Wesen des Bäuerleins flößte dem Mädchen Muth ein und es bat leise um einen Schluck von der frischgemolkenen Milch.

„O, halt ja!" sagte der Heidepeter — er war's — mit heiterer Stimme, goß die Milch in eine Thonschüssel, schnitt Schwarzbrot dazu; dann bedeckte er den kleinen Tisch mit einem blauen Tuche und nun mußten sie essen. Anna wußte den Holzlöffel nicht recht zu handhaben, doch sprach

sie der Gabe Gottes — wie der Greis seine schlichte Spende bezeichnete — wohlgemuth zu.

Ferdinand zwinkerte mit den Augen und that eine Weinflasche aus dem Ledersack, desgleichen einen Schinken und lud zum Essen und Trinken ein.

Das Väterchen nippte gar schämig, doch wurden seine Wangen von den ungewohnten Tropfen bei Zeiten roth.

Ferdinand befragte ihn nun nach seinen Verhältnissen.

Der Peter lächelte und sagte:

„So gut, wie heut', geht's mir freilich nicht alle Tage Aber beklagen will ich mich auch nicht. In meinen jungen Jahren, da ist Alles passabel gewesen, kein Pfennig Schulden ist gelegen auf meinem Haus und Grund. Nachher sind halt die bösen Zeiten gekommen; schlechte Jahre, Krankheiten, und wie die Boten schon alle heißen, die Einem der lieb' Herrgott schickt. So geht's. — Einen Sohn hab' ich — der ist gar nicht daheim."

Der Bauer schwieg und that einen losegewordenen Schuhriemen knüpfen.

„Doch nicht bei den Soldaten?" fragte Ferdinand absichtlich.

„Beileib nicht, beileib nicht," antwortete der Heidepeter ohne aufzublicken, „aber nicht viel besser." — Und nach einer Weile sah er seine Gäste an und sagte: „Wie's mit Dem ist, das kunnt ich deutsch nicht erzählen; ich weiß es selber nicht. — Die Leut' reden viel über den Burschen — viel reden sie über ihn; ich kenn' mich hell nicht aus. — Mir meint er's gut, sucht mich auch heim. Und thät er leicht gar nicht auf rechten Wegen sein, so will ich fleißig für ihn beten."

„Wo lebt er denn, Euer Sohn, und was ist er denn geworden?" fragte Ferdinand, während das Mädchen kaum zu athmen wagte.

„Was er worden ist? Ja, wenn ich das kunnt sagen — lang' nicht so oft müßt ich mich auslachen lassen. 's ist frei eine Schand, wenn der Alte nicht weiß, was sein Junger für ein Handwerk treibt. Gesagt hat er mir's oft, aber Unsereiner kann sich das Zeug nicht auseinanderklauben. So ein Geschichtenzusammendichter, mein' ich, thät er sein, und so Lieder hat er auch ausstudirt. Wenn er sich nur nicht versündigt, fürcht' ich alleweil, wo er da seine närrischen Fabeleien drucken läßt, wie das Evangeli und das heilige Meßbuch gedruckt ist, und wenn er seine weltlichen, leicht vorwitzigen Liedeln singen läßt, als wären sie Kirchfahrtsgesänge. — Will mir halt nicht gefallen das! wenn er sich nur nicht versündigt, mein Bub!"

Das Mädchen hatte bei diesen Worten des Alten beharrlich das Haupt geschüttelt: Das Versündigen auf diese Weise fürchte sie nachgerade gar nicht.

„Wisset was, Vater Stammer?" rief jetzt Ferdinand, „Euer Sohn, der ist schon recht, und die Leute haben ihn gern."

Und Anna bestätigte den Ausspruch durch ein sanftes Neigen ihres Hauptes.

„Wohl?" lächelte das Väterchen, „wenn's aber nicht wär', ich wollt keine Schuld haben — hab' ihn oft genug abgestraft. — Schon als Halterbübel hat er Euch mit dem Zeug angefangen. Mein Weib, das hat so schön singen können —." Der Alte bückte sich wieder, um an seinen wuchtigen Schuhen zu riemen. „Die Weisen (Arien) hat sie all' von ihrer Mutter her noch gewußt, aber 's Lied (den Text) hat sie bisweilen deutsch vergessen gehabt. Ist Euch nicht der Gabriel da und hat zu den alten Weisen neue Lieder gemacht? Wir haben uns hell verwundert; lauter

Muttergotteslieder sind es gewesen, und fromm dabei, daß Einem das Wasser in die Augen gekommen ist und sein alter Schulmeister gesagt hat: Hätten wir 's Geld, der Bub müßt was studiren."

„Und Ihr habt ihn abgestraft?" fragte der alte Ferdinand.

„Deswegen nicht," antwortete der Weißkopf, „Na, wie halt der Bub' größer wird, ist er mir liederlich worden, heißt das, mit seiner Dichterei; da hat er — wollt' die Jungfrau nicht so gut sein und in die Lauben hinaus schauen gehen, mich däucht, 's ist die Geiß beim Mehlsack!" Diese Worte waren an das Mädchen gerichtet; Anna stand auf, blickte von einem Alten auf den andern und wußte nicht, was sie thun sollte.

„Bleib' nur da," sagte Ferdinand, die Sache durchschauend, „es wird nichts Ungebührliches sein, was der Vater Stammer erzählt!"

„Weiß es nicht!" sagte dieser kleinlaut. „Nicht lang', so hat der Junge lauter Vierzeilige gedichtet; aus den Liebfrauenliedern sind Liebsg'sangeln worden; kecke Dinger, und die hat ihm das junge Volk nachgesungen, zuerst glaube ich, in der Stadt drin, und jetzt auch schon im Hinterwald, in Karnstein, auf dem Seeboden, bei den Sennhütten, in den Schroffen, überall hör' ich die nichtsnutzigen G'sangeln von meinem Buben."

„Nichtsnutzig? Nein," sagte Ferdinand, „die Lieder sind gedruckt worden."

„Das ist ja noch das Schlechteste," versetzte das Bäuerlein, „daß sich auch die hohen Herren um so was annehmen. Wird mir der Bub vorzeit mit Herrenleuten bekannt, und so weit ist's gekommen, daß er ganz fort ist von Heim, daß

er in die Stadt studiren gegangen und nur zur Sommerszeit im Gebirg' herumstreicht — weil er's doch nicht vergessen kann. Ja, hab' ich gesagt, studirt er, so wird er wohl gescheiter werden. Jetzt treibt er's erst recht."

So der Weißkopf, und inzwischen hatte er mehrmals mißtrauisch auf den Schinken gelugt, der ein wenig aus dem Papier hervorguckte. Als jetzt der Graue anhub, mit kühnen Schnitten Stücke davon loszutrennen und auch den Peter dazu einlud, sprang dieser auf und sprach: „So! Jetzt weiß ich's, wie's mit meinem Sohn steht; lutherische Leut' haben ihn gelobt. — Geht mir weg!" rief er aufgeregt, „Ihr seid lutherische Leut'! Heut' Fleisch essen, heut' am heiligen Freitag!"

Da blickten sich die beiden Reisenden verblüfft an. Dem Mädchen war, als müsse es vor dem Erzürnten auf die Knie fallen.

Ferdinand der Graue aber verlor die Fassung nicht. — „Freitag!" rief er, „köpfen will ich mich lassen, wenn heut' Freitag ist! — Und es wär'? 's wär richtig? — — Du elendiglicher Knochen! Deinetweg das Gebot zu übertreten!" Er faßte den Schinken und machte Miene, ihn zur Thür hinauszuschleudern. „Nein," sagte er dann gelassener, „du guter Brocken kannst nichts dafür, der Freitag ist daran Schuld."

Er schob den „guten Brocken" in die Ledertasche und trank Wein. Und der Peter war durch die so sichtbarlich zu Tage getretene Selbstentrüstung besänftigt und beruhigt und trachtete nun, seinen Gästen durch einen Eierkuchen Entschädigung zu bieten.

Ferdinand mahnte zum Aufbruch. Anna wäre lieber noch ein wenig sitzen geblieben und hätte für ihr Leben gern

gefragt, was der Herr Sohn, wenn er daheim sei, denn treibe, wo er herumgehe und mit wem, auf welchem Platze er am liebsten sitze, ob er auch etwas esse u. s. w. — Sie brachte dazu aber den Mund nicht auf. Sie blickte in der Stube umher und suchte in Gedanken jeden kleinen Gegenstand mit dem Dichter und seinen Liedern in Verbindung zu bringen.

Etliche Strohhalme aus dem Bettschaub wollte sie zupfen zum Andenken an dieses Haus. Vielleicht hatte Gabriel Stammer diese Halme selbst geschnitten auf dem Felde, er soll ja gern noch manchmal den Pflug und die Sichel handhaben; vielleicht hatte er sogar einmal auf diesem Schaub geruht.

Doch sollte das schwärmerische Kind zu was Besserem kommen. Auf einem Wandnagel hinter dem Ofen hing ein alter halbverwitterter Hut mit grünem Bande, schwer und breitkrempig und mit schwammigem Filze. Im Bande stak noch eine kecke Hahnenfeder und ein borstiger Gemsbart.

„Welcher Waldteufel hat den da getragen?“ fragte Ferdinand mit der Stockspitze den Filz betupfend.

„Der da,“ sagte der Peter, „der gehört meinem Sohn — heißt das, jetzt tragt er ihn nimmer viel, es sind schon die Schaben dran und man muß ihn wegwerfen.“ Er schickte sich an, dieses Vorhaben sofort auszuführen.

„Je, Vetter!“ sagte der Graue, der ein Zupfen seiner Genossin am Rockschoß wohl wahrnahm, „wenn Ihr das Kleidungsstück wegwerft, so hebe ich es wieder auf und Ihr geht leer aus. Ich gebe Euch daher den guten Rath: Verkauft mir den Hut!“

„So, so,“ antwortete der Heidepeter darauf, „Ihr seid so Einer, der alte Kleider zusammenkauft. Nu, wartet ein wenig, 'leicht finde ich noch mehr solche Sachen.“

Hellauf lachte Ferdinand. Es lag ihm wohl daran, die Muthmaßung des Bauers zu zerstreuen, doch erstand er den Hut und setzte denselben scherzend Annen auf das Köpfchen.

Als das Mädchen nun aus diesem Hause wieder davongehen sollte, war es in einer großen Bedrängniß. Endlich wagte sie etwas. Ganz in die Nähe zum alten Vater stand sie, drückte warmherzig dessen Hand und mit erröthendem Antlitze preßte sie in dieselbe ein Papierschächtelchen: „Zu einem ganz, ganz kleinen Angedenken."

Der Alte meinte, es wäre gewiß ein Heiligenbildchen drin und bedankte sich gar fein.

Als aber die Fremden fort waren und er das Schächtelchen öffnete, fand er in demselben, auf schneeweiße Baumwolle gebettet, drei funkelnde Dingelchen, wovon jedes genau so aussah, wie der Ducaten, den vor Wochen erst ein Kohlenmann mit in die Einöde gebracht und unter den Waldleuten herumgezeigt hatte.

Der Alte schlug die Hände zusammen: „Drei Ducaten für eine Schale Milch! Wer sind diese Leut' gewesen?"

Das Blümchen wollt' er entfalten.

Als unsere beiden Reisenden das alte Heidehaus verließen, huben schon die Schatten der Bäume und der Berge zu wachsen an.

Der alte, graue Ferdinand war ein wenig hinkend geworden, jedoch trillerte er allerlei Waldliederfragmente und war guter Dinge. Auch gab er sich mit der goldkronigen Arnica und mit dem wilden Wegerich ab; er rieb sich mit diesen Kräutern die Glieder — das sei gut gegen das Alter.

Anna ging still hinter dem Alten her und blickte zu Boden. Das zierliche Strohhütchen hatte sie mittelst seines blauen Bandes an den Arm gestreift; auf dem Haupte, über den weichen, stets gelösten Locken, trug sie den schweren, häßlichen Hut aus dem Waldhause. Er drückte sie, er ängstigte sie schier, aber sie wollte ihn nicht lassen. Das war ja des Lieblingsdichters Hut, ein ehrwürdiger, aber auch ein unheimlicher Hut.

Das Mädchen war nicht ganz so heiter als am Vormittag. Der Wunsch war jetzt erfüllt, sie hatte die Einödwälder und Gabriel Stammer's Geburtshaus gesehen; ja noch mehr, sie trug von der ihr so merkwürdigen Stätte Reliquien mit sich. Und dennoch hatte Anna das Gefühl der Befriedigung nicht in ihrem Herzen.

Am Bache dahinschreitend, sah sie zuweilen ein rothgesterntes Forellchen im braunklaren Wasser schwimmen. Sie erschrak vor dem sausenden Fluge der buntfarbigen Libellen; sie ergötzte sich an den flinken Bachstelzen, die über das schimmernde Weidegebüsch schwirrten, aber sie konnte nicht mehr recht in die helle Lustigkeit kommen, die sie sich vorgenommen hatte, auf ihrer Gebirgsreise zu hegen. Morgen soll sie ja schon wieder in das schwüle, staubige Labyrinth der Stadt hinein, und der Traum von den schönen Einödwäldern war vorbei.

Die Meisen und Goldhähnchen hatten freilich lustig hüpfen in dem dämmerigen Astgeflechte des Waldes; das Drößchen sang auf dem höchsten Zweig der Wipfel — sie alle konnten ja in den Wäldern verbleiben bis in die späte, herbstliche Zeit . . . .

„Ferdinand," sagte Anna plötzlich, „hast Du es bemerkt, wie der alte Vater Stammer seine Schuhe zugeriemt

hat, wenn von seinem Weibe die Rede war! Ich habe es gewahrt, daß die Riemen gar nicht lose gewesen sind; er hat sich nur gebückt, um uns seine Augen zu verbergen. Die lieben Leute müssen sich wohl sehr gern gehabt haben!"

„Je nun," sagte der Graue, „eine bessere Ehe mag's schon gewesen sein, als die des Grafen Franggi, der vor einigen Tagen in den Zeitungen bekannt machen ließ, daß seine kleine Gemahlin, die auf den Ruf Maribella höre, sich verlaufen oder verfahren habe, und daß der freundliche Finder gebeten werde, dieselbe gefälligst als Belohnung für sich zu behalten —"

Das Mädchen hielt dem Begleiter rasch die flache Hand vor den Mund: „Ich bitte Dich, verdirb mir mit so Reden den Wald nicht! . . ."

Ferdinand schwieg denn. Ein Weib war am Wege beschäftigt, wucherndes Erlengebüsche abzuhauen.

„Muhme, wollt Ihr uns Geleitschaft geben nach Karnstein?" redete sie der Alte, um etwas zu sagen, freundlich an.

„Hab' nicht die Zeit," war die Antwort, „wenn die Herrenleut' aber einen Kameraden haben wollen, just vor ein Fingerlang ist — glaub' ich, wird's gewesen sein — der Förster des Weges gegangen. Glaub nicht, daß er mehr als drei Büchsenschuß voraus ist."

„Na, den Mann werden wir einholen. Guten Tag, Muhme!" Sie schritten fürbaß.

Sie gingen eine lange Strecke durch Schatten, zuweilen ein goldiges Sonnenbändchen überschreitend, das quer über dem Wege lag.

Der Wanderer versteht die Zeichen nicht zu lesen, die in weihevollen Stunden seinen Pfad umgaukeln, arglos schreitet er der Erfüllung entgegen.

Sie kamen auf einen kleinen, von sehr hohen Tannen und Lärchen umstandenen Anger. Auf dem Grase standen Maßlieb mit schneeweißen und rosenrothen Blättchen. Ein paar grüngliedrige Heupferdlein schnellten keck darüber hin, und oben an den dunkeln Baumkronen schwamm ein weißer Schmetterling, wie die losgelöste Blüthe eines Schlehdornes.

Am Rande dieses Angers — über welchen die durch das Gestämme funkelnde Sonne einige Strahlenlinien goß — weilte eine Mannesgestalt. Sie kauerte auf dem schattigen Grunde und bewegte sich kaum. Der so Ruhende war auf das rechte Knie niedergelassen, stützte seinen vorgebeugten Oberkörper auf den linken Fuß und hatte sein Gesicht zur Erde gekehrt.

Unsere Wanderer mußten ganz nahe an ihm vorüber und konnten ihn wohl beobachten. Er war in dunkelgrauer Kleidung, der kurze Lodenspenser war mit grünem Tuch besäumt. Ein Bergstock und ein Alpenhut lagen im Grase. Die braunen Locken des Mannes waren wirr und dicht; das jugendliche Antlitz war etwas gebräunt und im Augenblicke geröthet; auch war es durch ein leichtes Bärtchen markirt. Dem schier mattgetragenen Anzuge nach hätte man die Erscheinung wohl für einen Holzschläger oder Hirtenburschen halten mögen, jedoch der schneeweiße Hemdkragen am Halse und die blinkenden Aermelstreifen an den Händen deuteten mindestens auf einen Förster oder Jäger hin.

Er bemerkte die beiden Wanderer, die leise den Moosweg herankamen, nicht; er war in ein sonderbares Geschäft vertieft. Aus dem Grase wuchs ein verspätetes Veilchen hervor, welches seinen zarten Kelch noch nicht geöffnet hatte. „Dir ist ja kühl im Walde," flüsterte der junge Mann scherzend dem

Blümchen zu, „die Sonne sucht Dich nicht und findet Dich nicht. Halte einmal, vielleicht geht es so.“ Und er beugte sich über das Pflänzchen und suchte mit der Wärme seines Athemhauches den Kelch des Veilchens zur Entfaltung zu bringen. Schon däuchte ihm, das Knöspchen wolle sich zu lösen beginnen, da hörte er die Schritte.

Er erhob sich und stand vor dem grauen alten Männlein und vor dem jungen Mädchen mit dem häßlichen Hut. Der Alte neigte lächelnd seinen Kopf zum Gruße; das Mädchen that sein großes tiefes Auge gegen ihn auf — dann wollte sie an ihm vorübergehen.

„Nicht ein bischen müde?“ sagte der junge Mann.

Da meinte Ferdinand in seiner Leutseligkeit, sie könnten sich ja wohl ein wenig auf das Gras niederlassen. Er that es und reckte im Nu alle Viere von sich. Anna blieb stehen und blickte einer Ameise zu, die — gewiß den seltsamsten Weg ihres Lebens — über der Städterin weiches Sammtschuhlein lief.

„Mein Fräulein!“ sagte der junge Mann, sich artig verbeugend, „am Ende haben Sie mich belauscht, als ich vorhin den Frühling spielte; dieses herzige Blümchen wollte ich entfalten“ — er pflückte das Veilchen — „aber ich merke wohl, ich bin nicht zum Schöpfer geboren. Vielleicht behagt es der kleinen Blume bei Ihnen besser.“

Er hielt ihr zierlich mit zwei Fingern das Pflänzchen hin. Sie wollte nach demselben langen, aber ihre Hand und ihre Augenlider sanken.

„Ich bitte!“ versetzte der Fremde kühn, „oder denken Sie, für Blümchen gehöre ein Körbchen?“

Anna nahm das Veilchen. Ferdinand war davon so überrascht, daß er wie eine Bildsäule dastand.

Dieser kecke Bursche da mit seiner sonderbaren Anrede! Und dieses sonst so spröde Mädchen!

„Ich habe gemeint, Sie wären ein Jäger oder dergleichen," sprach er mit unverhohlener Neugierde, „aber Sie thun mir viel zu viel mit Blumen um."

„Warum just ein Jäger? Sehe ich denn so mörderisch aus?" lachte der Andere, „fiele es Ihnen nicht gescheiter ein, daß ich ein rechter Waldgärtner wäre, der die Wiesen lieber belebe, als sie tödte?"

„Der Herr Förster also!" sagte der Graue und rückte mit Respect sein Hütchen.

Der Förster denn wendete sich wieder zum Mädchen: „Es scheint zwar, als trieben Sie sich noch nicht lange in den Wildnissen um, und doch machen Sie schon die Waldmode mit."

Er deutete auf den alten Wetterhut.

Jetzt hatte Anna Muth bekommen. — Der will sich lustig machen über den Hut?

„Sie mögen vielleicht keinen solchen Hut haben, Herr Förster," sagte das Mädchen, dem Manne in's Gesicht blickend, „das ist der Hut eines Dichters!"

„Haben ihn auch auf redlichem Wege erworben," warf Ferdinand halb scherzend ein, „wir sind eigens von der Stadt gekommen und haben das Heidehaus besucht, wo der Dichter von den — den —"

„Waldliedern," ergänzte Anna.

„Geboren worden ist —" schloß der Alte.

Sie machten sich wieder auf den Weg. Der Waldgärtner bat mit leichter Höflichkeit, sich anschließen zu dürfen. Er schritt neben dem Mädchen her. Sein Benehmen war offen, heiter und unbefangen, und bald waren sie zusammen durch ein fröhlich Gespräch verwebt.

„Sie wären wirklich des alten Heidehauses wegen den weiten Weg von der Hauptstadt in die Einöde gekommen?“ fragte der Förster.

„Ja,“ sagte das Mädchen.

„Sie sind vielleicht die einzigen Zwei, die auf solchen Einfall kamen. Sind Sie mit Ihrer Berg- und Waldfahrt wohl auch zufrieden?“

„O, sehr zufrieden,“ antwortete Anna, „nur habe ich nach Allem, was ich über die Einödwälder gelesen, mir diese Gegend anders vorgestellt.“

„Haben Sie denn so Vieles über diesen Wald gelesen?“

„Sie kennen gewiß Alles, Herr Förster, was Gabriel Stammer darüber geschrieben hat; Sie singen seine Waldlieder auswendig?“

„Die Sachen sind mir nicht unbekannt,“ versetzte der junge Mann, „doch, mein Fräulein, wer im Walde lebt, wie ich, und seinem verborgensten Weben und Walten zu lauschen Gelegenheit hat, und wer seine Lieblichkeiten, seine Herrschaft und seine Schrecknisse im Laufe der Jahreszeiten erfährt, den können die Waldlieder nicht befriedigen. In den Liedern kommen doch nur Stimmungen des Dichters mittelbar zum Ausdruck; ich ziehe es vor, mir die Stimmung und Schönheit gleich aus erster Hand der Natur zu holen.“

Gelassen sagte Ferdinand: „'s ist die alte Geschichte. Der Prophet wird in seinem Vaterlande nicht geachtet.“

Anna fühlte sich seltsam verletzt, daß der Förster ihre Begeisterung für den Lieblingsdichter nicht theilte. Es war ihr das vielleicht oft schon geschehen, aber gerade heute that es ihr weh. — Eine Weile ging sie schweigend neben den beiden Männern her. Da that der junge Förster die Frage:

„Fräulein, Sie scheinen von Stammer's Liederbüchlein eine gute Meinung zu haben?"

Das Mädchen zögerte mit der Antwort.

„Es ist ihr Gebetbuch," beschied Ferdinand.

„Warum nicht?" sagte Anna, „Stammer's Lieder haben mich oft genug erbaut, haben mich gelehrt, die Natur und die Natürlichkeit zu lieben."

„In diesem Falle hätten Sie ihm allerdings ein großes Gut zu verdanken," versetzte der Förster, „doch — vergeben Sie mir — Fräulein — ein Wesen wie Sie wäre auch ohne Waldlieder der lieben Natur treu geblieben."

„Auf dem Lande, denke ich, wäre das wohl keine Kunst," meinte Anna, „allein, in der Stadt und in Kreisen, in welchen man leben muß, ist Vieles nicht echt."

„Ei, nein," versetzte der Förster höflich.

„Und doch," sagte sie, „nicht aber als wären es die Kreise der vornehmen Welt. Mein Vater ist Kaufmann —"

Ferdinand hob bei diesen Worten seine wagrecht gehaltene Hand hoch über das Haupt empor, als wollte er sagen: Und was für einer!

„Mein Vater ist Kaufmann," fuhr das Mädchen in seiner Offenheit fort. „Ich bin nicht viel in die ländliche Natur gekommen; ich mußte lernen. Habe aber meinen Lehrern niemals viel Vergnügen gemacht — gelt, Ferdinand?"

„Warte, so will ich Dich aber recht verschwärzen!" sagte der Alte. „Anstatt fleißig Französisch zu lernen, las sie die Dichter; wenn sie am Clavier sitzen sollte, spielte sie auf der Zither Volkslieder, Kirchenlieder. Sollte sie hübsch die Tanzschule besuchen, so lief sie in den Waisenhausgarten und gab sich mit den Kindern ab. Ihre Freude waren die Trauerspiele im Theater und die Kirche mit der Orgel und

den Bibelsprüchen. — Eine schöne Aufführung das, für ein junges Mädchen!“ Man merkte es aus Ton und Miene des Alten nur zu gut, wie sehr er im Innersten mit den Neigungen seines Schützlings einverstanden war.

„Ich kann nichts dafür,“ sagte Anna leise, „es hat mir oft weh gethan, wenn ich hören mußte, ich wäre ganz anders, als Mädchen meines Alters sein sollten.“

Plötzlich erschrak sie jetzt; sie nahm wahr, daß ihr linker Arm in dem des Försters ruhte. Der Weg war uneben und steinig, und so hatte sich der junge Mann stillschweigend als Stütze geboten. Anna wurde befangen, wagte es aber nicht, ihre Hand von der des Waldgärtners loszumachen.

„Sie sollten mir noch ein wenig von sich erzählen,“ bat der Förster in weichem Tone.

„O, sie weiß schöne Geschichten! Etwa vom Kloster!“ — rief der Graue boshaft dazwischen.

„Vom Kloster?“ fragte der Förster, „Sie waren doch nicht schon im Kloster, mein Fräulein?“

„Ich wollte aber hinein!“ antwortete Anna ernsthaft. „Meine Eltern hätten mich kaum davon abzuhalten vermocht. Ich ginge vielleicht heute nicht durch diesen grünen Wald, sondern wäre eine graue Schwester, hätte mich Gabriel Stammer nicht davon gehalten.“

„Wie?“ fragte der Förster.

„Seine Waldlieder sind mir in die Hand gekommen. O Gott, ich habe sie wieder und immer wieder gelesen, und da habe ich eine neue Welt gefunden, Liebe und Leben in der Natur, und einfache Sitten, Redlichkeit und Herzenstreue, und frohen Genuß eines liebreichen Lebens — das Alles sieht man und kommt Einem in's Herz, wenn man die Waldlieder liest. — Meine Eltern sind auch so und waren dem

Dichter dankbar, der mich bekehrt hatte. Ja, sie freuten sich selbst an den Dichtungen. Wir wollten den Sänger in unser Haus laden, doch man sagt, er gehe in keine Gesellschaft. Er soll zwar viel in der Stadt leben, aber ich habe noch nicht das Glück gehabt, ihn zu sehen."

Der Graue war etwas zurückgeblieben, um sich einen Weißbirkenstock zu schneiden. Die Beiden gingen allein des Weges.

Der Förster hatte auf die obigen Worte keine Bemerkung gehabt. Er machte nur seine grünlichgrauen Augen weit auf, und blickte das Mädchen an. Da sah er, daß das junge Veilchen, welches an einem Henkelchen ihres Busenkleides stak, Miene machte, sich zu entfalten. Er sagte nichts; sie gingen Arm in Arm still nebeneinander hin.

Einmal bückte sich das Mädchen, um einen schimmernden Reifen vom Boden aufzuheben. Der Förster hielt sie mit kräftigem Arm zurück, da war der Reifen schon lebendig geworden und glitt schlängelnd und züngelnd in's Gebüsch.

„Sie sehen, mein Fräulein," sagte der Waldgärtner, „auch die Einödwälder sind nicht ganz so harmlos, als sie etwa aussehen mögen. Es giebt nicht allein gemüthliche Singdrosseln in ihnen, sondern auch giftige Kupfernattern."

Da schmiegte sich das Mädchen wie ein geängstigtes Kind schier ein wenig inniger an des Begleiters Arm.

An dem rothen Kreuze waren sie längst vorüber. Der Graue trottete mehrere hundert Schritte hinter ihnen her und schnitt mit seinem Taschenmesser die Zweige von dem silberweißen Stab der Birke, den er sich als Andenken an die Einödwälder mit nach Hause nehmen wollte.

„Und wie kommt es denn, Fräulein Mildau," fragte der Förster, der mittlerweile auch ihren Namen erfahren hatte, „daß Sie mit diesem alten Herrn allein reisen?"

„Weil er ein Mensch ist, der Geduld hat,“ sagte Anna. „Er hat mich als kleines Kind auf den Händen getragen. Wir zwei verstehen uns, ich habe ihn lieb. Er ist der Jugendfreund meines Vaters und lebt seit vielen Jahren in unserem Hause. Mein Vater oder meine Mutter konnte mich nicht begleiten; mein einziger Bruder lebt in London. Sonst habe ich keine Geschwister und so ist der Ferdinand mit mir gegangen.“

„War Ihr Herr Vater mit der Partie in die Einödwälder gern einverstanden?“

„Oh,“ sagte das Mädchen heiter, „jetzt hätte er's wohl gern hintertrieben, aber ich habe ihn beim Wort genommen, das er mir schon vor fünf Monaten gegeben hat. — Jetzt möchte ich aber doch einmal sehen, ob da oben keine Erdbeeren wachsen?“

Schon war sie im Gehäge. Sie wollte auf Ferdinand warten, fand aber wirklich Erdbeeren.

Ferdinand kam heran und schritt mit dem Förster langsam weiter.

„Ich wundere mich immer noch über Ihre Partie in dieser Gegend,“ sagte Letzterer.

„Ich auch,“ antwortete Ferdinand. „'s ist eben eine Grille von meinem gnädigen Fräulein. Sie glauben es nicht, was in ihm steckt. Hören Sie nur: Im Carneval des vergangenen Winters wollte Herr Mildau seinem Töchterlein zu Ehren einen Hausball geben. Derlei liebe sie nicht, sagte die Kleine und dankte. Hierauf ist ihr die Wahl freigestellt worden, ob sie als Ersatz für das Ballfest eine Jahresloge im Theater haben, oder ob sie eine Reise machen wolle, oder irgend etwas Anderes wünsche. Da ist sie nun mit ihrem Herzenswunsche herausgerückt: in's Gebirge, wo die Lieder

entstanden, in die Einödwälder möchte sie gern gehen, wenn der Sommer käme. Herr Mildau hat über die schlechte Wahl gelacht und den Wunsch dem Töchterlein gewährt. So sind wir gekommen, die Heimat von den Waldliedern zu sehen. — Aufrichtig gesagt, der thörichten Verse wegen hätte ich meine alten Füße nicht mehr strapazirt; aber der kleinen Fee kann man ja nichts abschlagen."

Die letzten Worte mußten schon leise gesprochen werden, da das Mädchen bereits heraneilte. Es hatte eine schlingelnde Epheuranke in der Hand.

„Welcher von uns wird bekränzt?" scherzte der Förster.

„Das kommt auf das Grab seiner Mutter," sagte Anna, gegen den Alten gewendet. Dann zum Waldmann: „Sie haben die Frau gewiß recht gut gekannt — Stammer's Mutter, die im vergangenen Sommer verstorben ist?"

„Wohl — ich hab' sie gekannt," antwortete der Förster.

„Das muß eine brave Frau gewesen sein. Ich kann ihr nicht danken für die Freuden, die ihr Sohn mir bereitet hat, so will ich nur ihr Grab bekränzen."

Der Förster schwieg. Er führte das Mädchen, an dem sich Sinnigkeit und Naivetät in so schöner Weise paarten, wieder am Arm, schritt aber selber fast unsicher dahin und sagte lange kein Wort.

Als sie zur Quelle kamen, bei welcher am Vormittag gefrühstückt worden war, setzten sie sich auf das moosumwobene Gestein und Ferdinand hatte Durst. Es war aber kein Becher da, um Wasser zu schöpfen.

„Wenn Sie nach der Wäldler Sitte trinken wollen," sprach der Förster zum Alten, „so ersuchen Sie das Fräulein um seinen vornehmen Hut."

Er nahm ihr sanft den alten Filz vom Haupte, bog die breite Krempe desselben zu einer bauchigen Rinne, ließ darauf das Wasser rieseln und hub nun das seltsame Gefäß dem Alten an den Mund.

Aus solchem Becher gelüstete es auch dem Mädchen zu trinken. Es that einen langen Zug und hat dabei vielleicht des Mannes gedacht, dessen Haupt von diesem Hut beschirmt worden war. Sie trank ihm im Herzen Gesundheit zu und ein langes, glückseliges Leben . .

Dann gingen sie wieder und redeten über vielerlei Dinge. Der Waldgärtner erklärte die Pflanzen und Thiere, die Thäler und Berge, die sie sahen. Ohne jegliche Ziererei führten sie die Gespräche, wie alte vertraute Bekannte.

Als sie zur Lichtung kamen, wo man in das schöne, breite Thal hinaussah, blaute in diesem schon der Schatten und nur auf den Kuppen der Berge leuchtete der rothe Sonnenschein, ebenso roth als am Morgen und doch ganz anders. Die feierliche Stimmung des Abends lag über der Gegend.

Und als unsere Wanderer zur Stelle kamen, wo der Fußsteig gegen die Wiesen hinaus abbog, und wo auch andere Wege nach verschiedenen Richtungen hin abzweigten, blieb der Förster plötzlich stehen.

„Mein Fräulein! mein Herr!" sagte er, „da Sie nach Karnstein hinaus wollen, so müssen wir uns hier trennen."

„Ach schade!" versetzte der Graue, „wir hätten gemüthlich weiter geschwatzt. Wir haben eine freundliche Bekanntschaft gemacht."

Anna Mildau sagte leise: „Der Rückweg war kurz."

„Halten Sie einem ungeschlachten Wäldler Manches zu Gute," versetzte der junge Mann, ‚und lassen Sie sich die Einödwälder nicht verdrießen!"

„Kommen Sie einmal in die Stadt, Herr Förster, so besuchen Sie uns," lud Ferdinand ein.

Der Förster blickte fragend in die großen Augen des Mädchens.

„Ich würde sogar nicht leer kommen," sagte er schalkhaft, „wenn ich auch nicht ganz der begeisterte Verehrer des Dichters der Waldlieder bin, wie eine einzige seiner anmuthsvollen Leserinnen, so bin ich doch gut Freund mit dem Landsmann Gabriel Stammer, und ich besuche ihn jedesmal, so oft ich in die Stadt komme. Und da wir nun auch Bekannte geworden sind — so könnte ich den Mann ja wohl in Ihr Haus einführen?"

„Ich bitte Sie, nein!" rief Anna erschrocken, „ich fürchte mich vor ihm und brächte kein Wort hervor, und — und er ginge Ihnen auch nicht mit. So ein Mann ist nicht wie andere Menschen."

„Dann ist es besser, Fräulein Mildau, ich führe ihn nicht bei Ihnen auf," sagte der Förster, „Sie könnten enttäuscht sein; es ist unangenehm, wenn ein schönes Ideal zum Staube der Gewöhnlichkeit herabsinkt. Stammer ist, wie andere Menschen auch sind. Ich kenne ihn von Jugend auf, ich habe nie etwas gegen ihn gehabt, aber das mögen Sie mir glauben, er hat Vorzüge und Schwächen, wie sie an anderen Leuten eben auch zu finden sind, und nur so müssen Sie sich ihn denken, wenn Ihnen an der Wirklichkeit dieses Poeten gelegen ist. — Und nun leben Sie recht, recht wohl!"

Mit beiden Händen hatte er des Mädchens Rechte gedrückt. Dann war er, ohne noch einmal umzusehen, seitab über die Wiesen gegangen.

Anna war noch ein Weilchen stillgestanden und hatte dem Davonschreitenden nachgeblickt. Ferdinand mußte sie am

Kleide zupfen. — Gar schweigsam schritt sie neben dem treuen Begleiter hin über die Au, auf der schon die Thautröpfchen wuchsen. — — Wie ist das nun so seltsam gewesen? Ein weltfremder Mensch tritt er heran, ein weltfremder Mensch geht er wieder seiner Wege; und sie, die sonst so schüchtern, so schweigsam, ist an seiner Seite gegangen, hat mit ihm treuherzig geplaudert.

Was haben ihr die Einödwälder für einen Streich gespielt! Sie fragte den alten Gefährten: „Ferdinand, ist es doch nicht unschicksam gewesen?"

„Ein ganz netter Mensch," versetzte der Graue, „das Sprichwort sagt wahr: Es ist auch im Walde nicht Alles Thier, was brummt. Je nun, Förster müssen auch ihre Schulung haben. Das Eine muß ich aber wohl sagen, wenn der alle Waldgewächse mit seinem Athem aufziehen will, so wird er nicht weit kommen."

Dem Mädchen war nicht wohl um's Herz. Der Frohsinn war nun ganz weg.

Hub der Alte mit knarrender Stimme an zu singen:

„Der Weichselbau'rn-Sohn
Ist ein gar schlimmer Bua;
Dirndl, ich rath' Dir's,
Sperr's Thürl zua!"

Anna dachte jetzt an den Dichter nicht; sie senkte das Auge. Da erblickte sie das Veilchen an ihrer Brust; das Blümchen, welches er, der Förster, angehaucht und gepflückt und ihr geschenkt hatte.

Und die Knospe war ein wenig aufgeblüht . . . .

Ich fürchte mich vor diesem Licht!

Wieder im Dorfwirthshause zu Karnstein.

Der gute Ferdinand Küßdenker lag zusammengekauert unter seiner kühlen Decke und schnarchte. Er empfand es zur Stunde nicht, wie der Bergmarsch noch in den Beinen gellte.

Anna, vom Stundenrufe des Nachtwächters geweckt, stand am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. In ihrem Haupte, an dessen Lockenhaar die Nachtluft hinstrich, waren allerlei ruhelose Gedanken und Träume.

Unten vor dem Hause rieselte der Dorfbrunnen; sein Rauschen war jetzt viel lauter, als am hellen Tag. Sonst war Alles so geruhsam. — Die Leute schlafen; die Tage sind so lang, so heiß, die Arbeit ist so mühevoll. Manche Dienstmaid ist eingenickt, ehe das dritte Vaterunser ihres Abendsegens zu Ende, manchem Knecht in der Scheune sind die Augen gesunken, die Lippen erlahmt, bevor sein Tabakspfeifchen zur Neige gekohlt hatte . .

Ueber den finsteren Brettergiebeln der Häuser und über den dunkeln Waldbergrücken glimmen, funkeln hell und matt, groß und klein die Sterne des Himmels.

Wie sie schön sind, wie sie lächeln! An ihnen ist Alles Licht und Freude und Lieb'. Bei ihnen ist Frieden in Ewigkeit. — Wer sich sehnt, Ueberirdisches zu schauen. er blicke zu den Sternen.

Auch Anna Mildau schaute in jener schwermuthsvollen Nacht zu den Gestirnen. Es war ihr ganz anders, als sonst.

In einem der Giebeldächer des Dorfes glüht ebenfalls ein Sternlein. Es ist — das Mädchen wendet sinnend seinen Blick dahin — wie ein Johanniswürmchen, so klein, so zart, und kaum merklich erzittert es. Anna's Auge wird in Beobachtung dieses Fünkleins fast noch größer. Jetzt legt sie

die Hand über ihr Gesicht und mit zagender Stimme ruft sie aus: „Jesus, ich fürchte mich vor diesem Licht!“

An dem glühenden Würmchen beginnt, in der Richtung wie die Dachfuge geht, ein rother Faden zu wachsen. An dem gegenüberliegenden Dach zuckt ein Schein; rasch mehren sich die glühenden Linien, rasch dehnen sich die hellrothen Täfelchen. Ein gebrochener, gedämpfter Schrei wird gehört im Orte, da bricht an jenem Giebel plötzlich die blendende Lohe hervor:

„Feuer!“ schreit in der Ferne eine heisere Stimme.

„Feuer!“ ruft mit aller Kraft ein Mann und rennt die Gasse herauf und dem Glockenthurme zu. An einigen Häusern fliegen die Fenster auf, in anderen knarren schon die Thüren. Oben leuchtet es hin über den Dächern wie Alpengluth; die gerötheten Wirbel des Rauches fliegen über das Dorf und verdecken die Sterne.

„Feuer!“ schreit es in allen Winkeln.

„Wasser!“ lärmt es an allen Enden.

Nach Hilfe rufen halbnackte Menschen, die auf den Gassen planlos hin und her hasten. Da schallt die Jammerglocke.

Anna hat den Alten geweckt: „Eilends steh' auf! Da ist Dein Rock.“

„Schon helllicht!“ murmelte Ferdinand und rieb sich gähnend die ungelenken Augenlider. Da hörte er den Lärm und das Jammergeschrei, da wußte er, was es geschlagen. Hastig wollten sie die Treppe hinabeilen, aber diese war verrammelt, zwei heulende Mägde waren mit einem alten Kleiderkasten darin stecken geblieben.

Ferdinand stürzte zum Fenster, rüttelte am Gitter, da kam der Kirchenschneider mit einer Holzaxt aus der Oberstube und zertrümmerte den Kasten auf der Treppe. Mitten durch die Trümmer des Schrankes, durch der Mägde Flachsvorrath

und Sonntagsröcke kollerte Ferdinand, seinen Schützling im Arme, die Stiege herab, zur Thür hinaus, da flogen ihm schon die Funken entgegen.

Man meint, es wäre eine windstille Nacht gewesen, aber nun brüllt und dröhnt im Feuer ein Sturm; hoch über die Giebel peitschen die Flammengarben und hin über die Dachungen fluthen sie mit Knattern und Prasseln.

Leute eilen mit rostigen Wassereimern; eine einzige Feuerspritze gießt ihren Strahl auf die dröhnenden Bretter, das wilde Element eher noch reizend als dämpfend. Der Brunnen ist bald ausgeschöpft. Oben in der Wiesenmulde ist der Teich abgelassen worden; ein trüber Bach gießt heran durch das Dorf, die Gassen, die Keller überschwemmend. Darüber doch wüthen die schweren, qualmenden Rauchmassen hin und der Gluthstrom rast über die ächzenden Häuser zu den Fenstern hinein, zu den Fenstern heraus; bald bricht er durch die Giebel ein, bald brandet er an den Wänden, und wie eitel Stroh vergehen die hölzernen Gebäude.

Ferdinand war bestrebt, Ketten zu bilden, um rasch die Eimer zu fördern, er bat, daß man ihm folge, man hörte ihn nicht; er commandirte, er vernahm eine Stimme: haben hergelaufene Leute hier zu befehlen? — Da hub der Alte entsetzlich an zu fluchen.

Anna hatte einen Melkzuber erwischt und schöpfte damit Wasser und schleppte es zur Spritze hin, aber sie wurde niedergerannt und das Wasser ergoß sich über ihr Antlitz. Jetzt ließ sie das Geschirr fallen und suchte die Kinder zu sammeln, die theils in bloßen Hemdchen zwischen den Rädern der Wasserwagen und Möbelfuhren umhertaumelten, und führte und trug sie hinaus in einen Baumgarten, über dessen Kronen und Lauben selbst noch die Funken hinflogen.

Die Leute warfen ihre Habe zu den Fenstern hinaus und ließen sie im Hofe verbrennen. Die Hausthiere wurden aus den Ställen gejagt und liefen mitten in's Feuer hinein. Endlich war es des erstickenden Qualmes wegen nicht mehr möglich, die Löscharbeiten fortzusetzen und nur die noch gänzlich verschont stehenden Dächer begoß man mit Wasser. Die Thurmglocken hatten aufgehört zu klagen, denn der Meßner suchte seine kleine Habe zu retten.

Der Himmel war rein, so verkündeten es der Gegend keine glühenden Wolken, was vorging zu Karnstein. Nur die Röthe des aufsteigenden Rauches schreckte die Nachbarsorte auf. Bis jedoch die Leute herbeizueilen vermochten, war's zu spät, viel zu spät, da leckten aus Mangel an Nahrung die Flammen zumeist nur mehr auf den Aschenstätten, zwischen Ofenmauern und Herdstellen der niedergebrannten Gebäude. Ein Wald von rostbraunen Schornsteinen ragte noch über dem träge rauchenden Schutt. Vom Kirchthurme war die Kuppel herabgebrannt. Der gemauerte Pfarrhof hatte nur etliche Fensterscheiben eingebüßt; er und noch wenige abseits stehende Häuschen waren verschont geblieben — als Rest von Karnstein.

Schier größer noch, als der Schreck und Schmerz um Verunglückte, war Ferdinand's Angst um sein Mädchen. Es war ihm abhanden gekommen; ein stürzender Balken konnte es begraben, ein scheues Rind niedergestoßen, das Gewässer konnte es mit fortgerissen haben in den Fluß. Weinend lief er durch Rauch und Wirrniß, laut verwünschte er diese unselige Fahrt in die Einödwälder; schon hastete er dem Bahnhofe zu, um an das Haus Mildau zu telegraphiren: Unglück über Unglück! Kommet doch Alle, unser Annchen zu suchen! — Da wiesen ihm Kinder ihre Spur.

Anna hatte während der Schrecknis die Kinder im Baumgarten bewacht. Mit ihrem eigenen Jöpplein hatte Sie eines der halbnackten Würmlein bedeckt, andere auf ihren Schooß gehoben. Mit freundlichen Worten und lächelnd und kosend und Märchen erzählend und Liedchen trillernd, suchte sie die Kleinen zu beruhigen. Bei dem Scheine des durch das Gestämme her strahlenden Brandes leerte sie die Täschchen ihrer Kleider vor den Kindern aus, um sie zu zerstreuen, bot ihre Sackuhr, nahm ihr goldenes Kreuzlein vom Halse ihnen zum Spielzeug. Dabei zitterte sie selbst vor Frost und Angst und still betend hielt sie die Hände zusammen.

Die Menschen hasteten irr und dumpf klagend umher und Jeder dachte sich der Unglücklichste zu sein von Allen.

Da war plötzlich neue Aufregung. „Verunglückt ist Einer!“ hieß es; „Heidepeter's Gabriel ist verunglückt!“ flog's von Mund zu Mund. — Gabriel, der Poet! — Auch Anna vernahm bald die Kunde, da verging ihr schier Hören und Sehen. Seit Stunden hatte sie kaum mehr an den Waldsänger gedacht; der Förster, die wüste Nacht hatten sie seltsam genug zerstreut. Um so greller schlug die Nachricht an ihr Herz. Der Mann, dessen Namen sie so verehrte, dessen Heimat sie mit der Stimmung und Andacht einer Wallfahrerin besucht hatte — er in der Nähe? und verunglückt?! —

„Bei der Rettung eines Kindes hat ihn ein stürzender Dachdrämling getroffen!“

Anna hatte keine Gedanken mehr, sie eilte fort, um zu retten, zu helfen. Weinend und schreiend zappelten ihr die Kleinen nach, hingen sich an ihr Kleid; so konnte sie die Kinder nicht verlassen. Jedem Vorüberstürzenden rief sie die Frage zu: „Ist's denn wahr? Ist's gefährlich?“ Aber ihre Stimme war allzu leise, sie erhielt keine Antwort. Erst als

einige Weiber kamen und mit Freudenthränen ihre Kinder unter der Hut der fremden Jungfrau fanden, da ging Anna und suchte den Verunglückten.

Ueber den Wäldern her schimmerte schon das Morgenroth. Ueber den Kornfeldern wirbelten die Lerchen.

Abseits von den rauchenden Stätten, unter einem Apfelbaum, standen Leute in einer Gruppe. Auf dem thaunassen Rasen lag er.

Die Stirnwunde war mit einem weißen Tuche verbunden, an den braunen versengten Locken zitterten etliche Blutstropfen. Die Augen hatte der Verwundete halb geschlossen, in seinem Antlitze spielte es nicht wie Schmerz, eher wie Behagen. — Es werde bald gut sein, meinte er, man möge ihn nur ein wenig ruhen lassen auf dem Rasen.

Als Anna diesen jungen Mann — Gabriel Stammer genannt von allen Seiten — hier liegen sah, sprang über ihre Lippen ein kurzer Laut — ein einziger nur, dann verdeckte sie ihr Angesicht mit den Händen.

Der Verwundete war — der Förster, an dessen Arm sie gestern durch die Wälder gegangen. Und dieser Förster war Gabriel.

Als der im Grase Ruhende das Mädchen sah, streckte er nach ihm die Hand aus: „Nicht wahr, Anna Mildau, Sie haben es bös' getroffen in Karnstein!"

Sie stand ganz unbeweglich und sprachlos da. Eine Thräne war in ihrem Auge. Sie reichte ihm nicht die Hand.

„Sie müssen mir," fuhr der Verwundete fort, „die Unaufrichtigkeit von gestern nicht übel deuten."

Anna schwieg.

„Wenn Sie böse wären, das thäte mir weh . . ."

Er brach ab und schlug sein Auge bittend zu dem Mädchen auf.

Anna schluchzte nicht und zitterte nicht mehr. Mit einem wunderbar seltsamen Blick — mit einem Blick voll unbeschreiblicher Milde und Reinheit — beugte sie sich über den Mann mit der Stirnwunde.

In diesem Augenblicke kam laut weinend ein Weib herbeigestürzt — die Mutter des von Gabriel geretteten Kindes.

„Du heiliger Gott!“ rief sie die Hände faltend, „da liegt er. O Du mein Herrgott im Himmel, laß' ihn nicht versterben, laß' ihn leben, gieb ihm Deinen Segen! Er hat mir mein einzig Kind aus dem Feuer getragen.“

„Wie hat sich's begeben?“ fragten mehrere Stimmen.

„Das weiß der Herr Christus, ich nicht!“ rief das Weib. „Mit dem Nachtwächter hab' ich zu reden; wo ist er denn? Das zerspringende Fenster hat mich erst aus dem Schlaf wecken müssen. Auf die Gasse gesprungen bin ich im ersten Schreck; und wie ich wieder zurück will in die Dachkammer, da brennt Euch das Haus und was ich um und um lauf' in der Angst, und was ich mir die Knochen an die Wand renn', ich hab' Euch im Rauch die Stiege nicht mehr gefunden. Herr und mein Heiland, das Kind höre ich schreien oben bei den prasselnden Flammen — — weiter hab' ich nichts mehr gehört und gesehen!“

„Das glaub' ich wohl,“ sagte einer der Umstehenden, „weil Du auf den Erdboden gefallen und liegen geblieben bist, wie ein Block. 's ist viel Geschrei gewesen um's Haus herum, wer kann in die Dachkammer, wenn die Stiege brennt? Im Fenster steht ein eisern' Gitter, es winseln schon die Flammen hinein. — Wer kann dafür! schreit noch der Kirchenschneider, lange wird's nicht leiden, das arme Geschöpf, 's ist bald vorbei.“

„Ein sauberer Trost!“ riefen Mehrere.

„Heiliges Kreuz, wie haben die Leute geschrieen, da jetzt auf einmal der Heidepeter-Sohn auf dem Dache steht und die Bretter aufreißt, daß es kracht und im Rauch die Splitter fliegen. Ich hab's gesehen, eine Flamme ist ihm entgegengefahren aus dem Loch und er steigt hinein in die wilde Höllen. Und nachher — wir sehen nichts — hören auch das Kind nicht mehr. Das Dach lodert in Glut über und über. — Hin ist er! Hin ist er! hat Euch Alles geschrieen, da taumelt er unten zur Thüre heraus — mit dem Kinde — mit dem lebendigen Kinde. — 's wär Alles glückselig gewesen — da stürzt Euch der Dachstuhl ein und ein sprühender Balken saust dem braven Gabriel an das Haupt.“

„Du lieber, Du goldener Herr!“ rief das Weib wieder und kniete vor dem Verunglückten auf die Erde und wollte nicht aufhören, seine Hände und die blutige Binde seiner Stirne zu küssen.

Gabriel richtete sich mit Hilfe des Mädchens ein wenig empor und sagte lächelnd: „Da geht's ja gerade zu wie in einer Komödie! — Als Knab' ist mir auch einmal so etwas widerfahren, so schön ist's aber nicht dabei gewesen. Eine Holzaxt ist mir auf den Kopf gefallen; hab' die Birkenruthe dazu bekommen, weil ich nicht hätte in die Werkzeugkammer schleichen sollen. — Und Ihr macht das übermächtige Wesen draus. Was ist's denn? Hätt' ich den Schreihals nicht herausgeholt, so hätt's ein Anderer gethan. — Ein wenig schlafen möcht' ich jetzt.“

Die barmherzige Schwester.

In einem Stübchen des Pfarrhofes schlief der Sänger der „Waldlieder“.

An seinem Lager saß Anna Mildau. Sonst Niemand war um ihn in der Verwirrung und Noth des Ortes. Er hatte Niemand, der ihn pflegte und bewachte.

Ferdinand mochte wollen oder nicht, er mußte an diesem Tage noch den Rauch und Brandgeruch von Karnstein athmen. — „Na, das ist just wieder einmal das Rechte für sie,“ brummte er, „jetzt hat sie ihren Waldsänger, und krank ist er noch dazu. Nicht im Traum könnt' sie's besser haben.“

Und wahrhaftig! Anna fühlte ein bisher noch nicht gekanntes Glück, da sie jetzt an dem Bette Gabriel's saß.

Als er erwachte, bat sie um Verzeihung, daß sie bei ihm weile.

Fröhlich dankend preßte er ihre zarten Fingerchen zwischen seine beiden Hände.

Da sagte sie scherzend: „Weil Sie mich gestern hintergangen, darum hat Sie das Schicksal in meine Gewalt gegeben. — Ja! ein Mensch, der unter verschiedenen Namen so herumgeht, muß Aufsicht dulden.“

Und recht finster schürfte sie die Augenbrauen und trotzig schüttelte sie das Köpfchen. — Sie hatte leicht zu scherzen, denn nach des Arztes Versicherung war für ihren Pflegling die Gefahr vorüber.

„Oh kleiner, lieber Schalk!“ lächelte Gabriel, „kein Verbrechen ist mir zu groß, wenn dafür Sie mich in ewige Ketten legen.“

Darauf entgegnete Anna nichts; sie tauchte das weiße Tuch in kaltes Wasser und legte es über seine Stirne. Ihrer milden Gelassenheit war es nicht anzusehen, wie unstet in ihrer Brust das freudige Herzchen pochte.

Endlich schlich auch Ferdinand zur Thür herein; er war von dem Arbeiten auf der Brandstatt rußig über und über.

„Wieder einmal etwas Schwester spielen!" neckte er, als er das Mädchen so traulich sorgend an dem Lager des Verwundeten beschäftigt sah.

Gabriel hielt sie an der Hand: „Er will Sie fortführen. Ach, bleiben Sie da. Ich bin allein."

„O, glauben Sie nicht, Sie, Herr Waldgärtner Sie, daß Sie allein der glückliche Kranke sind," flüsterte der Graue, als sich das Mädchen aus dem Zimmer entfernt hatte, um frisches Wasser zu holen, „die hat schon ganz andere Patienten gehabt!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Gabriel.

„Sollen es gleich hören. Daß vor zwei Jahren die Seuche in unserer Stadt gewesen ist, werden Sie wissen. Den alten Lehhof auf der Fischerau, wo die Pulvermühlen sind, den wissen Sie auch. War ja immer das Gerede, daß in den Mitternachtsstunden eine weiße Frau darin umgegangen sein soll. Den Lehhof haben sie damals zu einem Spital für Seuchenkranke eingerichtet. Wäre insoweit gut gewesen, hätte man nicht jeden Tag in den Zeitungen lesen müssen, die armen Kranken lägen zum Verschmachten, weil sich keine Wärter finden wollten. Die Klosterfrauen reichen in solchen Zeiten nicht aus, und so ist eine ewige Frag' nach Pflegern. Und wie das so fortgeht, die Leute in der Bedrängniß, in der Klag', in der Furcht, was trägt sich zu? — Ist Ihnen nicht eines Tages unser Fräulein aus dem Hause verschwunden? Beim dreieinigen Herrgott, der mächtige Schreck! Zu allen Bekannten und auf die Polizei laufen wir herum, wie besessen — einen ganzen Tag und eine Nacht. Sie ist nicht zu finden. In alle Weltgegenden ist telegraphirt worden, und ich habe nichts mehr anders vermeint, als sie wäre uns gewaltsam entführt. Herr! neun Seelen im Feg-

feuer ertragen das nicht, was ich an demselben Tag ausgestanden habe. Da fällt's der Frau Mildau ein, Anna hätte sie vor einiger Zeit gebeten, bei dem Mangel an Wärterinnen im Lazareth Krankendienste verrichten zu dürfen. Natürlich ist ihr so etwas rundweg abgeschlagen worden; jetzt aber haben wir schon gewußt, wo das Mädchen zu suchen. Und richtig ist's gewesen! im Spital auf der Fischerau hat sie Pflegerin gemacht. — Sie, was das unserem guten Herrn, ihrem Vater, an's Herz gestoßen hat! — Das versteht sich, zurück in's Haus hat sie müssen zur ersten Stund', und jetzt hätten Sie sehen sollen, wie wir das Fräulein mit Wachholderrauch und Vitriol —"

Anna kam mit dem Wasser zurück. Ferdinand erzählte nicht weiter, mahnte jedoch wieder an die Heimkehr. Es war schon der dritte Tag: „Das Reich der Zauberprinzessin geht zu Ende!"

Das Mädchen wurde betrübt.

„Nur Eines wollte ich noch," sagte sie, und man weiß heute nicht, ob es Ernst war, oder doch nur Schalkhaftigkeit. „Eines wollte ich noch. Was Lebiges aus den Einödwäldern: das Kind, Herr Stammer, das Sie gerettet haben, möchte ich gern mit mir nehmen . . ."

Kaum das Wort gesagt, erröthete die Sprecherin; sie wußte selbst nicht, warum ihr jählings heiß war in den Wangen.

„Laß' Zeit, ein Jährchen oder zwei!" trillerte der Graue.

„Und Sie wollen gehen, Fräuleiu Anna, ohne mir noch jenes Wort zu sagen?" flüsterte Gabriel, sich langsam in seinem Bette aufrichtend.

„Welches Wort?" hauchte das Mädchen.

„Den Förster haben Sie eingeladen, Sie in Ihrem Hause einmal zu besuchen. Ich bin eifersüchtig auf den Förster."

Anna blickte ihm mit ihrem schönen Auge in das seine — entgegnete aber kein einziges Wort.

Seltsam still ist der Abschied gewesen.

Die beiden Wanderer aus der Hauptstadt verließen das Pfarrhaus und schritten an den rauchenden Trümmerstätten und den armen trauernden Menschen vorüber, dem Bahnhofe zu.

Die Glocke schellte. Der Zug, hastig und herrisch wie die Zeit, der er diente, rollte heran, und mit unseren zwei guten Menschen wieder davon.

Anna hatte noch einen langen Blick auf die Gegend geworfen, dann barg sie sich in den Winkel des Sitzes und hielt ein weißes Tüchlein vor ihr Antlitz.

Die Binde wieder trocken.

Gabriel war allein. Und so still war es in der düsteren Stube, daß die Mäuschen aus ihren Verstecken kamen und auf dem Boden sachte umherschnupperten.

Gabriel fühlte in seiner Brust eine Beklemmung, als läge ihm auf dem Herzen ein schwerer Stein — ein heißer Stein. Sollte das von der Kopfwunde kommen? — Das Tuch, das sie ihm zuletzt noch kalt befeuchtet über die Stirne gelegt hatte — es war wieder trocken.

Wie oft in seines Vaters Hütte, auf seinen stillen Heiden, in seinen Wäldern, in seinem Studirstübchen war er allein gewesen!

Heute war er vereinsamt.

Jeder Andere hat einen Genossen, der mit ihm denkt und strebt. Es ist kein Glück, ein Original zu sein; man lebt im Banne, ist durch einen Abgrund getrennt von den

Mitmenschen. Was dient mir ein krampfhaftes Anschließen an die Mitlebenden, wenn ich in dem nächsten Augenblicke wieder abgestoßen werde? Sie suchen mich mit Gier, sie lassen mich enttäuscht wieder laufen. Das Bild meiner Zukunft ist nebelhaft und gestaltenlos, denn mein Leben läuft nicht hin in bekannten Regeln. Ich habe Niemanden, für den ich leben, für den ich mich opfern könnte; Niemanden, der mit mir wäre in Drangsal und Noth . . .

So sann Gabriel und preßte sein Angesicht an die kühle Decke.

Die Menschen, sie wähnen mich glücklich, weil ich singe. Auch der geblendete Vogel singt. Nicht glücklich bin ich gewesen im Waldland. Nun habe ich einen Blick in die Welt gethan. Ach, ich hätte mir sie schöner, besser gedacht. Neue Wünsche und Bedürfnisse sind in mir aufgestanden, von denen ich einst keine Ahnung gehabt, die nur da sind, um zu quälen und die unersättlich weiterwachsen, auch wenn sie erfüllt werden. Da ich sah, daß da draußen Alle — die Besten wie die Mächtigsten — dem Eigennutze fröhnen, und daß des Menschen ganzes pathetisches Trachten nichts Anderes bedeutet, als den Kampf um's Dasein zu streiten — da ist das Ideal wie eine verscheuchte Taube ausgeflogen aus meinem Herzen. Schon sind meine Lieder angekränkelt, denn ich vermag das, was ich singe, selber nicht mehr zu glauben . . .

Wie sehne ich mich nach einer treuen Seele, die mit mir wäre — die ich glücklich machen könnte! . . .

Die Binde liegt schwer und heiß auf meiner Stirne. Der liebe Engel ist nicht mehr bei mir. . . . .

Zu dieser Stunde entstand im Stübchen des Pfarrhauses das Lied von dem einsamen Burschen, der vergleichbar ist einem vergessenen Zaunpfahl draußen auf der Haide.

„. . . Und weiß er doch Eine,
Die er gern haben möcht',
Die er, müßt' es sein,
Aus der Felsenwand graben möcht'

So sucht er nicht erst
Mit dem Faden zu binden,
Und nicht mit dem Strohhalm,
Auf der Gasse zu finden.

Er eilt um eine Kette,
Die stark ist und starr ist,
Die doppelt und dreifach
Geschlungen und wahr ist . . .

Er schleppt sie zum Schmied,
Sein Mädchen führt er mit:
Schmied' ewig zusamm' uns,
Du herzguter Schmied!

Dann wird er nach anderen
Freuden nicht fragen mehr,
Dann wird er in Drangsal und
Leiden nicht klagen mehr . . .
— — — — — — — — — —

„Gott grüße Sie in unserem Hause!"

Auf der Trümmerstätte zu Karnstein saß Mancher und starrte wirr und betäubt vor sich hin.

„Was ist da geschehen?" murmelte der Eine; er kann es nimmer fassen.

Ein Anderer kauert auf den geborstenen Steinen seines Herdes und klagt in sich hinein: „Haben — ja, haben thu' ich gar nichts. — Essen möcht' Einer doch was."

Ein Weiterer rafft sich auf: „Da mag bauen wer will, ich geh' davon."

In den Bauernhöfen und Waldhäusern der Umgebung waren die Obdachlosen aufgenommen. Mancher behandelte den unglücklichen Gast mit Lieb'; manch' Anderer ließ es seinem Eingeheimsten wohl empfinden, wie bisweilen auch bürgerliche Herrlichkeit — die Karnsteiner ließen sich gern Bürger nennen — mit dem niedrigen Bauernthum bei frischem Wasser Bruderschaft trinken müsse.

Den Kindern des Dorfes Karnstein gereichten die neuen Verhältnisse bei den Hühnern, Schafen und Kälbern des Bauernhofes, beim hochgehörnten Ziegenbock und beim rasselnden Kettenhund zur wahren Freude. Sie waren auch bald innig befreundet mit den Kindern des Gastherrn und spielten auf freiem Felde gern Feuersbrünste uud Wiederaufbauung von Karnstein. Und manches Mädchen gab dabei mit Anmuth die Rolle der fremden, schönen Jungfrau, welche während des Brandes die Kleinen im Baumgarten versammelt und beschützt hatte.

Gabriel blieb nicht lange in der Stube. Er vergaß auf die Wunde seines Hauptes. Er ging hinaus und suchte zu ordnen, zu schlichten, zu helfen und zu trösten. Bald brachte er in der Umgebung einen kleinen Verein von Männern zu Stande, der bestrebt war, dem verunglückten Orte allsogleich wieder eine neue Grundlage zu geben. Er rief in das Land hinaus, auf daß Wohlthäter die erste Noth der Abgebrannten lindern und zum neuen Aufbaue von Karnstein beitragen möchten. Er selbst hielt zu diesem Zwecke in der Hauptstadt Vorträge aus den „Waldliedern". Denn so sind unsere edelherzigen Herrschaften: für jedes Almosen, das sie geben, möchten sie einen Genuß haben. Nur Wenige sind so uneigennützig, sich mit ihrem im Anzeiger gedruckten Vor- und Zunamen zu begnügen. Diesen war besonders leicht Rechnung

zu tragen. Gabriel eignete eine Auflage seiner „Waldlieder“ den Hablosesten und Verlassensten von Karnstein und ließ den Subscriptionsbogen zu Ende des Buches beidrucken, und so war mit Einer That einem mehrseitigen Bedürfnisse abgeholfen.

Die Leute von Karnstein wunderten sich baß, daß dieser Singvogel aus den Einödwäldern schließlich ein so brauchbares Nutzthier geworden war.

Gabriel war, als im Gebirge die Ahorne gilbten und die Buchen sich rötheten, wieder in die Stadt gezogen. In Karnstein klangen schon lustig die Mörtelkellen, pochten hallend die Hämmer, freundliche Wohnstätten wieder zu erwecken aus dem Schutte.

Ueber der Stadt aber lag frostiger Nebel und machte die Studirstube des Waldpoeten noch düsterer, als sie schon war. Oft wendete sich der junge Mann von seinen Büchern, verdeckte mit der flachen Hand seine Augen und schaute im Geiste das liebe sommerliche Waldland.

An jenes anmuthsvolle Mädchen, Anna Mildau mit Namen, hatte Gabriel in dieser Zeit so oft, so sehr oft gedacht, daß etliche seiner neuen Waldlieder darüber zu Minneliedern geworden waren. Zu Minneliedern ganz eigener Weise, wie zu singen ihn bisher noch Niemand gelehrt hatte.

Er trieb sonst mit Vorliebe botanische Studien, um so auch noch zwischen den Mauern mit den trauten Gewächsen seiner Wälder zu verkehren. Zu dieser Zeit aber unterbrach er das Studium seltsam oft; dann zog er immer seinen schwarzen Rock an, um in dem Hause Mildau vorzusprechen; aber es fehlte ihm der Muth. Er kannte den „Salon“ bereits zu wohl, er fürchtete sich, enttäuscht zu werden und

geweckt aus seinem lieblich schönen Traum, der ihm die Seele so hold belebte und erhellte. Er tritt ein. Wie, wenn ihn das gnädige Fräulein nicht kennt, oder wenn es nichts als kühle Höflichkeit, ironisches Wohlwollen oder schäkernde Coquetterie für ihn hat? — Sie hat ihm an's Herz geklopft, das ist wahr, sie hat seiner Eitelkeit geschmeichelt — was weiter? — Er zog seinen schwarzen Rock immer wieder aus.

Eines Tages aber — er hatte die graue Lodenjoppe mit den grünen Rändern an — als er zufällig am Hause des Kaufmannes Mildau vorüberging, rief ihn plötzlich eine Stimme: „Herr Waldgärtner, he da!"

Der alte Ferdinand. Gabriel entschloß sich rasch, ließ sich melden.

Sein Fuß schritt über Marmorstufen und indische Teppiche. Er wies seine Karte; die Aufwärterschaft geht mehr auf ein glattes Blättchen Papier, als auf ein ehrlich Gesicht. Ein Diener in Livrée schob die Vorhänge des Einganges auseinander und krümmte Bücklinge vor dem Eintretenden. Dem Burschen, im Walde geboren, war beklommen zu Muthe, als er in den mit schwerer Pracht ausgestatteten Salon trat. Er war einmal im Hause des Ministers gewesen, um für die Einödwäldler in Sachen des Jagdrechtes zu wirken; aber beim Minister war's schlicht gegen diesen Palast, wo welsche Seide, californisches Gold, venezianisches Glas, chinesisches Porzellan prangte, wo seltenes Getäfel und außerordentliche Kostbarkeiten aller Art die Sinne bestachen. Und zwischen all' diesen Herrlichkeiten auf den bunten Webematten des Fußbodens standen scheinbar wildwuchernde Blumenbüsche, Dornsträuche mit rothen und weißen Rosen, das Raffinement der Pracht nur noch erhöhend. Denn die Gesellschaft hat einen solch' hohen Grad der Verfeinerung und des Aufwandes

erreicht, daß — will sie einen noch höheren Reiz erzielen — sie wieder zur Wildheit der Natur zurückgreifen muß.

Gabriel's Besorgniß wuchs; hätte er nicht befürchtet, daß ihn der Alte unten wieder kapern würde, er wäre leise umgekehrt. Doch, schon ging die Flügelthür auf, und herein hüpfte — Anna; mit einem hellen Freudenrufe flog sie ihm zu.

Das Mädchen hatte ein einfaches lichtes Hauskleid an; die reichen Locken trug es nach rückwärts in zwei Zöpfen geflochten, welche durch ein blaues Bändchen miteinander verbunden waren.

„Gott grüße Sie in unserem Hause!" sagte sie nun fromm und fröhlich, „Sie haben recht lange gesäumt; aber ich habe wohl gewußt, daß Sie kommen würden."

Dann eilte sie in ein Nebengemach: „Mutter, komm! Komm doch zu sehen, wer da ist!"

Die Frau des Hauses, eine würdevolle Gestalt in elegantem Anzug, doch mit schlichten, glattgescheitelten Haaren und blauen Augen begrüßte den Eintretenden mit schmeichelhaften Worten und hielt ihm die weiße Hand hin. Ein höflicher Wink, da saßen sie schon in den schwellenden Lehnstühlen, die Hausfrau zur Rechten, das Fräulein zur Linken, Gabriel in der Mitte.

„Wir haben so viel Schönes von Ihnen gelesen, Herr Stammer, und meine Tochter hat so viel Liebes von Ihnen erzählt — daß es mich herzlich freut, Sie persönlich kennen zu lernen."

So die Dame. Dann wies sie auf ein elegant gebundenes Büchlein, welches nebst anderen Goldschnittbänden auf dem Prunktische lag — es waren die „Waldlieder" — „Sie sehen, mein lieber Herr, daß Sie bei uns bereits Hausgenosse sind."

Der junge Mann verbeugte sich und wartete nun auf Worte von Annen gesprochen. Aber das Mädchen schwieg und blickte mit seinen klaren, ruhevollen Augen dem Gaste in das Angesicht.

Das Gespräch nahm einen anderen Charakter an, als Herr Mildau eintrat. Schon seine schlicht bürgerliche Kleidung sowie sein behäbiger gelassener Schritt, mit welchem er in den Salon trat, war für den Waldpoeten ermunternd. Er lachte mit seinem vollen, glatten Gesichte und dem Gaste beide Hände entgegenstreckend, rief er: „Mein Herr Stammer, willkommen!"

Ein Viertelstündchen saßen sie beisammen, sprachen von den Einödwäldern, von dem alten Vater in denselben, von Karnstein, dessen Unglück und Wiedererstehung und von der Waldfahrt der Tochter des Hauses endlich. Bei diesem Gegenstande brach Frau Mildau ab und erhob sich.

Herr Mildau bat den jungen Mann noch, sich mit in sein anstoßendes Cabinet zu begeben, zeigte ihm dort mehrere Meisterstücke der Malerei, die in Prachtrahmen an der rothen Tapetenwand hingen, und bot Gabriel eine Cigarre an, die dieser höflich ablehnte.

Hierauf öffnete Herr Mildau einen zierlichen Schrank, nahm ein unbeschriebenes, aber zugeklebtes Couvert heraus, und selbes in der Hand wiegend, sagte er: „Ich hatte schon die Absicht, an Sie zu schreiben, aber Sie wissen, ein Geschäftsmann —. Ich möchte daher jetzt die Gelegenheit benützen, Sie zu bitten, diese Kleinigkeit gefälligst von mir zu übernehmen —"; Gabriel's peinliches Erröthen bemerkend, setzte er sofort bei: „und sie nach eigenem Gutdünken an die Ortsarmen von Karnstein zu vertheilen."

Gabriel athmete auf und mit dem Ausdruck warmen Dankes übernahm er den Brief. Dann lud ihn der Kauf-

mann in seiner leutseligen Höflichkeit ein, das Haus recht bald wieder und recht oft mit seinen herzlich willkommenen Besuchen zu beehren und sich in demselben recht heimisch zu fühlen.

Mit heiter-zutraulichen Worten und kräftigem Händeschütteln wurde er entlassen.

Als Gabriel durch den Salon schritt, stand Anna noch da.

Sie hielt eine Hand hinter dem Rücken, senkte ein wenig das Köpfchen und richtete ihr Auge prüfend, zagend, bittend auf den Fortgehenden.

Er sagte ihr ein warmherziges Wort und war zugleich froh, eine Gelegenheit zu finden, seinen Lodenrock zu entschuldigen.

Das Mädchen beachtete die Entschuldigung gar nicht, es hatte ein Anliegen, „eine sehr große Bitte; ob er nicht wollte seinen Namen auf das Titelblatt der Waldlieder schreiben". Und sie reichte ihm zögernd das Büchelchen und die hinter dem Rücken gehaltene bereits tintennasse Feder.

„Ja, aber gerade auf dem Titelblatte steht er schon!" neckte Gabriel.

„Eh!" machte das Mädchen, „den mag ich nicht, den hat der Schriftsetzer hergethan, und den hat Jeder, der das Buch besitzt. — Ich —" setzte sie anmuthsvoll bei, „ich möchte aber was Besonderes haben."

Er nahm sanft die Feder aus ihrer Hand und schrieb in's weiße Blatt des Buches die Worte: „Dem verehrten Fräulein Anna Mildau, der wackeren Wallerin in die Einöde, zur freundlichen Erinnerung an den Verfasser Gabriel Stammer."

Erröthend drückte sie ihm mit einem leisen Worte den Dank aus. Sie hielten sich an der Hand. Sie nahmen nicht Abschied und sie sagten kein Wort von Wiedersehen.

Im Vorsaale kam der alte Ferdinand auf ihn zugerannt. „Sie glauben es nicht," flüsterte er vertrauensselig, „die Noth, die wir mit dem Kinde haben! 's ist nicht mehr unsere Anna, 's ist eine Andere, seitdem wir von Karnstein zurück sind. Ich will's nicht verantworten, Sie heute in's Haus gelockt zu haben. Nun, in Gottesnamen Sie einmal da waren, so kommen Sie nur oft ...."

Er hastete davon. Gabriel stieg sinnend den Treppenteppich nieder. Ein Diener öffnete ihm den Ausgang.

Bei Mildau an der Tafel.

Das war der erste Besuch gewesen im Hause des Kaufmannes Mildau.

Nicht lange, so folgte ihm ein zweiter, und zwar im schwarzen Rock und zur üblichen Visitstunde. Anna war wie das erstemal, still und schlicht — und fast schwesterlich traut.

Mildau lud den Poeten zu einer bevorstehenden Festlichkeit ein. Mildau verstand zu leben; gern gesellte er die Pracht und die Schönheit, das Bequeme und das Heitere, ohne der Ueppigkeit zu huldigen.

Diesmal wurde ein häusliches Fest vorbereitet, ein Fest jedoch mit besonderem Glanze, denn es war die Feier des dreißigjährigen Bestehens der Firma.

Der Tag war da. Die Herren Gäste erschienen im Frack, die Damen mit Schleppen und in strahlendem Schmucke. Anna hatte ein lichtblaues Kleid an und trug keine andere Zier, als ein blaßrothes Röslein im Haar und am Halse das goldene Kreuz; — die Mutter ihres Vaters war eine einfache Frau gewesen, die sich durch Handarbeiten ernährt. In den Jahren, da ihr Sohn in der Fremde war, darbte

sie, denn ihre größte Freude bestand darin, alljährlich zum Weihnachtsfeste die zwölf ärmsten Kinder ihres Ortes mit Leinwand zu beschenken. Sie war deshalb von der dankbaren Mitwelt die „leinerne Plona" genannt. Eines Tages aber wurde die mildthätige Frau durch einen Abgesandten des Statthalters mit einem goldenen Kreuzlein geschmückt. Und dieses Andenken war auf die Enkelin überkommen, die es hoch in Ehren hielt und — sonst allen Pretiosen feind — sich von dem Kleinod nicht trennen konnte.

Eine der Ehrenstellen bei dem Feste nahm — wenn auch dazu genöthigt — der alte Ferdinand ein. Man sah es dem guten Männchen wohl an, wie unbehaglich schwül ihm in der Festcravate war. Auch hatte man ihn bei dem Mahle so von seinem Liebling getrennt, daß der Bürgermeister und die Hausfrau zwischen ihm und Annen saß.

Nächstan saß der Hofrath von Mandling. Der sagte gern Jedem, den er über Gläser und Teller und Blumenvasen erreichen konnte, eine nette Artigkeit. So bemerkte er dem Alten, daß ihn der Name Küßdenker sehr anmuthe, der sei so minnenhaft und ehrwürdig zugleich.

„Das ist er erst mit dem kaiserlichen Willen geworden," versetzte Ferdinand, „meine Urgroßvaterleute haben noch Küßdenkerl geheißen — Küß den Kerl! Ich bitte Sie, Küß den Kerl! Da ist mein Großvater selig zum Kaiser gegangen und hat einen Fußfall gethan, daß doch um Gotteswillen das l aus unserem Familiennamen weggenommen werde. Der Kaiser hat nachforschen lassen, ob's ein ehrlicher Mann, und weil dies wohl der Fall gewesen, so hat er entschieden: gleichwohl ein ehrlicher Mann unter jedem Wortlaute achtbar sei, habe er nichts gegen die Streichung des letzten Buchstabens. Sehen Sie, und so ist aus dem Kerl ein Denker geworden."

Die Sache erregte große Heiterkeit.

Als die Lichter angezündet waren und die Flaschen mit den silbernen Köpfen aufmarschirten, wollte sich Ferdinand davonstehlen. Frau Mildau erhaschte ihn noch rechtzeitig am Rockzipfel und hielt ihn fest.

Die mattgeschliffenen Tulpengläser wurden gefüllt, eisige Schaumwellen flossen über die Ränder. Da erhob sich Herr Mildau und begann zu sprechen:

„Meine lieben Tischgenossen!

Seltsam mag es erscheinen, wenn der Hausherr zu Ehren des eigenen Hauses ein Fest giebt. Daß mir aber die Anmaßung verziehen ist, beweist mir die Vollzahl meiner lieben Gäste, trotzdem — ich sage nicht, eben weil — die Geschichte dieses Hauses Vielen nicht zur Genüge bekannt sein dürfte. Denen bin ich bei der heutigen Gelegenheit verpflichtet, über diese anmuthige Historie Unterricht zu ertheilen.“ Nach einer kleinen Pause, da sich Aller Ohren in Disposition gestellt hatten, fuhr Mildau fort:

„Die Geschichte des Hauses Mildau beginnt auf der Reichenbergerstraße in Böhmen, etliche Stunden vor dem Flecken Gitschitz Dort war es vor fünfundzwanzig Jahren, daß ein junger, lustiger Tuchmachergeselle des Weges zog. Er soll — heißt es — gerade ein Vagabundenlied gesungen haben, als er an einem Schotterhaufen einen Mann liegen sah. Der war nicht so lustig, als der Andere, der hatte keine Schuhe an, sah recht erschöpft und krank aus und verdeckte seine Augen mit der Hand. Ich glaube, der Mann hat geweint. Wo fehlt's, Freund? rief ihm der Tuchmacher zu. — Wo's fehlt? antwortete der Andere und schlägt mit der Hand an seine Füße, an seine Brust, an seine Taschen: da und da und da — überall. Ich komme weit her von Prag, erzählt

er treuherzig, und meines Zeichens bin ich ein Schuster. In Gitschitz bin ich daheim. Dort liegt — so stehts im Brief, den ich in der Tasche hab' — meine Mutter auf den Tod krank. Ich will eilends hin und bin schon tagelang auf der Wander. Meine Füße sind wund, bin selber schier zum Sterben matt und kann nicht weiter. — Möcht sie wohl noch einmal sehen, meine arme, gute Mutter. Dort haspelt der Häutewagen noch, dort. Ich hab' ihn um tausend Gotteswillen gebeten, er möchte mich mitnehmen, daß ich doch heut noch nach Gitschitz komme. Was zahlst? Ja, zahlen kann ich nichts. Der letzt' Pfennig war schon gestern weg. Da haut er in die Pferde drein und fährt davon. So muß ich — zwei Stunden vom Haus und von der sterbenden Mutter da verbleiben. — Der arme Schelm, laut hat er geschluchzt. — Das ist hart, sagt der Tuchmacher, aber da bleibst nicht liegen, Schuster. Schau, dort kömmt ein Krämerwagen daher, er thut gegen Gitschitz hin — den packen wir an. — He, Vetter! schreit der Tuchmacher den Krämer an, auf zwei Maß zahl' ich beim Brauer in Gitschitz, wenn Ihr diesen Mann mitnehmt. Zwei Maß ist nicht viel, sagt der Böhme; drei Maß ist mehr, sagt der Tuchmachergesell, da sind sie handelseins. Der Wagen rollt mit dem Schuster davon. Der Tuchner trottet langsam hinter drein, kommt um eine Stunde später, als der Krämerwagen in den Ort und thut beim Bräuer seine Schuldigkeit. Darauf, wie er spät abends beim Mondschein seine Herberge sucht, sieht er vor einem Häuschen seinen Schuster sitzen. Der — wie er den Tuchmacher sieht — springt auf, will ihm die Hand küssen. Seid Ihr nicht, Mann Gottes, so sieht der Sohn — ihr einziges Kind — sie nicht mehr in diesem Leben und eine weltfremde Hand drückt ihr die Augen zu. Euch dank' ich ihren letzten Segen,

wollt Ihr sie sehen? Sie lächelt noch, sie dankt Euch noch. — Und zerrt den Tuchmacher in die Wohnung und zur Bahrstatt der Frau. — Sie hat ein Elend gehabt, sagt der Schuster, es könnte Alles mit uns anders sein. Dieses Haus ist einmal gut dagestanden, aber der Vater hat Alles verspielt. Was mit den Spielkarten nicht ist gegangen, das hat er in die Lotterie getragen. Da draußen vor dem Ort liegt der Teich noch heutzutag, darin sein Ende gewesen. Meine Mutter hat sich still und ehrlich weiter geholfen, aber in bitterer Noth. Nicht das Bett ist unser, auf dem sie gestorben. So arm ist sie, daß ihr nicht einmal die Kirchenglocken auf den Kirchhofsweg wollen läuten. — Das laß' Dir nicht anliegen, sagt der Tuchmacher — und ein Hundsfott müßt er gewesen sein, wenn er nicht so gesagt hätte — ich hab', sagt er, auch eine alte Mutter daheim. Von der habe ich immer so ein paar Schimmel in der Tasch'. Weil wir schon beieinander sind, Schuster, so wollen wir machen, was recht ist. Deiner Mutter Leib soll in Ehren bestattet werden. Und so ist es geschehen.

Als es vorüber war, zog er wieder davon und der Schuhmacher mit ihm. Sie wanderten gegen das Erzgebirge; in einem Bergstädtchen nahmen sie Arbeit, der Eine in der Wolle, der Andere im Leder. Sie blieben beisammen und der allerwege stillvergnügte Schuster betrachtete den Tuchmacher als seinen Lebensretter, ja als den treuesten Freund seiner Mutter. Das letztere war er auch, hat er die arme Frau gleichwohl nicht persönlich gekannt, aber eine Mutter, die einen solchen Sohn hat, verdient auch der Achtung Fremder. Indeß denke ich, geehrte Genossen, es ist Zeit, wir heben einmal die Gläser an unsere Lippen."

Sie tranken. Mildau fuhr fort:

„So treuherzig und so blutarm und so glücklich dabei wie es der Schuster war, wird es nicht leicht Einen geben Er war ein fleißiger Arbeiter und erwarb sich manchen Thaler, aber seine Mitgesellen brauchten stets Geld, je nun, er gab ihnen, was er hatte; sie durften es verrauchen, vertrinken, durften es der Liebsten zustecken — was sie wollten — nur nicht verspielen. Dem Spielen war er feind bis auf's Messer. Das Spiel hatte seine Familie zu Grunde gerichtet, hatte ihm die kleine Heimstätte entrissen, wo sein Kindeshimmel gestanden war. Alles dahin. Der gute, treuherzige Schuster von Gitschitz haßte demnach mit Fanatismus das Spiel, und mehreren Meistern hatte er die Arbeit gekündet, weil im Hause Spielkarten waren. Wie er dastand, war er gar kein übler Bursche und hätte eine saubere Tabakskrämerin heiraten können. Aber es war ein falsches Weib, sie hatte hinter dem Tabaksladen auch noch eine Lottocollectur. Der Schuster wandte sich mit Verachtung von ihr ab."

Ein feines Herrchen am anderen Ende der Tafel, welches seit der Rede Beginn seine Nase mit dem goldspornigen Zwicker beritten hielt, obwohl es blos zu hören gab, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch um das Kelchglas herum und murmelte: „Das ist keine Geschichte für einen so charmanten Champagner."

Mildau hörte es nicht und fuhr fort:

„An einem Sonnabende saßen die beiden Freunde, der Tuch- und der Schuhmacher in der Handwerksschwemme des Städtchens und tranken Apfelwein. Da rief der Schuster plötzlich: Setzen wir uns in die Nebenstube, ich kann den prahlerischen Anschlagbogen nicht sehen. An der Wand hing nämlich eine Affiche mit zinnoberrothen, schreienden Ziffern und kündete eine neue Staatslotterie mit großen Treffern.

O, Närrchen! rief der Tuchmacher, hätte ich lieber das Kleingeld im Sack, ein Los zu kaufen. Auf einen Schlag ein reicher Mann sein, was meinst denn? — Schäme Dich! war seine Antwort. — Oder wenigstens die Hoffnung haben, einer zu werden. Schon die Hoffnung, Freundchen, thät einem taugen. — Ja freilich, sagte der Schuster, und auf das Conto hin gleich ein Luderleben anfangen, nicht arbeiten, nicht sparen und bei jeder Ziehung fluchen. Wäre mir das Rechte, Nicht geschenkt nehme ich ein Los. — Der gute Junge hatte noch nicht ausgeredet, als die Thür aufging und ein Loseverkäufer in die Gaststube trat. Es waren aber keine Staatslose, es waren Lose einer Effectenlotterie zu Gunsten der armen Bevölkerung des Erzgebirges, die damals durch eine Ueberschwemmung arg mitgenommen worden war. Das Los kostete — glaube ich — vierundzwanzig Kreuzer; eine Unzahl kleiner Treffer aller Art war aufgestellt, die Ziehung war vor der Thür — die Papierchen gingen reißend ab. Nur der Schuster weigerte sich, einen Schein zu nehmen: es wäre Spiel, er wolle nichts damit zu thun haben. Die Gesellen schalten ihn Geizhals und stellten ihm vor, daß er doch nichts gewinnen könne, als etwa eine rostige Lichtscheere oder einen rothbehefteten Taschenveitel, und daß, was er da gäbe, nur ein Almosen wäre. So nahm er drei Lose, die er sofort dem Tuchmacher in die Hand rieb: Mach daß mir die Fetzen aus den Augen kommen.

Die Ziehung fand statt. Allerlei wurde gewonnen, Auf eine Nummer, die der Schuhmacher seinem Freund gegeben hatte, fiel als Treffer ein Staatslos. Der Schuhmacher nahm es aber nicht an. Freund, sagte er zum Freunde, die Liebesdienste, die Du mir gethan hast, sind nicht zu zahlen, aber das Papier gehört Dein, verwerthe es, wie Du

kannst; ich wünsche nur, daß es Dir von allen Kümmernissen, die möglicher Weise daran hängen können, die kleinste macht: daß Dich kein Treffer trifft! Es war im Ernst gemeint, und wer den Mann kennt, es war gut gemeint.

Nicht lange hernach wurden die beiden Freunde getrennt. Der Tuchmacher wurde in seine Heimat gerufen, um dort das kleine Wollengeschäft seines verstorbenen Vaters zu übernehmen. Mit den Webearbeiten ging's nicht voran, Mühe und Sorge gab's so manches Jahr, es kam endlich darauf an, das Vaterhaus zu veräußern. Da war plötzlich der Haupttreffer da. Der Haupttreffer des Staatsloses. Der Gewinner hatte selbstverständlich nichts Eiligeres zu thun, als seinen Freund, den Schuster, aufzusuchen. Nach langem Herumschreiben entdeckte er denselben in einem schlesischen Städtchen. Er war der Alte wie damals, nur daß er älter war. Er hatte es noch nicht einmal zum Meister gebracht, trotz seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit. Ich will frei und sorgenlos leben, sagte er, und blieb Schustergeselle. Zwischen den beiden sich wiedergefundenen Freunden gab es Streitigkeiten. Der Tuchmacher wollte den Schuster zwingen, von dem Gewinne wenigstens die Hälfte in Empfang zu nehmen. Der Schuster hielt die Ohren zu und schrie: Laß' mich in Ruh', sonst sind wir geschiedene Leute. Der Geselle war in seinem Zorn gar nicht zu erkennen und ein- um's anderemal schrie er: Das sag ich und dabei bleib' ich! Da fuhr der Tuchmacher auch in die Höhe und nannte ihn einen Halbnarren, der den Segen des Himmels nicht zu würdigen wisse. So sagte der Andere: Ich will nicht streiten solcher Sach' wegen. Behalt's Du selber, Du bist ein Querkopf, Dir bekommt's vielleicht gut, und mir mußt Du deswegen nicht böse sein."

Mildau kühlte sich mit dem Tuch das Angesicht, dann fuhr er fort: „Bevor ich noch dieses Glas hebe, habe ich mitzutheilen, daß der Tuchmacher den Wunsch seines Freundes erfüllt hat. Er errichtete ein Tuch- und Seidenwaarengeschäft; dasselbe gedieh zu einer Großhandlung. Der Kaufmann dehnte sein Geschäft auf industrielles Gebiet aus und seine Firma war in Heimat und Fremde wohl geachtet. Auch fand er ein Mädchen aus gutem Hause, welches seine Lebensgenossin und die Theilnehmerin seines wahren Glückes wurde. Der Freund hätte es auch so gut haben können, doch da er endlich mit Mühe in's Haus gebracht worden war, begnügte er sich, das Glück des Mannes zu sehen und bewachen zu helfen. Er war im Hause der Bruder und Oheim. — Stürmische Zeiten und Gefahren blieben nicht aus, mehrmals wankte die Firma unter schweren Geldkrisen und dreifach verloren wurde die Summe des Haupttreffers, der sie begründet hatte. Ganz Unrecht hatte also der gute Schustergeselle auch in diesem Falle nicht; was da übrig blieb und wieder erstand, es stammt von Mühe und redlicher Arbeit, der ein weites Feld geboten war. — Ich bemerke," unterbrach sich nun Mildau, „ich bemerke im Kreise meiner verehrten Gäste schon seit einiger Zeit allerlei Geflüster; dieser Umstand bringt mich auf die Vermuthung, daß man die Namen der Helden meiner Geschichte bereits errathen hat. — Auf Einen derselben erhebe und leere ich dieses Glas."

Da erhob sich rasch ein brüllender, klingender, schäumender Sturm, und als der Toast vorüber war, troff der arme, im Anstoßen und Trinken so überaus unbehilfliche Ferdinand Küßdenker über und über von Champagner.

„Das habe ich ja gewußt," murmelte der Alte, sich so gut als möglich wieder in Stand setzend, „das heute etwas

über mich kommt; warum habt Ihr mich auch nicht fort-gelassen — ich gehöre da nicht her, und das sag' ich und dabei bleib' ich."

Zitternden Armes stieß Ferdinand mit Jedem an, doch erst als sein Glas mit Annen's Becher angeklungen, leerte er es aus.

Als sich endlich der Aufstand wieder ein wenig gelegt hatte, erhob Herr Mildau nochmals seine Stimme und sagte:

„Wie ich heute dastehe im trauten Kreise der Familie, umgeben von den Besten der Stadt und des Landes, die ich Freunde nennen darf, gesegnet mit so Manchem, was das Leben angenehm machen kann, so hält mich die Welt wohl für einen glücklichen, beneidenswerthen Mann. Ich will ihr nicht widersprechen. Doch ist das Eine gewiß: Heute, wo es mein innigster Wunsch ist, diesem lieben Genossen hier an meiner rechten Seite eine besondere Freude zu machen — bin ich bettelarm. Dieses anspruchslose treue Freundesherz —"

„Er vertreibt mich rein!" murmelte Ferdinand und sprang auf.

„Bruder!" sagte Mildau, den Alten an beiden Händen fassend, „heute verzeih' mir's. Ich will nichts mehr sagen. Nur eine Kleinigkeit noch. Daß Dir mit nichts beizukommen, das wußte ich. Ich hab's anderwärtig versucht."

Er enthüllte eine große Photographie, welche auf dem Nebentische stand; das Bild stellte ein ziemlich umfangreiches Gebäude vor.

„Meine Herrschaften!" rief er heiteren Tones, „da vorhin von dem Dorfe Gitschitz in Böhmen gesprochen worden ist, so dürfte es Sie vielleicht interessiren, das neue erst eröffnete Armenhaus jenes Ortes zu sehen. Es steht auf dem Platze, wo die hinfällige Heimatshütte des wackeren Schuhmacher-

gesellen gestanden hatte. Es ist zum Gedenken an die gute arme Handwerkerfamilie aufgeführt und der Gemeinde gewidmet worden. Es trägt den Namen „Ferdinandeum".

Ein vielstimmiger Ruf der Ueberraschung. Ein begeistertes Bravo dem Manne für die schöne dankbare That.

Ferdinand war verschwunden.

Man hielt Jagd nach ihm durch alle Gemächer.

Anna fand ihn später in seinem schlichten Stübchen, wo er vor einem Wasserfarbenbildchen seines fernen Heimatsdorfes auf den Knieen kauerte und — weinte.

Nun ergriff er des Mädchens Hand: „Anna, Dein Vater ist gut! Nur schleppt mich jetzt nicht mehr unter die Leut'."

„Mägdlein, die Himmelslieder spielst nur Du!"

So war Gabriel's erstes Mahl im Hause Mildau. Von diesem Tage an fühlte er aufrichtige Zuneigung zur Familie und trautsam war ihm das vornehm eingerichtete Haus. War doch der Herr desselben gleich ihm einst jenen Pfad gewandelt, der den Menschen adelt. Der reiche Mann, aus den Tiefen der Armuth emporgestiegen, ist besser daran, als der reich geborne. Für's Erste hat er einen weiteren Weltblick, als dieser; für's Zweite weiß er den Werth seines Glückes zu schätzen und mit weisem Behagen zu genießen; und für's Dritte endlich kennt er die Größe und Bedeutung der Wohlthaten, die an den Armen zu üben er Gelegenheit hat.

Oefter und öfter kam nun Gabriel in Mildau's Salon, wo er allerdings zuweilen ein bischen angefochten wurde. Frauen und Herren aus eleganten Kreisen, wie sie sich im Hause des einflußreichen Mannes als Freunde einzufinden

pflegten, machten sich höflich herablassend an den Poeten, wurden durch seine biedere Naivetät dreist, suchten mitunter wohl auch Mäcene zu spielen und fragten ihn schließlich, wie doch eigentlich er die „Waldlieder" mache.

„Ich gehe in den Wald und singe," gab er einmal zur Antwort. Lange freute sich Anna insgeheim über diesen Trumpf. Annen thaten die kleinen Unziemlichkeiten weh, die sich die Herrschaften dem jungen Mann aus dem Walde gegenüber gestatteten; Gabriel merkte sie kaum oder setzte sich darüber mit stillem Humor hinweg. Nur selten betheiligte er sich an der inhaltslosen Trödelei der Salonsitte, an der auch die Familie keinen besonderen Gefallen fand. Und doch war er stets gern gesehen, denn sein offenes Wesen, bar aller Ziererei, muthete schließlich auch das zimperlichste Höflichkeitspüppchen an; und wenn Gabriel Gedichte aus seinen „Waldliedern" vortrug oder lustige Anekdoten zum Besten gab, da duftete es im Saale nicht mehr nach süßlichem Friseur-Parfum, da roch es nach Tannenreisig.

Wenn Gabriel sich mit der Tochter des Hauses unterhielt, so bedauerte Frau Mildau immer, daß ihr Sohn nicht daheim sei. Das wäre für Herrn Stammer eine Gesellschaft und sie würden gewiß gute Freunde sein.

Der leise Wink ist aber nicht verstanden worden. Zuweilen geschah es, daß Gabriel und Anna im großen Park wandelten, der sich hinter dem Wohngebäude des Kaufmanns über eine sanfte Höhe hinanzog. Sie gingen wie Bruder und Schwester; ihre Bekanntschaft war ja schon alt. Sie sprachen es nicht aus, aber manchmal kam über sie ein Gefühl, als wären sie in frühen Zeiten ein Leben lang mitsammen durch ein lichtes Waldesparadies gewandelt.

Von Karnstein und den Einödwäldern sprachen sie gar oft. Dann auch wieder von den schönen Pflanzen, die an ihrem Wege standen; sie freuten sich nicht allein an den Farben der Blumen, sie prüften nach Art der Botaniker die Blüthen und drangen an den Blättern und Staubgefäßen vorbei bis in's Heiligthum des Kelches hinein. Da war es bei diesem Studium einmal, daß Anna — sie wußte selbst nicht warum — erröthete und von dieser Zeit an gab sie sich so eingehend mit den Blumen nicht mehr ab.

Eines Tages hatte das Mädchen den Waldpoeten an ihr Lieblingsplätzchen geführt. Dasselbe war abseits von den Kunstpflanzungen und Kieswegen, im hintersten Winkel des Parkes, wohin sich durch Gebüsche und Gesträuche nur ein schmales, kaum bemerkbares Fußsteiglein schlängelte. Das Plätzchen hatte nichts als eine Moosbank und eine kühlende Gruppe junger wildwachsender Tannen und Schwarzfichten. Etliche Flechtenbärte hingen an den Bäumchen und ein Bergfinklein hüpfte im Geäste.

„Das sind meine Einödwälder," sagte Anna, als sie dem jungen Manne das trautsame Winkelchen gezeigt hatte, „im ganzen Garten werden nur diese Bäume von der Morgensonne beschienen, weil sie die höchsten sind und über die Mauer ragen. Ferdinand und ich haben diesen Wald angelegt, sonst weiß kein Mensch was davon und Alles ist im Urzustande. — Auch Waldlieder giebt es zu hören!" flüsterte sie.

Ferdinand brachte ein braun polirtes Kästchen herbei, Anna öffnete es zögernd und ihre durchscheinenden Fingerchen glitten über die Saiten einer Zither. Sie spielte Lieder — Weisen aus den Einödwäldern.

Gabriel lehnte an der Moosbank und wandte sein Gesicht empor zu den Tannenzweigen, die in zahllosen Quirlchen und Kreuzlein in der Himmelsbläue schwammen.

„— Mein Herzlein ist eine Zither,
Zittert ohne Ruh';
Mein Mägdlein, die Himmelslieder
Spielst darauf nur Du!"

Als sie ihr Spiel geendet hatte, sagte er kein Wort. Als er dann von ihr gehen sollte, hielt er sie an der Hand und flüsterte mit freudeleuchtendem Auge: „Waldvöglein!" und eilte davon.

„O, sie hat Ihnen noch lange nicht Alles vorgespielt!" vertraute ihm Ferdinand am Gartenthor, „sie hat Ihre Waldlieder alle in Musik gesetzt, kein einziges haben Sie davon gehört."

Etliche Tage später trat Gabriel mit einer neuangekauften Zither unter dem Arm in Mildau's Garten.

Und nun saßen sie — er und das Mädchen — oft so manches Stündlein beisammen unter der Tannengruppe und fröhnten dem Saitenspiele. Dann freilich wieder ruhten die Finger und sie träumten oder plauderten von Vergangenem und hegten Wünsche für die Zukunft. Anna gab sich zufrieden mit einem Häuschen in einem freundlichen und stillen Thale. Gabriel war damit einverstanden. Das Häuschen und das Höfchen und die Hühner dazu hatten sie bald fertig — dann wandten sie sich wieder den Saiten zu.

Gabriel hatte im Heidehause manches alte, in Rumpelkammern morschende Tonbrett aufgesucht und besaitet, um in Klängen Dem Gestalt zu geben, was er durch Worte nicht zu offenbaren vermochte; es war oft eine ganz sonderbare Musik daraus entstanden, zu welcher Niemand singen noch

tanzen konnte, welches mitunter wie ein Lawinensturz brauste, dann wieder wie ein Waldbächlein rieselte, aber weder Kopf noch Fuß hatte. Ganz anders unter dieser jungen Tannengruppe. Hier mußte sich sein Spiel an Kunstregeln halten und Anna — heimlich selbst am liebsten ungezwungene Volksweisen spielend — sah gar streng darauf, daß jeder Note volles Recht widerfahre. Und Gabriel, der sich immer eingeredet hatte, er besäße kein musikalisches Talent, spielte nach kurzer Zeit Lieder von Abt und Schubert fehlerfrei auf der Zither.

So hob sie ihn mit sanfter Hand sachte, sachte empor und sein bisher einseitiges Wesen reifte in Kunst und Leben der Ebenmäßigkeit entgegen.

Anna, werden Sie mein Weib!

Noch öfter, als mit der lieblichen Tochter Milbau's, wandelte Gabriel freilich allein und zwar in den stillen Laubwäldern, in denen das eingeschrumpfte Blätterwerk nur mehr unter den Füßen raschelte, das kahle Gezweige oben dem schneidenden Herbstwind überlassend. Nicht Waldlieder dichtete er; Anderes hatte er zu denken. — Sein Herz war erforscht. Nun wurden die äußeren Verhältnisse geprüft, so gewissenhaft als man es eben von einem Liebenden verlangen kann. Auch ein und der andere Freund war zu Rathe gezogen worden. — „Was frägst Du!“ hatte Einer von ihnen gesagt, „wer wird Dir das Lieben wehren! Dichter müssen lieben, viel lieben und immer lieben. Was hat denn das Heiraten dabei zu thun?“ Gabriel hatte darauf kein Wort entgegnet, sondern

war seiner Wege gegangen. Ein Heim wollte er sich gründen. „Philister!" hatte ihm der Freund nachgerufen.

Doch blieben die vielen einsamen Spaziergänge des Poeten nicht fruchtlos. Zu erträumen, sagte er sich, ist dieses Glück nicht, es muß auf geradem Wege erstrebt werden.

Da war es eines schönen Spätherbstnachmittages — saßen die Beiden wieder in ihrem Einödwäldchen. Heiterer Himmel blaute über den scharfgeschnittenen Wipfeln. Kaum war ein Vogelflüstern zu hören, die Ruhe eines herbstlichen Tages lag über dem großen Garten.

Sie machten wieder Musik, waren aber heute nicht ganz dazu gestimmt, schraubten jedoch umsomehr an den Saitenhaltern. — Herr und Frau Mildau waren auf eine ländliche Besitzung gefahren. Ferdinand war in die Stadt gegangen; die Gärtner sahen nicht viel Arbeit mehr zu dieser Jahreszeit.

Der Poet und das Mädchen waren allein zwischen dem dichten Gezweige und mitten in den zarten Geweben des Nachsommers, die durch unsichtbare Hand von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch gezogen wurden.

Es ging das Spiel also nicht von statten und auch nicht das Gespräch. Gabriel wühlte nur so in den Saiten, er blickte nicht auf die Zither und er blickte nicht auf das Mädchen.

„Fräulein Anna," sagte er plötzlich, ließ aber nichtsdestoweniger den Saiten eine Ruhe.

Da das Mädchen sein Wort überhört zu haben schien, so wiederholte er noch einmal: „Fräulein Anna!"

Sie hob ein klein wenig das Haupt.

„Ich hätte," sagte er, „ich hätte Sie wohl gern um etwas gefragt . . ."

Seine Stimme zitterte wie die feinen Stahlfäden auf dem Instrument.

. . . . „Anna — wollen Sie meine Hausfrau werden?"

Das Mädchen war stark genug, den Schreck zu verbergen, der bei den Worten durch seine Nerven gezuckt war. Es zitterte leise und glitt mit den Fingerspitzen langsam über die Saiten.

Gabriel wiederholte das Wort.

Und nun hauchte sie glühenden Angesichtes: „Ich weiß nicht . . . ob es eine ernstliche Frage ist."

Da faßte er mit beiden Händen hastig ihre Rechte: „Anna, werden Sie mein Weib!"

Es war eine ungestüme Werbung.

„Verzeihen Sie mir!" sagte nun Gabriel, als das Mädchen immer noch schwieg und unter einer schweren Beklemmung zu leiden schien. „Seit vielen Tagen habe ich mir gute und bescheidene Worte für diese Frage an Sie ersonnen. Ich habe keines dieser Worte jetzt gefunden und wie es das Herz herausgestoßen, so muß es gelten."

Das Mädchen sagte weder ja noch nein. Gefaßt hob es nun das große helle Auge und sagte: „Herr Stammer, fragen Sie meine Eltern."

Für heute wurde kein Lied mehr gespielt. Schweigsam verließen sie die Tannengruppe; Gabriel sagte seinen herzlichen Abschiedsgruß und ging davon.

Und als er in dem Straßengewühle ihren Augen entschwunden war, stürzte Anna zurück zu den Tannen, sank auf den Knieen hin an die Moosbank und brach in Schluchzen aus.

Ein heißer Gang unter den Flocken.

Anfangs war doch ein bischen Eitelkeit im Spiele gewesen. Man war Geschäftsmann und als solcher durchaus realistisch; aber es stand gut, der Welt zu zeigen, daß man trotz so Manchem und Manchen auch Sinn für Ideales habe und daß Mildau's Haus den sonst stets flüggen Poeten aus den Einödwäldern zu fesseln vermochte.

Frau Mildau hatte, die jungen Leute beobachtend, freilich bald geahnt, wohin das zielte, nur wollte sie sich's, wollte es ihrem Manne nicht gestehen; ihr war, es könne, es dürfe nicht sein, was ihr vorschwebte. Nicht, weil sie einer Familie entstammte, die ihr den Adelsbrief als Erbe hinterließ, war ihr der Gedanke peinlich; denn noch edler als ihre Herkunft war ihr Gemüth. Aber vor dem Verluste der einzigen Tochter bangte Frau Mildau so sehr, und eine Ahnung war zuweilen in ihrer Seele wach, als wäre mit dem ersten Schritt des jungen Mannes in ihr Haus ein ernstes Geschick mit eingezogen. Sie bedauerte einerseits die Reise ihrer Tochter in die Einödwälder, sie weinte still über das liebe harmlose Mädchenherz, in welches plötzlich die heißen Gewalten der Liebe eingezogen waren; und andererseits fühlte sie sich selbst dem schlichten, offenen Manne warm geneigt.

Herrn Mildau ging es insgeheim nicht viel besser. Er hatte sich in der Schule des Lebens jenen Scharfblick erworben, der den Frauen angeboren ist.

Als praktischer Mann ging er jeder Sache stets auf den Kern; er wußte bei Jedermann gleich, wo der Geldbeutel saß — und auch das Herz. Mildau sah von der Stunde an, als Anna aus den Einödwäldern zurückgekehrt war, daß sie ihr Herz an den Dichter der „Waldlieder“ verloren habe. Wohl erschrak er bei dieser Wahrnehmung, denn er ahnte,

was in einem Kinde, wie Anna war, mit der zarten, treuen Seele, die Liebe bedeuten mochte. Als er sich aber mit dem Gedanken vertrauter gemacht hatte und als er Stammer kennen und achten lernte, da sagte er bei sich: Was soll es schließlich? Die Hauptsache ist das Glück des Kindes. — Dennoch aber lehnte sich der Geschäftsmann auf: Ein Poet! Ein unpraktischer Mensch! Und noch dazu — nein, die Sache ginge denn wohl nicht. —

Wie unerwartet kam ihm daher das, was an einem stöbernden Novemberabende geschah.

Wir sahen ja, Mildau war schon von Natur aus ein etwas tiefer angelegter Mensch, als seine Genossen in der Regel zu sein pflegen. Geld und Geschäft war wohl sein Erstes, aber nicht sein Letztes. Und wenn er zuweilen an Kopfschmerz litt, so gestand er ganz offen, es wären die leidigen Ziffern daran schuld, die sich in sein Gehirn eingenistet und die guten, gesunden Gedanken daraus vertrieben hätten. Er fühlte das Bedürfniß, jeden Tag ein Stündchen aus seinem Geschäftskreis zu fliehen, um ein Mensch zu sein, wie andere Menschen auch, die keine Reichthümer und keine Orden hatten, und das Beste an dieser Welt, das Familienglück und die Schönheiten der Natur dennoch in reichem Maße genossen. Es war gar nicht zu leugnen, der Mann hatte eine poetische Ader an sich; er freute sich nicht allein an dem goldenen Steigen der Course, sondern auch an dem goldigen Sonnenmorgen; und oftmals, wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über die Stadt zog, verließ er sein Comptoir, in welchem die feuerfesten Cassen standen, und ging auf den Söller des Hauses, um das Naturspiel zu betrachten. Irgendwo in seinen alten Papieren, vielleicht im Wanderbuche des Tuchmachers noch, mußten sich sogar etliche

Gedichte von ihm finden. Humoristische Gelegenheitsstrophen von Mildau zu Familienanlässen oder einem vertrauten Freunde zu Ehren waren seitdem sogar auf gut geleimtem Papier gedruckt worden, natürlich aus Rücksicht für den kaufmännischen Credit nicht unter dem wahren Namen des Verfassers. Mildau's idealerer Sinn war es auch gewesen, der sich einst unter den besten Familien der Stadt eine wenn gleich vermögenslose, so doch feingebildete Braut zu suchen und zu erringen wußte. Es gab eines der glücklichsten Ehepaare.

Heute war ein etwas unwirthlicher Novemberabend. Ein heftiger Sturm hatte den Winter gebracht. Große Schneeflocken wirbelten an den hohen Gebäuden nieder und tanzten um die flackernden Laternen.

Mildau verließ, in einen guten Mantel gehüllt und eine Cigarre schmauchend, sein Haus und schlenderte durch das Labyrinth der Gassen hinaus gegen die blattlosen Alleen der Promenade. Die stillen kalten Flocken thaten ihm wohl; die Dunkelheit schützte ihn vor dem Grüßen und Gegengrüßen — er war im Bewußtsein des Glückes, sich selbst zu gehören.

In einer ähnlichen Stimmung schwelgte auch Gabriel Stammer, als er an jenem Abende, aus einem Declamationssaale fliehend, durch die menschenlose Oede schritt, die sich um die Stadt zog, und die mit ihren Platanen, Büschen und Gartenhäusern zur Sommerszeit die Wonne der spazierenden schönen Welt ausmachte.

Heute waren die beiden Männer völlig allein. Sie begegneten sich, sie begrüßten sich bei dem trüben Scheine einer Laterne.

„Auch Sie gehen dem Winter entgegen?" sagte der Kaufmann in seiner Leutseligkeit.

„Entgegen und schnurgerade hindurch — dem Lenze zu,“ antwortete Gabriel.

Sie schlossen sich einander an, schritten langsam hin und ließen den Flockenschleier still über sich niedergehen.

„Herr!“ sagte Gabriel plötzlich, „ich glaube, der Zufall kommt mir zu statten. — Ich hätte Ihnen ein wichtiges Wort zu sagen.“

— Haben Sie ein Anliegen, lieber Freund, so seien Sie offen. — Mildau wollte es sagen, schritt aber gleichmäßig weiter, schwieg und blies viel Rauch in das Gestöber hinein.

Eine Weile verging, ohne daß Einer ein Wort sprach.

„Herr Mildau,“ sagte endlich Gabriel leise, „ich mache Ihnen das Geständniß, daß ich Ihre Tochter so sehr lieb habe.“

„Was tausend!“ rief Mildau laut aus, ärgerte sich aber sofort über diesen Ruf — er wollte ja doch platterdings nicht passen für seine Stimmung und für des jungen Mannes Bekenntniß.

Gabriel blieb nun stehen; Mildau mußte dasselbe thun. Gabriel sagte: „Geben Sie mir Anna zum Weibe.“

Da hub der Kaufmann an, auf dem weichen Schnee wieder zu wandeln, Beide schwiegen. Die Flocken schmolzen, die an Gabriel's Wangen vorüber tanzten.

„Haben Sie denn schon mit meiner Tochter darüber gesprochen?“ fragte nun Mildau mit völlig klangloser Stimme.

„Ich habe mit ihr darüber gesprochen,“ antwortete Gabriel, „sie hat nicht nein gesagt. Sie wies mich an ihre Eltern.“

Wieder schritten sie schweigend. Auf den Hüten der Wandelnden schwollen die flaumigen Schneehauben. Mildau

räusperte sich; Gabriel schlich ganz auf den Zehenspitzen und hielt schier den Athem ein, da — wurden sie unterbrochen.

Ein Geschäftsfreund Mildau's war hastig des Weges gehuscht; er kam aus einer Filiale der Vorstadt, fluchte über das Wetter, machte Späße mit seinem Fanghund — dem Poeten war ganz gräßlich zu Muthe — und suchte Mildau mit sich fort gegen die Stadt zu zerren: „Komm, Alter, heut' trinkst Du mit mir eine Tasse Grog. Hast Du das Hamburger Coursblatt gelesen?"

„Ich komme nach, Freund, ich komme nach!" versetzte Mildau rasch. Der Andere eilte wegsüber davon. Mildau und Gabriel, wieder allein, schritten weiter.

Lange waren sie stumm. Gabriel hörte fast die Schneeflocken fallen.

Plötzlich that der Kaufmann mit lebhafter Stimme die Frage: „Als was, junger Mann, als was wollen Sie heiraten?"

Als Mann. Das Wort lag auf der Zunge; der Werber würgte es glücklich hinab. Doch, die Frage des Geschäftsmannes heischte Anwort.

„Der günstige Erfolg meiner Waldlieder —"

„Sie sind der Dichter der Waldlieder," unterbrach ihn Mildau. „Das freut mich. Doch aufrichtig gesprochen, lieber Freund, Waldlieder singt jeder Gimpel. — Ich bitte um Entschuldigung. Ich möchte Sie nicht beleidigen in einem Augenblick, da Sie mir bekennen, daß Sie das Wesen lieben, welches auch mir über Alles theuer ist. Und — Sie mögen es sogleich wissen — ich bin principiell der Verbindung nicht entgegen. Ich zweifle nicht, daß Sie lediglich nur die Persönlichkeit meiner Tochter bestochen haben wird. Doch hier müssen Sie nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit den Verhältnissen rechnen. Sie sind ein unbemittelter Mann;

meiner Tochter hingegen muß bewußt sein, daß sie das Kind eines vermögenden Hauses ist. — Vor kurzer Zeit erst ist in ähnlichen Verhältnissen eine Verbindung eingegangen worden. Ich kenne das Paar, es ist eines der beneidetsten der Stadt, und dennoch weiß ich, daß die junge Frau jetzt schon ihrem Gatten vorwirft: Was waren Sie, was hatten Sie, ehe ich Ihnen die Hand gab? — Freund, wie unangenehm müßte so etwas Ihr nobles Gemüth berühren! O, glauben Sie mir, auch in den sogenannten besseren Ständen gibt es niedrigdenkende Frauen."

„Aber, Herr Mildau —"

„Sie vertheidigen meine Tochter. Ich auch. Ich denke, Anna wird einen Gatten glücklich zu machen suchen. Doch, sollten Sie auf alle Fälle — und wäre es nur blos der Welt willen — auch Ihrerseits auf etwas pochen können. Sie verstehen mich."

„Ich verstehe," sagte Stammer. „Herr, ein zagender Bursche trat heute vor Sie; ein gekräftigter Mann sagt Ihnen hier seinen Dank."

Nach kurzer Zeit hatten sie sich getrennt, und die Flocken verhüllten bald die Spuren ihres Fußes.

Willkommen, Professor!

Die Zeit des heißen Harrens und Erwartens kann noch weniger als der Schlaf zum Leben gerechnet werden. Sie gibt nichts und erfüllt nichts. Und der Harrende erkennt sie nicht an, sucht sie zu überspringen, und da er das nicht kann, so ist er todt mitten in seinem Leben, ja, elender als todt, er ist in der Qual, bis ihn die Erfüllung seines Erwartens wieder auferweckt und erlöst.

— Diesen Winter — so hatte Anna später ihrem Gatten vertraut — diesen Winter vergesse ich nimmer. Die Tage waren traurig und finster, die Nächte wollten kein Ende nehmen. Du kamst so selten und bliebst so kurze Zeit und warst so ernst. Und da kam's mir in den Sinn, Du möchtest mich nimmer lieb haben. Mein Vater war noch herzlicher mit mir, als sonst; meine Mutter schickte mir mehrmals den Arzt, zu sehen, was mir denn fehle. Dem Arzt lief ich davon, sie suchten mich im ganzen Hause und ich stak in Ferdinand's Kleiderschrank. — Hätte damals Gott mein Gebet erhört, ich läge unter der Erde, und — nicht wahr, Gabriel — das wäre doch nicht gut.

Damit ist dieser Winter kurz und gut beschrieben.

Um die Osterzeit desselben Jahres war's, da machte ein neues Buch Aufsehen im Lande. Es war ein Lehrbuch über die Pflanzenwelt der Alpen. Das Buch war in Klarheit und mit erschöpfender Gründlichkeit geschrieben; es hielt sich nicht an die herkömmliche Form und Eintheilung eines derartigen Werkes; im Anhange „über die Psychologie der Alpenpflanzen" war der Poet zu spüren. In den Studirstuben der Gelehrten, auf den Prunktischen der Salons war das neue Buch zu finden; der Minister des Unterrichtes führte es in Schulen ein; der Verfasser erwarb sich durch dieses Werk den Titel Professor: eine Lehrstelle im Gymnasium wurde ihm angetragen. Der Verfasser hieß Gabriel Stammer.

Der junge Mann war aus der Verborgenheit gerissen. Die „Waldlieder" hatte man nur vernommen, wie man etwa auf Spaziergängen eine Drossel hört, ohne sie selbst zu sehen und zu verfolgen. Jetzt wurde Stammer mit Auszeichnungen überhäuft. Ein noch junger Mann mit so eigenartigen Schicksalen, ein Waldkind, und berühmt! Das zog an. Es kamen

schmeichelhafte Einladungen aller Art, manche Sirenenstimme rief ihn zum Genusse und Weltleben. Buchhändler machten sich an ihn, stellten ihm für weitere Werke glänzende Anträge.

Gabriel lehnte höflich ab. Leuchtenden Auges trat er in das Haus Mildau's.

„Willkommen, Professor!" mit diesen Worten empfing ihn der Kaufmann.

Anna beglückwünschte ihn herzlich, aber mit trauriger Miene zu dem schönen Erfolge.

„Den müssen Sie mit mir theilen, Anna," versetzte Gabriel fröhlich, „denn das Schönste, was in meinem Buche steht, das haben Sie gemacht."

Das Mädchen senkte sein Köpfchen, legte den gebogenen Zeigefinger an die Lippen und lispelte: „Sie sollen nicht spotten."

„Ich spotte nicht!" rief Gabriel lebhaft, „glauben Sie mir, Anna, der Gedanke an Sie hat mich ermuthigt und gestärkt, einen lange schon gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Wenn Sie meine Psychologie der Blumen einmal durchsehen, so werden Sie manchen Gedanken, manche Idee darin finden, die Ihnen bekannt ist, weil Sie, mein Fräulein, davon die Urheberin waren. Sie dichten und schaffen mit mir."

„O Gott, das kann ich nicht!" rief das Mädchen und hielt die Hände vor das blasse Gesichtchen.

„Ein Weib," sagte Gabriel, „das den Künstler durch die Liebe beseligt, hat den ersten Antheil an dem Gelingen des Kunstwerkes."

Nun konnte sich Anna Mildau nicht mehr beherrschen, sie fiel dem jungen Manne an die Brust, umschlang mit

beiden Armen bebend seinen Nacken und preßte ihr Antlitz, über welches Thränen rannen, an sein Herz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es klingelte ein Gerücht in der Stadt herum. Man gab ihm gern Gehör und trug es gern weiter, denn es hing viel Redestoff daran.

„Das Fräulein soll eine Schwärmerin sein."

„Wahrhaftig, ja; es ist ganz heillos in den jungen Menschen vernarrt."

„Sie soll ihm ja in's Gebirge nachgezogen sein."

„Davon weiß man nichts Genaues. Jedenfalls ist ihr Vater zum Ja gezwungen worden. Sie wäre im Stande und thäte sich ein Leid an."

„Mildau soll aber den Poeten wohl leiden können, hat sich einen Doctor oder Professor zum Schwiegersohn gewünscht."

„Und anderseits soll er wieder gesagt haben, sein Tochtermann brauche nicht Schulmeisterei zu treiben."

„Ja freilich, wenn zum Titel die Mittel kommen, dann hat's weiter keine Noth."

„Klingendes Geld mit einem klingenden Namen zu vermählen, ist eine vornehme Sach'. Es ist fabelhaft, wie dieser Naturbursche sein Glück macht!"

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. . . ."

So flattert das Geschwätz gern um die Wahrheit, wie der Falter um die Flamme. Aber den rechten Fleck trifft der Klatsch selten. Herr und Frau Mildau hatten ihr Ja ohne Nebenzweck gegeben — lediglich aus Liebe zu ihrem Kinde.

Des Waldpoeten Hochzeitstag.

Und an einem gottesfrischen, thaufunkelnden Maimorgen klang das Glöcklein einer Waldkirche.

Die Kirche stand eine halbe Stunde von Karnstein gegen die Einödwälder hin; sie stand auf einer Anhöhe und das weiße schlanke Thürmchen ragte über die dunkelnden Tannen und grünenden Lärchen, in denen die Amseln und die Finken und die Zeisige und die Meisen und die Lerchen trillernd, singend, jauchzend Hochzeit hielten.

Das neu und schöner erstehende Karnstein hatte sich festlich geschmückt; und seit der Ort besteht, das erstemal waren die Wege mit Besen ausgekehrt und mit hellen Blümlein bestreut.

Vom Bahnhofe her kam ein kleiner, aber seltsamer Zug. Ein paar stattliche Herren, etwelche schöne freundliche Frauen — Gabriel Stammer in ihrem Kreise. Und der alte Ferdinand Küßdenker, nimmer in Grau, sondern pechschwarz, glatt und glänzend auf und auf, eine Rose im Knopfloch, Glück im Herzen, Lust in den Aeuglein, — denn ihm zur Seite schwebte sein liebes Mädchen, sein Annchen im Brautschleier.

Er, der Ferdinand Küßdenker, liebender Jüngling seit Anna auf Erden — heute Bräutigam im Geiste. Er führte das herrliche Mädchen zum Altare. — So hatte er es seit jenem Gange in die Einödwälder bei siebenmal verschlossenen Thüren seines Herzens gewünscht; so war es gekommen. Er geleitete die Tochter seines Herrn und Freundes zum Altare — ihrem Erwählten entgegen.

Anna glitt, schwebte in ihrem zarten, schwanenweißen, myrtendurchwobenen Hochzeitskleide wie eine Aethergestalt dahin. Ihr mildes, blasses Antlitz, die dunkeln Wimpern ihrer großen Augen gesenkt, mit losen Locken, auf welchen

wie ein Heiligthum das grüne Sträußchen ruhte — so schwebte sie dahin. Der Schleier wallte wie ein leichtes Wölklein, das der nächste Lufthauch wird verwehen, über ihr Haupt. Hochklopfenden Herzens und doch kaum zu athmen wagend, um ihre süße Pein und Seligkeit nicht hinauszuschreien in den himmlischen Morgen, um sich nicht etwa selber zu wecken aus dem wunderbaren Traum — so schwebte sie dahin.

... Ich kann's nicht fassen, nicht glauben, es hat ein Traum mich berückt; wie hätte er doch unter Allen mich Arme erhöht und beglückt! ... So sann sie nach den Worten des Dichters.

... Mir war's, er habe gesprochen: ich bin auf ewig dein. — Mir ist's, ich träume noch immer, — es kann ja nimmer so sein ...

Sie zogen über die Felder, auf denen schon das Korn grünte, welches ein paar Wochen früher der Landmann gläubig und hoffend in die Erde gelegt hatte. Am Rande des Waldes stand ein Dornstrauch mit vielen Rosenknöspchen und mit vielen Thautropfen auf seinen Blättern. Am Rande des Waldes standen hohe Buchen, die eine schattige Pforte wölbten über den Hochzeitszug. Anna schwebte durch den dunkeln Wald, wie ein weißes Rosenblatt, wie eine wehende Schneeflocke — nein, diese Erde weiß keinen Vergleich mit dem milden, heiligen Wesen einer jungfräulichen Braut. Wie ein Wolkenhauch wehte sie dahin, und so oft durch das hohe Gestämme ein Sonnenstrahl auf die weiße Gestalt fiel, war es, als zucke ein goldener Blitz durch diesen Wolkenhauch.

Selbst die Vögel auf den Wipfeln wurden andächtig und wisperten nur leise. Aber zwischen den Bäumen her klang das Glöcklein hell und heller; und diesem Rufe folgte

der Zug, bis er auf dem stillen Waldanger stand vor der Kirche.

Aus dem Dunkel des kleinen Gotteshauses strahlten des Altars Lichtlein, und das liebfreundliche Bildniß Mariens war umwunden mit einem Kranze von weißen und rothen Rosen.

Als sie in die Kirche getreten waren, schwieg die Glocke.

Bis zum rothen Sammte der Altarstufen geleitete Ferdinand die Braut; dort that er noch einen kurzen, fast wirren Blick in ihr Angesicht und trat dann einige Schritte zurück. Denn an Annens Seite stand jetzt Gabriel mit dem Myrtensträußchen auf der Brust. — Er hob sein Auge gegen den Lichterkranz; sie neigte ihr Haupt zur Erde — was in ihrem Augensterne lag und was um ihre rothen Lippen zuckte — — es kann nicht aufgeschrieben werden.

Es kam der Priester. Er hielt eine kurze Ansprache, einen hellenisch heiteren Festgruß, lieblich stimmend mit den freudig bewegten Herzen und mit dem sonnen- und sangvollen Maimorgen.

Und als er die Stufe niederstieg, um das dreifache Ja zu hören, da waren die Wangen der Braut übergossen mit dem Gluthhauche der Rose, den eine niederrollende Thräne nimmer auslosch. Und als der Priester die goldenen Ringlein gleiten ließ über die Fingerspitzen, und als er — die Rippe Adams wieder einsetzend in dessen Seite — die beiden Hände in einander legte, da zitterte ein Sonnenfunke nieder durch die Kronen des Waldes und durch das Kirchenfenster auf die Häupter des jungen Paares.

„. . . Bist mein Geliebter
Du mir erschienen,
Giebst du, Sonne, mir deinen Schein! . .“

So hub jetzt plötzlich draußen zwischen den Stämmen ein Chor von Mädchenstimmen an zu singen, im Liede der süßen Braut um die Stirne windend der blühenden Myrte Zier.

Mildau hatte sich während der Feier mehreremale umgesehen nach dem Vater des Bräutigams. Der Heidepeter und Regina mit ihrem Manne aus dem Haberthurmhause standen in dem allerfinstersten Winkel der Kirche; der Peter wollte sich vor den vornehmen Herrschaften gar nicht sehen lassen, er wollte nichts, als das Paar am Altare schauen, und er mochte nun schier nicht glauben, daß dieses schöne junge Weib, so schön und lieblich wie „unsere lieben Frauen im himmlischen Saal" von nun an sein Kind heißen sollte.

— Wenn ein Brautpaar zum Traualtare tritt, so begleiten es die Himmlischen: die Sehnsucht und die Hoffnung. Darum ist dieser Gang so feierlich, so wundersam süß und doch so beklemmend, und fast schwankt die Erde. — Anders, wenn die Vereinigten aus der Kirche schreiten; da fühlen sie unter ihren Füßen den festen Boden des irdischen Glückes, und die Stimmung ist eine weltliche, leichtlebige, bisweilen sogar übermüthige.

Gleichwohl in den schweren Banden jetzt, „die nur der Tod kann lösen", fühlten sich Gabriel und Anna frei und wie neu geboren zu einem Leben, das keine Noth mehr kennt, das erhaben ist und vollkommen — eine ewige Burg des Glückes. — Arm in Arm verschlungen gingen sie aus dem Kirchlein und durch den Wald. Sie gingen etwas gesondert von den Hochzeitsgästen, und thaten nichts, als sich in's Auge blicken und selig lächeln.

„. . . . Ich kann's nicht fassen — ich kann's nicht glauben!" lispelte Anna, „es hat ein Traum mich berückt".

„Ach!" rief Gabriel, sie an seine Brust pressend, „wie hast Du doch unter Allen, mich Armen erhöht und beglückt!"

— — — — — — — — — — — —

Der alte Heidepeter hatte dem Brautpaare als Hochzeitsgeschenk ein lebendiges Rehlein gebracht. Anna hatte nun, als sie beim Mahle saßen, das zahme Thier auf dem Schoß, ließ sich von ihm das bräutliche Kleid zerdrücken, herzte es, gab ihm die allerzärtlichsten Kosenamen — wohl dem Bräutigam vermeint.

Und die Sänger von Karnstein sangen:

„Der Mai, der schön' Mai
Ist erfreuliche Zeit,
Ist die ganz' Welt voll Lieb'
Und voll Lustbarkeit.

Im Wässerlein glänzt's,
Und im Röselein drein,
Und die Vögelein schrei'ns,
Daß Du mein sollst sein!

Ist eine ewige Schrift:
Dich lieben, Dich lieben!
Der Adam im Paradies
Hat's unterschrieben."

— — — — — — — — — — — —

Der Abend.

Das Jagdhaus im Ring war oftmals schon Gegenstand geheimer Wünsche des Waldpoeten gewesen. Das Haus stand gegen die Schroffen hin mitten im Walde, auf einer Lichtung, der Ring geheißen; es war — wie in den Märchen alle verlornen Königsschlösser der Wildnisse — im Spitzbogenstyl

gebaut. Wilde Rosenhecken umwucherten das Gebäude und hundertarmiger Epheu stieg an den grauen Wänden hinan bis zu den schmalen Fenstern, in welchen die klaren Zellenscheibchen funkelten. Das Gebäude stand auf der Anhöhe einer Au, um welche in einem weiten Ring die hohen, finsterbeästeten Stämme des Waldes ragten. Das Haus mit den Revieren war Eigenthum eines Großen des Landes. Ein alter Forstwart bewohnte es; nur zur Zeit der Jagden kamen die Herren aus der Stadt, um etliche Nächte in dem wohnlichen Waldhause zu schlafen.

Gabriel hatte sonst selten müßige Wünsche; aber in diesem Waldasyle — das ließ er sich nicht nehmen — müßte es gut weilen sein. —

In dieses Jagdhaus hatte am Abende ein Wagen das Brautpaar gebracht. Ferdinand Küßdenker führte selbstbewußt wie ein Hauswart — das Paar in die Gemächer. Hier brannten zwischen den Jagdgeräthen und Hirschgeweihen in silbernen Leuchtern schon die Kerzen. Da war ein Saal in alterthümlicher Art eingerichtet, doch stand ein Clavier und ein Bücherkasten drin, und auf einem Nußbaumtischchen fanden sich zwei Zithern. Da war ein Speisezimmer, und in demselben ein Täfelchen fein gedeckt. Da war ein Cabinet, dessen Fenster auf die finsterste Partie des Waldes hinausging. Da war ein Gemach mit zwei Himmelbetten, in welches Anna bei dem ersten Gang durch das Haus nicht eintrat; sie blieb im Cabinete zurück und blickte sinnend aus gegen die stillen Wipfel des Forstes, die mit ihren ungezählten Zacken und Spitzen in den klaren Abendhimmel aufragten.

Als sie so in flüchtigem Laufe die Wohnung besehen hatten, rieth Ferdinand dem jungen Ehepaare, daß es sich ein wenig zu Tische setze.

Ein Glas Wein darf Braut und Bräutigam zu solcher Weile nicht verschmähen. Dabei fand sich noch ein Uebriges.

Auf dem Tische lag ein Brief von Vater Mildau, folgenden Inhaltes:

„Meine Kinder!

Ich hoffe, daß Ihr mir die durch mich angezettelte Entführung in den Wald gern verzeihen werdet. Das Jagdhaus ist gepachtet, doch laßt es Euch darin behagen, bis das eigene Landhaus fertig sein wird, zu welchem freilich noch kein Grundstein gelegt worden, weil es Eure Sache ist, den Platz dazu zu wählen. Um Euer Liebesglück und Eure Lebenspoesie zu vervollständigen, erlaube ich mir, hier eine kleine Beilage anzubiegen. In Kürze Euren Besuch in der Stadt erhoffend mit fröhlichem Glückauf! Euer Vater Josef Mildau."

Die „angebogene Beilage" bestand in einem kunstvoll gearbeiteten Stahlkästchen, in welchem sich Dinge befanden, die — als wie prosaisch sie auch verschrieen sind — „zur Vervollständigung der Lebenspoesie" allerdings viel beitragen.

Die Gabe war liebreich und groß. Die seltsame Stimmung aber vermochte sie nicht zu zerstreuen, die Annens Brust heute beengte.

Sie hatte ihn doch so unsagbar lieb. Nur ihm, ihm allein anzugehören, war stets ihr Gebet und ihre Sehnsucht gewesen. Und jetzt, da sie allein an seiner Seite saß, im stillen, waldumfriedeten Hause, jetzt —

Als sich der alte Ferdinand anschickte, sein Kämmerlein zu suchen, bat Anna, daß er noch bleibe. Heute das erstemal that er ihren Willen nicht. Ein sonderartiges Gutnacht

lispelte er, dann schlich er davon und zog die Thüren leise, aber fest hinter sich zu.

Von diesem Augenblicke an sagte Anna kaum ein Wort mehr. Recht schweigsam saßen sie denn da und eine altväterische Pendeluhr tickte laut und lauter, so, daß es schließlich zu hören war, als schreite ein geharnischter Ritter mit eherner Gleichmäßigkeit durch den Saal. Da rückten sich die Leutchen näher.

Ein Fensterflügel glitt in der Abendluft leise auf und zu. Da kam's jählings — über die Wipfel herangezittert durch die Nacht, wie Harfenklang.

Männerstimmen sangen im Walde ein Lied. Die Worte waren kaum zu verstehen, nur die letzte, die schalkhafteste Strophe kam, wie auf einem eigenen Lufthauch herübergeschifft, zum offenen Fenster:

„— Bin ich voll Verlangen,
Noch zum Herrgott 'gangen:
Därf ich's Dirndl liab'n?
— Ei ja freilich, sagt er und hat g'lacht,
Z'weg dem Bliaberl hab ich
S' Dirndl g'macht . . .“ “

Die Töne waren verzittert. Ueber dem finsteren Gestämme lag die Ruhe des Sternenhimmels. Ein Luftzug durch das Fenster blies die Kerze aus.

Wie sie Honigwochen hielten.

Unter Gabriel's Papieren finden wir ein Blatt, auf welchem Folgendes geschrieben steht:

Den lieben Gott selber nimmt man bei der Hand und nennt ihn Bruder und dankt ihm, daß er Einen nicht zum Engel, sondern zum Menschen gemacht hat.

„Soll denn eine Zeit kommen, wo Honigwochen nicht mehr sind?“ fragt sie dich, die Geliebte, die Einzige, die Angetraute.

Du sitzest in leichtem Hauskleide neben ihrem Bette und blickest das holde Wesen an — es ist so zart, so weiß, die reiche Fülle der Locken umrahmt das Antlitz, die langen Wimpern verhüllen das Kleinod des Auges; ein wenig entfaltet ist das Lippenpaar — leise aus und ein den Athem ziehend — deines Frühlings warmen Hauch; auf dem Busen wiegt die zarte Hand sich im sanften Aufundnieder ...

Der erste Morgen!

Jetzt schlägt sie die Augen auf, sieht dich und macht sie wieder zu. An euren Wangen ist Morgenroth. Deinen Mund zieht's nach ihren Lippen!

Draußen ist Sommertag. „Komm mein Lieb', wir gehen in's Freie.“

„Aber — heute nicht unter Leute,“ flüstert sie.

„Also in den Wald. Ja, Herz, Du hast Recht, es wird keine Zeit kommen, da diese Tage nicht mehr sind.“

Ihr wandelt die Wege, die ihr gestern gegangen seid, mit den Myrten und mit den Lilien. Das ist aber nicht mehr derselbe, es ist ein anderer Weg.

Gestern und heute!

Und merkwürdig ist ihr Blick, nicht wahr? Du hast bisher keinen solchen Blick ihres Auges erfahren — so verwirrt, so vorwurfsvoll, so verzeihend, so innig, so befangen — ein merkwürdiger Blick.

„Schau,“ sagt sie, „jetzt trägst Du eine Ehemannsseele in Dir!“

„Ja,“ sagst du, „jetzt leb' ich zwei Leben. Ist das eine unpaß, so hüpfe ich auf das andere hinüber. Mach' Du es auch so.“

„Ich bin schon drüben," antwortet sie.

Dann wendet ihr euer Angesicht gegen das Blau, welches zwischen den Zelten des Tanns blinkt. Ein weißes Wölklein schwimmt vorüber; ein munteres Vöglein hüpft in den immergrünen Gabeln, pickt in den Samengehäusen der Zapfen. Waldbienen summen und klingen — wären Saiten gespannt an den Stämmen, so müßten sie klingen. Du schließest wohl halb die Augen, um neben dieser äußeren Welt auch noch die innere zu schauen. Du öffnest halb die Lippen, um die Waldesluft in deine Brust zu trinken.

Sie hat ein Doppelpflänzchen gepflückt, an welchem zwei große Erdbeeren hängen, sie legt dir das Sträußchen so in den Mund, daß eine der Beeren zwischen die Lippen sinkt. Dann neigt sie sich zu dir und saugt mit ihrem Munde die zweite Beere von dem Sträußchen. Dann liegt auf deinem Schnurrbärtchen nur mehr der Zweig mit seinen grünen Blätterherzen. — So liebt ein junges Paar Erdbeeren zu pflücken.

Ihr schreitet tiefer in den Schatten und suchet die dunkelsten Büsche auf. Sie ist im Herzen ein Kind und freut sich an einem Neste der Wildschnepfe; aber sie rührt kein Hälmchen an, und willst du es thun, so hält sie dir den Arm zurück; und willst du dir den kunstvollen Bau des Nestes besehen, so breitet sie ihr Händchen darüber aus. Du bist allzu gierig. — Himbeer- und Brombeergesträuche hat seine Dornen und Hecken; da bleibt sie wohl bisweilen hängen mit ihrem luftigen Kleide. Je mehr sie sich wendet und bückt, um sich zu erlösen, desto vielfältiger wird sie umstrickt. Du befreist sie gern, bist aber nicht uneigennützig genug, um auf den Sold zu verzichten, den du dir in baaren Küssen selber holst. Muß sie denn Alles zahlen und Alles

geben! Schon am ersten Tage! — Was soll sie morgen für dich haben und im nächsten Jahre und in aller Zukunft? — Du fragst heute nicht, mein Freund, und ich antworte dir doch. Heute beglückt dich ihrer Liebe Kindlichkeit und Ergebung, morgen berauscht dich ihrer Liebe Gluth, auf's Jahr beseelt dich ihr Mutterglück und ihr Opferwille, in aller Zukunft bleibt dir ihre Treue: sie lebt für dich, sie duldet für dich, sie stirbt für dich. Du liebst sie, weil sie deine Lust ist, sie liebt dich, weil sie für dich leiden wird.

Weiter hin in der Sonne wächst das immerblühende Kraut der Eriken: des Waldes Lorbeer, die edle Pflanze der Preißelbeere glänzt darunter. Dazwischen wiegen die goldfarbigen Liebfrauenschühlein, an denen die Hummeln und Bienen gern Honig sammeln. So mag es sich ja zutragen, daß auch ihr euch einmal in das Kraut der Eriken und der Preißelbeeren legt und der Sonne volles Anrecht laßt auf eure Glieder. Ameisen rieseln geschäftig über eure Kleider hin, kleine und große Schmetterlinge gaukeln vor euren Augen, einer ist dabei, der will sich in's Lockenmeer des jungen Weibes setzen — aber du jagst ihn fort.

Arg drohen euch die Thiere in ihr Bereich zu ziehen. Ihr ruht auf einem Wald im Kleinen, auf einer Welt im Kleinen; in ihren Schattentiefen ruhen und weben andere Wesen, die sind jung, da ihr euch niederlasset, und sind alt, bis ihr euch erhebt. Während einer einzigen Spanne eures süßen Lebens haben die da unten im Heidekraut und im Gemoose geworben, geliebt, gelitten und gestritten. Idealisten sind darunter, die streben höheren Welten, vollkommeneren Wesen zu und kommen — zu euch herauf. An deiner Stirnlocke sehe ich eine junge Kreuzspinne sitzen. Sie blickt mit

ihren vielen Augen hinüber zu deiner Liebsten, sie möchte gern drüben sein, aber es ist keine Brücke gezogen . . . Soll sie doch warten, bis ihr selbst die Brücke baut und eure Häupter sich innig nahen? Sie will vorlang nicht müßig sein; sie spinnt einen langen Faden, so fein, so unsichtbar, wie die Ahnung der Jungfrau. Ein Lufthauch weht und trägt den Faden hinüber in's zarte Gelock deiner Gesponsin und nun ist die fliegende Brücke vollendet. Du schaust der Liebsten unersättlich in das große Auge. In deiner Brust wehen die Schauer des vollsten Lebens, mit den Lippen begehrst du zu küssen, mit den Armen ihren weißen Nacken zu umwinden. Jetzt gewahrt sie auf dem fliegenden Faden hastig die Kreuzspinne nahen — entsetzt springt sie auf — lachend eilt sie über das Heidekraut.

„Ach, Kind," sagst du, „hättest sie gewähren lassen, sie hätte uns neu verbunden und verflochten, sie hätte uns eingewebt in ihren himmlischen Schleier!"

Ihr seid der Erde und verschmäht den Himmel: so verhüllen euch der Bäume Kronen sein unendliches Blau, das nur die Sehnsucht mißt. Auch euere Sehnsucht hat alle blauen Himmel durchmessen und hat — zur Erde wiedergekehrt — ihr Ziel gefunden.

Die Rinden des Gestämmes sind gerissen, durchfurcht und durchgraben, das sieht aus, wie eine Hieroglyphenschrift. Kannst du sie lesen? Euer Morgen mag hier aufgeschrieben sein, eure Zukunft. „Ewig vereinigt, ewig beisammen!" so jauchzt ihr heut in Hymnen; aber einst kann ein Tag sein, da Eins von euch Beiden allein die Pfade wandelt — weinend oder jubelnd! O, geht rasch vorbei an diesen Hieroglyphen. — — Seht, dort grast ein Reh. Es sieht euch wohl, aber flieht euch nicht, es weiß ein Mensch an diesem Tage tödtet

nicht. Ihr seid des Lebens Frucht und seid des Lebens Keim, ihr seid heute das Herz der Welt ....

Bis ihr den Weg nach dem heimatlichen Dache antretet, dämmert es. Leuchtwürmchen funkeln euch entgegen; dein liebes, großes Kind verbirgt davor die Hände, weil es glaubt, die fliegenden Funken könnten sie brennen. Bald aber wird sie kühn, fängt gar eines der strahlenden Käferchen ein, stellt es fürsorglich auf die Spitze ihres Zeigefingers und leuchtet dir mit solcher Kerze in das Gesicht. Bei diesem Lichte lugt ihr euch nächtlicher Weile in die Augen.

Nach Hause gekommen, könntet ihr beobachten, wie eine verzweifelte Köchin die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Die Brühe veraltet, der Braten verdorben, der Pudding vertrocknet! Leichtfertiges Volk, ihr habt das Mittagsbrot vergessen! — Ein schuldlos Huhn muß Alles bezahlen, ihm kostet dieser Abend das Leben. Um so fröhlicher lodert das eure auf. Rheinwein! Eine Flasche ist heute zu wenig. Du schenkest wacker ein, ihr stoßet die Kelche an. Diese sind noch gut zu leeren. Euer Wohl! ...

Und soll ich euch weiter begleiten? ... Ah, du winkest! Ich verstehe dich! — — —

Zu wem Gabriel das wohl gesprochen hat? — Er sagte es zu einer Stunde, da er mit sich allein war.

Ein Schatten im sonnigen Tag.

Vom Jagdhause aufwärts hinter den Hochleuthlehnen ist ein tiefer Grund, in welchen sieben Schluchten ausmünden. Jede dieser Schluchten bringt ein leise rieselndes oder lautrauschendes Wildbächlein mit sich. Drei dieser Wässer bilden Fälle über terrassenförmiges Gewände; und das Plätschern

und Sausen davon ist weithin zu hören, und ein kühlender Wasserstaub durchweht den Tann, so daß an den spitzen Nadeln immer regenbogenfarbige Perlen hängen. In der Thalung, wo diese sieben Bäche zusammenrinnen, liegt ein See, der Stern geheißen. Die Umgebung des Sees ist theils schwarzer Hochwald mit unzähligen, vom Wurme geknickten, gespaltenen Stämmen, die allen Ausweg versperren und von berückender Wildheit sind; theils steiniges Gehänge, an welches sich wildes Rosengehäge und anderes Laubwerk emporwindet. Darüber herein leuchtet an freundlichen Tagen gar schön die Sonne auf den See, von dem keine Farbe anzugeben ist, weil er alle besitzt vom lichtesten Blau an bis in's dunkelste Grün — je nach der Stimmung des Himmels, je nach der Tageszeit, je nach seiner Tiefe. Von den Ufern hinaus schimmern eine Weile noch die grünlichen Steinchen. Weiterhin ist von den wenigen Waldleuten, die zu seltenen Zeiten hieher kamen, der Grund nicht entdeckt worden.

Es ist ein gar versteckter Ort, der nur durch einen einzigen sich durch sträubende Büsche und rauhe Felsblöcke schlingenden Fußsteig erreichbar ist. Der Abfluß geht durch eine enge zerrissene Kluft und bildet eine unüberwindliche Pforte zum Stern.

Diesen See suchte unser junges Paar gern auf, wenn es von seinen Ausflügen an der Hochleuth niederstieg. Ein kleiner grüner Rasenplatz am Ufer, ganz mit bemoosten Felsblöcken und blühenden Dornbüschen umfriedet, war ausschließlich Annen's Eigenthum. Hieher durfte ihr Gabriel nicht folgen, denn hier stieg Anna in die blaue Fluth.

Gabriel hatte sich einen anderen Winkel des Sternes ausgewählt, und zwar in der Nähe eines Wasserfalles, der,

ein schimmernder Schleier, von der Wand in den See stürzte, und so den schönen glatten Spiegel in einem weiten Kranze hin erregte. Hier schleuderte der junge Mann in übermüthiger Lust Stück für Stück der Kleider von sich, und als er frei war von all' den gewebten, gewundenen Fäden, die ihn noch mit der Cultur verbunden hatten, sprang er in dem Schleier des Wasserfalles hinein oder stürzte sich kopfüber in die Wellen. — Gut, daß ihn Anna nicht sehen konnte, ihr wäre bange geworden, denn die Fluth, die sich über dem ebenmäßigen, lust- und lebendurchglühten Menschenkörper geschlossen, that sich nicht mehr auf; und immer stürzten die Bänder des Falles nieder, und weithin zitterte der See — aber der Badende tauchte hier nicht mehr empor.

Der gewandte Schwimmer strebte einer Wassernixe zu ... und war ihm schon verboten, die Einsamkeit des Rosengestades zu verletzen, so tauchte er doch im Wasser plötzlich neben seinem plätschernden Weibchen auf; und Anna saß in der Fluth und suchte den Eindringling durch Wellengischten zu verscheuchen. —

Eines Tages rüsteten sie sich zu einer Partie in die Wildschroffen.

Selbstverständlich suchten sie die allereinsamsten Wege auf. Ihre Liebe beleuchtete die Felsen; sie sahen Alpenglühen, auch wenn die Pelze der Nebel sich über die Berge schmiegten.

Es war im Gebirge tagelanges Unwetter gelegen, nun es sich löste, leuchtete auf den Höhen der Schnee. Züge von Heerden trachteten niederwärts; unser Pärchen stieg rüstig und lustig bergan — dem Himmel näher, den Himmel im Herzen.

Als sie zum Schnee kamen, jubelten sie; ein solches Weiß, umsäumt von dem grünen Grunde des tieferen Waldlandes, hatte Anna noch niemals gesehen.

„Könnte ich dichten," sagte sie, mitten im flaumigen Schnee, „auf dieses weiße Blatt schriebe ich ein Gedicht."

Allzulange waren sie nicht heiter. Sie verloren im Schnee die Spuren des Weges, sie kamen in ein Gewirr von Steinblöcken hinein. Gabriel — der Alpenkundige sonst — wollte es lange nicht gestehen, daß sie den rechten Weg nicht mehr unter den Füßen hätten. Die Gesponsin sagte: „Mein Liebster Du, setzen wir uns hier auf diesen Stein zur Rast; dann kehren wir um und bleiben wohlgemuth."

So thaten sie, stiegen dann in eine Schlucht hinab, in der sie eine bestimmte Richtung des Pfades zu finden hofften. Sie gingen eine Weile die Schlucht hinaus und hatten zur Rechten und zur Linken schauderhaft wilde Wände, an denen sich kein Schnee hielt und keine Gemse, an denen nur zwei Wanderer emporzuklettern vermochten: das Auge und der Gedanke.

Endlich standen unsere zwei Leutchen still, und blickten sich an. Die Schlucht mündete in einen Abgrund aus. Am Felsen, wo sie standen, prangte eine Holztafel: „Hier ist Martin Scheiker auf der Gemsjagd durch einen Sturz verunglückt. Nach vier Tagen konnte sein zerschmetterter Leichnam aus der Tiefe gehoben werden." — „Keine Bitte um ein Vaterunser," sagte Gabriel.

„Hier geht kein Weg vorüber," sagte Anna, „wer soll hier denn beten?"

Gabriel schwieg. Er glaubte in ihrem Worte einen Vorwurf zu hören.

Anna blickte ihn lange an, schlich dann ganz nahe an seine Seite und hauchte: „Bist Du mir böse?"

„Du mir diese Frage!" rief Gabriel, sie stürmisch an seine Brust drückend; „aber," setzte er kleinlaut bei, „Martin Scheiker ist der beste Kletterer in der Gegend gewesen."

Sie setzte sich auf eine Felsbank; sie milderte das Stoßen ihres Athems und wollte nicht zeigen, wie sehr sie erschöpft war. Endlich legte sie ihre zarte Hand in die seine und flüsterte: „Ich möchte wohl gern noch ein wenig leben."

Vor die Sonne hatten sich Wolkenbänke geschoben; über das Riff nieder fegte ein scharfer Wind.

Gabriel versicherte, daß ihm warm wäre und legte sein Reisetuch doppelt über ihre Schultern.

Ein Steinfalke schoß über sie hin; sonst war Oedniß.

Gabriel fühlte eine unermeßliche Wucht auf seinem Herzen, da er die zarte Pflanze betrachtete, die ihm, dem Bergsohne vertrauend, hier im Gesteine athmete.

Plötzlich gellte schlagartig, ohne allen Nachhall ein Schuß in der Schlucht. Erschreckt fuhr Anna empor, wendete ihr Gesichtchen gegen die Richtung hin und schrie: „Jesus Maria, da unten steht er!" Und lachend setzte sie hinzu: „Der leibhaftige Schwarze!"

„Na, der fehlt uns gerade noch," sagte Gabriel. Und siehe, dort hinter den Felsblöcken — eine wüste Gestalt mit kohlschwarzem Antlitz, in welchem ein paar glühende Augen funkelten. Da sie aber einen Kugelstutzen in der Hand trug und einer gestürzten Gemse zuhastete, so sagte Gabriel: „Der Teufel, Gott Dank, ist das dieweilen noch nicht, aber ein mit Ruß bestrichener Wildschütze."

Kaum dieser Unterricht gegeben, waren sie von dem unheimlichen Manne bemerkt worden. Im ersten Augenblicke machte er Miene zu fliehen; im zweiten wendete er sich mit einigen Schritten gegen das Paar und rief mit gar heiserer Stimme: „Wollt' der Herr und die schöne Frau so gut sein und dem Jäger sagen, ich wäre da den Berg hinaufgesprungen. Er ist gleich da. Gelt, der Herr und die Frau wollt'

so gut sein...?" faßte die noch zuckende Gemse über die Achsel und sprang damit, daß es in den Felsen klang, von Zacke zu Zacke, das schwarze Gewände hinab gegen die Tiefe.

So lange sie ihn springen sah, hielt Anna den Athem an und als er im Geschütte verschwand, hob sich ihre Brust, als wäre mit dem Wilderer auch sie selber gerettet. Das todte Gemslein hatte sie freilich auch bedauert, aber in einem der „Waldlieder" hieß es:

„Manch' flinkes Thierlein bringt der Hunger um,
Der Hunger des schleichenden Schützen . . ."

Und wie der Schütze berechnet: schon stand der Jäger mit Weidtasche, Griesbeil da und hielt den Finger an das Schloß des Gewehres.

Auf die Bitte des jungen Paares wies er ihnen kurz einen Steig, der zwischen den scheinbar zusammengewachsenen Wänden durch in die Niederung der Matten führen sollte. Dann fragte er hastig, ob nicht ein Schuß gehört und ein Wildschütze gesehen worden wäre, und welche Richtung dieser eingeschlagen hätte.

Gabriel hob schon den Athem, um durch die Andeutung der Gegend dem Wilderer die strafende Gerechtigkeit nachzuschicken. Doch stieß ihn Anna mit dem Ellbogen in die Seite, just an die Herzrippe hin und wieder wach wurde sein eigenes Lied: „vom Hunger des schleichenden Schützen."

„Ein Wilderer wäre der Mann gewesen?" versetzte Stammer, „nun, der ist da über den Berg hinaufgefahren."

„Schön Dank!" entgegnete der Waidmann und eilte flink die steinige Lehne hinan und Anna — sonst ja zutiefst in der Seele abhold allem Bösen — freute sich kindlich, den schwarzen Mann mit der erlegten Gemse gerettet zu haben.

Sie hatten dann arge Wege zu wandeln, über scharfes Gestein und loses Gerölle, durch spießigen Zirm, ferner unter dräuendem Baumgefälle hin, das der Sturm gerissen hatte. Anna, die sich so sehr auf die Alpenfahrt gefreut hatte, blutete an Händen und Füßen. Ihr liebes, junges Herzchen aber war lustig und froh und jauchzte, als sie in der Abenddämmerung den Fensterschein einer Hütte sah. Eine Hütte auf der stillen Matte; da wollten sie einkehren und das süße reine Glück des hellenischen Arkadiens in vollen Zügen trinken.

Anna trat mit schalkhafter Entschlossenheit zuerst in das Haus, doch blieb sie in der Thüre und der fröhliche Gruß ihr in der Kehle stecken. Sprachlos wendete sie sich ihrem Gatten zu.

Der Schein, welcher die Nahenden durch die Fenster gegrüßt hatte, kam von einem Oellichtlein, das in einem Wasserglase flackerte. Die Lampe stand an der Wandbank, zu Häupten eines todten Menschen.

Der Todte war mit einem Leinentuch bedeckt gewesen, aber in dem Augenblicke, als das Paar eintrat, stand der Mann mit dem kohlschwarzen Gesichte davor, hielt das Tuch am Kopfe zurückgeschlagen und blickte in das fahle Antlitz einer Frau.

Gabriel wollte sich wenden, da schritt schon der Schwarze gegen die Thür und sagte: „Thu' sich die Herrschaft nicht schrecken. Wir haben uns oben schon gesehen."

Es war in diesen Worten etwas Anheimelndes; was sollten sie auch sonst zur nächtlichen Weile, als in der Hütte bleiben?

„Redlich wahr," sagte der Schwarze, während er bestrebt war, den Ruß vom Angesichte zu waschen, „mich thut's

gefreuen, daß ich Unterstand und klein Ding Warmes bieten kann. Der Herrschaft ihre heutige Lug', denk' ich, wird der himmlische Vater mehr estimiren, als drei Psalter in Zell. Hätt' mich der Jäger ertappt, kunnt morgen der Ehmann seinem Weib nicht zum Grab mitgehen. — Hannerl mach' ein Essen!"

Jetzt trat aus der Nebenkammer ein halberwachsenes, sehr verstört aussehendes Mädchen. Es hatte blutige Hände, es war mit der Gemse beschäftigt gewesen. Nun machte es ein Herdfeuer an.

„Ist die Tochter, das," stellte sie der Mann vor, „sie ist dabei gewesen. — Hannerl, das Mehl ist im Mehlschrank und nicht in der Salzbutten. — Mein Gott, sie hat so viel den Kopf verloren. Eine schauderhafte Sach' ist's gewesen. Wer wollt' so was glauben!"

Dem jungen Paare wurde völlig bang. Es athmete sich schwer; schien es doch, dem Lichtlein selber ginge es nicht besser im Glase. Anna ließ Gabriel's Hand nicht einen Augenblick los. Sie hatte Aehnliches noch niemals geschaut, und das war kein hellenisches Arkadien.

„Ist Euer Weib?" fragte Gabriel den geschwärzten Aelpler, „ist wohl schon eine betagte Frau gewesen?"

„An ihren Tagen ist sie nicht gestorben," antwortete der Mann, an dem mittlerweile aus der Schwärze ein gutmüthiges Gesicht hervorgekommen war. — „Hell erfroren ist sie uns . . ."

Das prasselnde Herdfeuer verlieh dem Antlitze der Todten noch einmal den röthlichen Schein des Lebens. Allzuspät!

„Haben ihr abgerathen," fuhr der Aelpler fort, „bei dem groben Wetter auf den Sattel zu gehen. — Speik

wollt' sie haben, und so Zeug mehr; ist mit dem Korb davon. Das Hannerl geht mit ihr; allzwei im Sommergewand — 's ist eine Leichtsinnigkeit gewesen, gar nichts anders, der Pfarrer sagt's auch. — Thu' die Herrschaft jetzt was essen. Gott gesegne! Wie schaut sie denn aus heut', die Suppen?"

Freilich war die Suppe nicht in der Ordnung. Anstatt Salz ein Löffel voll Asche war hineingeworfen worden.

„Jesses und Joseph!" murmelte der Mann, „letztlich wird sie mir noch närrisch! leicht kann's sein!"

Gabriel und Anna aßen etwas Brot und tranken Wasser.

„Da hat sich etwas Böses zugetragen," sagte Gabriel.

„Hannerl," rief der Mann, „setz' Dich auf den Zuber und erzähl's noch einmal."

„Ich bleib' beim Herd," wimmerte das Mädchen, „mir ist so viel kalt."

„So bleib' beim Herd; wir wollen Dich schon verstehen."

„Ja, ja," sagte das Hannerl, „ich weiß nimmer, wie ich anheben muß."

„Auf dem Schafsattel oben habt Ihr Wurzeln gegraben . . ." leitete ihr Vater ein.

„Auf dem Schafsattel oben haben wir Wurzeln gegraben," sagte das Mädchen. „Wir haben halt nicht auf die Höh' geschaut, und gäh ist der finster' Nebel da und der Regen. Der eiskalt Regen und die Nacht. Wir wollen heim zu und versteigen uns in den Wänden. Nicht so weit, wie da vom Herd bis zum Tisch haben wir gesehen. Frei mit Messer hätt' Eins den Nebel schneiden mögen. Eine Höhlen finden wir, da tappen wir uns hinein. Naß bis auf die Haut; der Wind hat schauderlich geschnitten; der Schnee ist in die Höhlen geflogen. — Jetzt, die Mutter, die —" sie schürte mit einem

Asthaken in der Gluth, daß die Funken sprühten, „die Mutter, die —“

Sie stockte wieder.

„Mach', Hannerl, erzähl's in Gottesnamen!“ sagte der Mann.

„— ist eine Weile still neben mir, und dann sagt sie: Kind, heut' ist mein letzt' End! — und hebt an zu zittern am ganzen Leib. Heiliger Schutzpatron Valentin! denk ich', wenn sie jetzt ihr Hinfallend kriegt!“

„Die Fallsucht hat sie so viel gehabt, die arme Haut,“ schaltete der Vater ein.

„Und 's ist nicht anders gewesen,“ fuhr das Mädchen fort. „Ich meine hell, der ganz' Erdboden hat geschüttelt, wie es die Mutter jetzt reißt und stoßt. Ihre Zähn' hör' ich scharren, daß es mir gerade durch und durch geht. — Ich will sie mit beid' Händen festhalten; — keine Menschenmöglichkeit. — Nachher, auf einmal ist sie still gelegen ...“

„Hannerl!“ rief der Mann, sein Kind aus der Betäubung des Schmerzes weckend.

„Mutter, Mutter!“ schrie das Mädchen wild auf, „heiliger Jesus, was ist denn das? — Versterben! Versterben!“

Anna schauerte an Gabriel's Brust zusammen.

Nach einer Weile, als das Mädchen einen Schluck Wasser zu sich genommen hatte, stand es auf, ging gegen den Tisch und sagte leise: „Jetzt hab ich's verspürt, die Mutter wird kalt und starr. So sitz' ich bei ihr in der Nacht und im Sturm und bete zu unserer lieben Frau. Mich schüttelt's wohl auch. — Ja, Leut' und da hör' ich was rauschen in der Luft. Das ist kein Sturmwind ... etliche Raubvögel flattern zu meiner Mutter Leib. — Tschuh! sag

ich; mit beid' Händen hab' ich müssen fechten, daß das schauderlich Gethier nicht hat angepackt."

Das Mädchen zerrte an seinen wirren Locken. Jetzt trat Anna zu ihm und legte den Arm um seinen Nacken und wollte es trösten — da huben sie Beide zu weinen an. Doch ruhiger wurde das Hannerl, als es das Köpfchen an jene süße Brust legen durfte, die das mitleidsvollste und trostfreudigste Herz in sich getragen hat. —

„Die Todtenvögel," bemerkte später der Hüttenbewohner, „die Todtenvögel haben mir mein Kind gerettet. Das fortwährende Abwehren und die Angst hat es ein Eichtel erwärmt. — Wir haben sie dann zur Morgenfrüh neben der gestorbenen Mutter gefunden. Ich sag's aber, das Hannerl, zu erkennen ist's nimmer. Glaub's gern. Die schreckbare Nacht! — Geh' jetzt, Kind, leg' Dich in das Bett. Wenn die Leut' kommen, so sollen sie sich selber die Mahlzeit kochen."

Anna blickte ihn fragend an.

„Morgen werden wir das Weib halt auf den Freithof tragen," sagte der Mann, „und das darf mir die Frau und der Herr wohl glauben, ich bin kein Solcher, daß ich gleich zum Zeitvertreib mit der Büchs' ging. Wär' zu einem Todtenessen, wie es schon sein muß, die Sach' im Haus, so hätt' ich sicher das Gamsel nicht geholt."

Da war wohl auch nach Gabriel's Sittenlehre die Schuld des Schützen geschlichtet.

Anna wollte sich hierauf in die Sache mischen und das Mahl bereiten helfen, aber sie zitterte selbst in der Seele und der Rosenhauch ihres Angesichtes war vergangen. Es war christlich von dem Hüttler, daß er seinen Gästen im Dachraume die Schlafstätte anwies.

Anna sank bald in den Frieden. Gabriel wachte und hörte, wie unten Leute kamen, wie Weiber um das prasselnde Herdfeuer wirtheten, um das Fleisch der erlegten Gemse zu bereiten, und hörte, wie Männer den Deckel des Sarges festnagelten. Er legte der lieben Schläferin beide Hände an die Ohren, auf daß sie nicht geweckt werde von dem erschütternden Schalle. Dann hörte er, wie sie unten beteten, wie sie zu Tische saßen, und wie sie endlich, als das Morgenroth aufging, den Sarg hoben und unter summenden Gebeten hinaustrugen zur Thür und davon über die Hochmatten dem Kirchhofe des Thales zu.

Durch das verlassene Haus ging ein seltsamer Schauer.

Draußen aber sangen die Vöglein und weckten Annen auf.

„Bist da, Gabriel?" flüsterte sie, mit der Hand über seine Locken gleitend. „Jetzt habe ich Dir einen närrischen Traum gehabt. Aber er ist ganz gescheit gewesen."

„Närrisch und ganz gescheit!" lächelte Gabriel, „ja, den mußt Du mir wohl erzählen."

„Du!" sagte Anna, „zum Auslachen ist er viel zu ernsthaft."

„So will ich recht andächtig sein."

„Dafür ist er wieder zu lustig," lachte sie selber. „Jetzt bedenk' einmal, Gabriel, jetzt sind wir Ehefrauen allmiteinander gestorben gewesen. Und Jede hat einen weiten Sarg gehabt, und zu Jeder hat sich ihr Ehemann — der lebendige Ehemann in den Sarg gelegt. Nur der Hüttler, bei dem wir sind, der kohlschwarze Hüttler hat sich nicht zu seinem Weib legen wollen, das oben in den Wänden verstorben ist."

„Und Du und ich? — Wir waren wohl auch dabei? Nicht?"

„Ja Du, das ist schon gar schreckhaft! Die Leute haben Dich zurückgehalten, aber Du bist mit Gewalt zu mir in den Sarg gesprungen. Mein Gabriel! ruf' ich, bleib außen, ich steh' selber auf, ich leb' ja noch! ....“

Sie verließen die Hütte und zogen in das Sonnenlicht hinaus. Sie athmeten frei und leicht und dankten Gott für ihr junges Leben.

Der Annenhof.

Bald nach dieser Brautreise wurde der traumhafte Rausch der Liebe auf eine mildere Art unterbrochen. Ein Baumeister, von Herrn Mildau gesandt, kam nach Karnstein, in der Absicht, den Platz zu prüfen und aufzunehmen, den Gabriel und Anna für den Bau eines Landhauses sich ausgewählt haben würden.

Gabriel und Anna hatten aber an ein neues Landhaus nach gar nicht eigentlich gedacht. Und dennoch wußte jedes der Beiden insgeheim eine Stelle, auf der ihm eine Hütte gut zu stehen schien. Es wollte nur Keines dem Andern in der Wahl vorgreifen. Als sie sich nun aber verständigen mußten, zeigte es sich, daß Beide den einen Gedanken und dieselbe Wahl getroffen hatten.

Ein Viertelstündchen etwa von Karnstein erhebt sich in sanfter Böschung ein Hügel, den hinan die grünen, fruchtbaren Felder liegen. Die Höhung selbst aber ist steiniger Grund, auf welchem einige Erlengebüsche, Weißbirken und Lärchen standen. Von diesem Hügel gegen Abend und Mitternacht hin liegt das schöne, breite Thal mit dem Flusse, der Eisenbahn und den vielen Ortschaften, die aus Baumgärten ihre schimmernden Kirchthürme emporrecken. Jenseits des Thales

steht der graue, dreieckige Karnstein mit seiner senkrechten Wand und seiner alten zinnenreichen Burg. Weiterhin auf buschigen Anhöhen ragen die Ruinen Lichtenwart und Treisau, und das Bergkirchlein Sanct Georgen. Rückwärts hin zieht sich ein Bergwall in mannigfaltiger Gestaltung. Gegen Sonnenaufgang und Mittag breiten sich über ungezählte Tiefen und Höhen hin die Schatten der Einödwälder und erheben sich die Wuchten der Wildschroffen.

Zwischen dem Hügel und dem Saum der Waldungen hat ein Bergbächlein ein kleines Thal, eine mäßige Schlucht gewühlt, und wenn man bei den Weißbirken stand, so hörte man deutlich das Anprallen und Gischten des Wassers unten in dem Gefelse der mit Büschen bewachsenen Schlucht. Dieser Hügel beherrscht so zu sagen das Thal und die Wälder, ist jedoch anderseits wieder geborgen gegen das Unwetter des Hochgebirges. Kleine Ziegen- oder Schafhirten weideten zuweilen ihre Heerde zwischen dem Gesträuche oder es schlüpfte durch dasselbe ein Besenbinder, der sich die schönsten Zweige von den weißen Stämmen schnitt, oder es fand sich wohl gar einmal ein Karnsteiner Liebesgespann ein und lugte zwischen den grünen Blätterherzen auf das Dorf hinab, das kein Plätzchen bieten wollte für ein heimlich Grüß-Gott zwischen Lippe und Lippe.

Und auf diesem Hügel baute Heidepeter's Gabriel das Haus.

Während des Baues wohnte das junge Paar abwechslungsweise im Jagdhause des Ring und in der Stadt. Die Stadt gefiel ihm aber nicht mehr, sie war ja doch gar zu irdisch für das heilige Eden, das es im Herzen hegte. Gabriel war ja nun nicht mehr angespannt an den Lastwagen der Gesellschaft, an welchem Viele und die Besten oft

nur deshalb so schwer ziehen, weil sie nicht die gleiche Richtung mit dem Troß anstreben wollen und können. Vergebens ringen die Armen einem eigenen Ziele zu, bis sie endlich liegen bleiben, zermalmt von den ehernen Rädern.

Mildau war zufrieden mit dem Titel „Professor", ja er rief jetzt diesen nicht einmal; er schämte sich insgeheim seiner Engherzigkeit, da er sah, seine Tochter gab sich ganz und gar zufrieden mit dem bloßen Menschen. Am allerwenigsten wollte er einen Pegasus im Joche zum Schwieger haben.

— „Hoch könnt er fliegen,
Wär' nicht mehr gebannt,
Hätt' ihm die Lieb' nicht
Die Flügel verbrannt . . .'

sang Gabriel um diese Zeit. —

Als der erste Jahrestag der Hochzeit kam, da zogen Gabriel und Anna ein in das neue, stattliche Heim am Saume der Einödwälder.

Es war ein Haus, keinem der hergebrachten Style ausschließlich huldigend, aber von jedem das Beste tragend, in der bequemen Bauart der Neuzeit.

Von den breiten Quadernstufen des Einganges bis zu dem halbflachen Schieferdache mit den Blitzableitern lag Ebenmaß. Die Wände waren aus behauenen Steinen ehern gefügt, wilde Weinreben und die dunkelgrünen Ranken des Epheu strebten schon empor zu den glatten Glastafeln der Fenster, aus denen die Stimmung der Trautsamkeit blickte. Ein Söller von vier Steinsäulen getragen führte an der Vorderseite gleichsam die Stube in die freie Weite.

Ein scheinbar wildender Park voll junger Bäume deckte gegen Mitternacht hin den Bau, während gegen Abend die Fruchtbeete trieben und gegen Aufgang des Tages die

Blumengärten prangten. Dort stand auch das glitzernde Glashaus und der zierliche, figurenreiche Brunnentempel, in welchem ein dreifacher Quell sprudelte. Der eine Strahl floß aus dem Schlangenrachen des Aeskulap, der zweite aus dem Horn der Fortuna, der dritte sprang aus einer bemoosten Felsenspalte, gemahnend an die Ursprünglichkeit, an die Natürlichkeit, die Labe, die nimmer fehlen darf, wo Gesundheit und Glück den Waller erfreuen.

Hinter dem Wäldchen duckten sich — als bangten sie ein wenig vor dem Auge des Poeten — ein paar Wirthschaftsgebäude, in denen der alte Ferdinand viel beschäftigt aus- und einging. Der Alte hatte zwei Tage lang keinen Bissen genossen, als er gehört, daß man ihn von seinem Annchen trennen wolle; und Anna hatte ein heimliches Thränchen vergossen, als sie hörte, den guten, betagten Mann dürfe man nicht mehr aus seiner gewohnten Bequemlichkeit in die rauhe Landluft ziehen: doch schlichtete sich die Sache leicht und Ferdinand ging mit dem Paare und sollte der Hauswart sein.

Von Karnstein her führte ein mählicher, gut gebauter und mit einem lebendigen Zaune besäumter Weg, mündend in den ebenen Platz vor dem Hause, der mit schneeweißem Sande bedeckt war.

Das Innere des Baues bot alles Gute und Schöne eines Herrenhauses, von dem Marmorbecken des Badezimmers an bis zu den Meisterwerken im Ahnensaal. Die Ahnenbilder des Poeten waren Meisterwerke. Moses und Homer, Walter von der Vogelweide und Geßner, Göthe und Voß, Schiller und Stifter und wie sie heißen mögen Alle, die der Poet von heute Ahnen nennen muß, weil er von ihnen stammt und bewußt oder unbewußt auf ihren Pfaden schreitet.

Gabriel konnte es trotz der Ursprünglichkeit, die man ihm anrühmte, nimmer leugnen, daß die Bücher Mosis in der alten Bibel seines Vaterhauses ihm das Singen und das Sagen lehrten. — Die Gemälde des Saales waren so beschaffen, daß sie nicht allein die großen Dichter, sondern in deren Umgebung auch die Zeit, in der sie gelebt hatten, darstellten; die Bilder hatten demnach zweifach culturhistorische Bedeutung.

Ferner unterschied sich das neue Haus bei Karnstein von anderen Herrenhäusern durch eine reiche und gewählte Büchersammlung, die, abgesehen von allem geistigen Werth in ihren geschmackvollen Einbänden selbst für das Auge wohlgefälliger war, als die prachtvollsten Möbelstücke es sein können.

Die Wohngemächer, das Spiel- und Musikstübchen, das Arbeitszimmer des Poeten sollen näher nicht beschrieben werden; überall war die Anmuth mit der Bequemlichkeit gepaart und zu all' dem Reichthum und zu all' den Meisterwerken aus Menschenhänden leuchtete die ewige Pracht der Alpennatur zu den Fenstern herein.

„Für einen Poeten ist das zu viel!" rief Gabriel aus.

„Für den Poeten ist dieses Haus zu unbedeutend, solltest Du vielmehr sagen," versetzte Mildau, „doch wünsche ich, daß es sich hier annähernd so gut wohnen lassen möge, als es der Dichter als Apostel der Schönheit wohl ersinnen und beanspruchen mag. Das Beste an dem neuen Hause ist, daß es in einer herrlichen Gegend steht. — Gabriel, bleibe der freie Waldvogel! Hier steht nur Dein Bauer mit dem Weibchen — fliege nach Belieben aus und ein."

Da versetzte Gabriel: „Ich habe als Knabe einen Finken gehabt, der sang in seinem schlechten Bauer nur, wenn er hungerte."

Wildau verstand. „Du aber, mein Schwieger," sagte er, „wirst das Singen nicht lassen, denn Du wirst niemals übersättigt und blasirt sein. Und wenn ich Dir und Deinem Weibe alle Wünsche erfüllen könnte, die auf Erden erfüllbar sind, so würdet Ihr immer noch nach Weiterem streben, hungern und — singen. Wir sind ja Alle so, nur daß Mancher seinen Hunger klagt, anstatt ihn zu singen. Und gut ist's, daß wir unersättlich sind, sonst blieben wir und die Welt mit uns stehen auf Einem Fleck."

Gut gesagt, doch — ein schönes Haus, Gesundheit, Jugend und ein liebes Weib — ein Narr, der mehr verlangt!

Gabriel verlangte mehr, aber unbewußt that er's, und siehe, der Erfüllung nahte sein Wunsch, noch ehe derselbe recht laut wurde.

Ein erstes Anzeichen war eine regere Empfindsamkeit Annens. Eines Tages, als Gabriel aus seiner Arbeitsstube trat, sagte Anna, die mit etwas geröthetem Antlitz an ihrem Nähtischchen saß, — anschicksam und emsig lag sie stets den schlichten häuslichen Beschäftigungen ob — „ach," sagte sie, „kommst gerade recht, Gabriel, jetzt mußt Du mir einen tüchtigen Verweis geben. Das ist häßlich von mir gewesen."

„Was denn?" fragte der Gatte.

„Mag's gar nicht sagen," versetzte sie unmuthig, wie er sie noch kaum gesehen hatte, „Du wirst mich noch fortschicken."

Er erschrak.

„Zornig bin ich Dir plötzlich geworden — den ganzen Seidenstoff hätte ich mögen mitten auseinanderreißen. Und das, weil — zank' mich aber brav aus! — zornig, weil sich dieser Bindfaden ein wenig verschlungen hat."

Sie lachte jetzt, und er lachte mit ihr und **sie** sagte, wenn das Laster noch einmal auftauche, so peitsche **sie** sich selber aus der Haut.

Gabriel küßte das Weibchen für eine solche **Beichte**, dachte insgeheim aber beschämt daran, wie oft er der **Leidenschaft** des Zornes schon unterlegen war, ohne sich **deshalb** auch nur ein einzigmal vor das Gericht zu stellen.

Mildau hatte im neuen Hause noch besonders zwei lichte Zimmer einrichten und in einem derselben einen Großvaterstuhl aufstellen lassen.

Und nun hielt Gabriel Stammer das stattliche Heim für werth genug, es den Annenhof zu heißen.

Um diese Zeit sang er das Lied „von den sechs Brettern“:

„Sechs Bretter, die muß ich nun haben,
Doch laß ich mich noch nicht begraben,
Sechs Bretter zur Wiege . . .“

Arm in Arm mit Gott.

Wenn Sonntag war, da standen gern Leute, die aus der Einöde niedergekommen waren, vor dem Hause und staunten die Herrlichkeit an und konnten sich nicht genug verwundern über das Glück, welches Heidepeter's Gabriel gemacht. Und Gabriel war mit ihnen freundlich, setzte ihnen Labungen vor und hatte längst vergessen, wie sehr die Einödleute einst sein und der Seinen Leben verbittert. Wie sie ihm einst das Böse gegönnt, so gönnten sie ihm jetzt das Gute.

Für den alten Heidepeter war in dem neuen Hause eine freundliche Wohnung eingerichtet worden. Der Peter freute sich, bedankte sich unzähligemal bei Mildau und bei

seiner neuen Tochter, blieb darauf auch wirklich einen Tag und eine Nacht in der guten Wohnung — dann aber hinkte er schnaufend wieder zurück gegen das alte hinfällige Haus auf der Heide.

Doch kam der Greis oftmals wieder hervor und klopfte fein den Staub von den Schuhen vor den Stufen des Einganges und klopfte höflich an die Eichenthür und drückte schüchtern an der Stahlklinke und trat ein, zu schauen ein Glück, desgleichen er all' sein Lebtag in den weiten Wäldern nicht gesehen. Da nahm ihn Anna wohl gern zu ihrer rechten Seite und legte ihren zarten Arm in den seinen, der knorrig war wie ein Lärchenast und schritt langsam mit ihm die Gemächer auf und ab und fragte nach seinen Leiden und Freuden.

„Ja, die Freuden," meinte der Alte fast schämig, „wären jetzt wohl da —" und er deutete mit dem Haupte ein wenig gegen das junge, blühende, neue Glückseligkeit erhoffende Weib.

Der Hauswart Ferdinand Küßdenker mit Namen, war verläßlich wie der strengste Verwalter; er war bescheiden wie der niedrigste Diener; er war wachsam wie der treueste Freund; er war tollheiter und kindisch wie der ausgemachteste Narr.

Einmal trat er früh morgens in die Gartenlaube, wo Anna bei einem Buche saß, unter dem Tischchen aber einen alten Gebirgshut barg. Ferdinand trug hoch in der Hand einen silberweißen Stock und rief: „Das ist er! Den hab' ich mir geschnitten heute vor zwei Jahren in den Einödwäldern!"

Da legte Anna den Finger an den Mund; nur noch einen Ruck mit dem Haupte machte der Alte und ging dann still seiner Wege.

An demselben Vormittage schritt Gabriel über die Felder hinaus und betrachtete den Himmel. Es wanderten die Wolken. — Der Wolkenhimmel ist eine der großartigsten und mannigfaltigsten Schönheiten unserer Erde. Man meint, alle Menschen, die offenen Auges wandeln, müßten sich an ihr freuen, anstatt ihren Blick dem Staube zuzukehren. — So dachte Gabriel, als seine Aufmerksamkeit von den lichten Wundererscheinungen des Himmels indeß doch der Erde zugelenkt wurde.

Vom Walde her schritt langsam eine Frauengestalt in einem veilchenfarbigen Kleide, das nicht nach ländlichem Schnitte war. In der Hand hielt sie einen Bergstock, den sie bei jedem Schritte wacker auf die Erde stieß; auf dem Haupte saß ihr ein wetterzerrissener Hut mit Band und Hahnenfeder.

„Wo ist er denn, mein Waldgärtner?" rief sie und hüpfte lustig heran und verrannte sich so sehr in Gabriel's Arme hinein, daß schier kein Loskommen mehr war.

So hatte Anna den lieben Gedächtnißtag des ersten Begegnens gefeiert. Dann zeigte sie dem Gatten auch das freilich schon lang verwelkte und verblaßte Veilchen, welches damals der Poet im Waldschatten zu entfalten gesucht und das hernach an dem Busen des Mädchens aufgeblüht war.

Beim Mittagstische waren sie hierauf noch fröhlich beisammen gesessen. Sie gedachten des Tages, da sie sich fanden.

„Wenn man's aber bedenkt," sagte Anna, „ist es nicht gerade, als hätte ich damals meine drei Tage benützt, um mir einen Mann zu suchen?"

„Besser, dächte ich, könnte eine Jungfrau ihre Zeit ja gar nicht benützen!" scherzte Gabriel.

„Ich bitte Dich, denke so nicht!“ rief Anna, „hätte mir Jemand gesagt, meine Landpartie würde den Ehestand zur Folge haben, ich hätte mich lieber drei Klafter tief in die Erde vergraben, als in die Einödwälder zu gehen. Aber jetzt, Gabriel,“ setzte sie leise bei, „freut es mich doch, daß sich der Prophet nicht gefunden hat.“

Gabriel hob das Kelchgläschen mit dem rothen Burgunder, umfing mit dem anderen Arm sein Weibchen und flüsterte: „Anna, Du weißt es, was leben soll!“

„Warte nur, balde!“ flüsterte sie, klang an und trank, und der Widerschein des Rubinenweines spielte auf ihren Wangen.

An demselben Tage noch war sie viel beschäftigt und eilte durch das Haus von einem Zimmer zum anderen und schlichtete in den Schränken.

Am anderen Morgen wiegte Gabriel in seinen Armen ein neugebornes Kindlein.

Anna schlummerte. Die anwesenden Frauen nahmen den kleinen, unendlichen Schatz nur zu bald wieder aus dem Arm des Vaters. Gabriel lief vor Glückseligkeit hinaus in den Wald, lief wieder zurück in das liebe süße Haus. Er fühlte sich im Mittelpunkte der Welt, er fühlte sich unsterblich, er fühlte sich Arm in Arm mit Gott. Er war Vater. Singen wollte er, konnte nicht, sein Herz war ihm beklommen vor lauter Glück.

Was lieben heißt und glücklich sein.

Rasch dahin flog die Zeit.

Der Kleine gedieh und die junge Mutter ließ das Kind Tag und Nacht nicht aus dem Auge. Sie konnte nicht satt

werden, ihn anzusehen, ihn zu herzen, und zu weinen vor Freude.

Gleich anfangs war ihr gerathen worden, dem Kinde eine Amme zu nehmen. Sie wies den Rath mit einer Entschiedenheit zurück, deren man die sanfte Frau kaum für fähig gehalten hatte. — Eine Amme! ihr Kind an eines fremden Weibes Brust! Ihr Kind genährt durch eines fremden Weibes Leben! Ihr Kind, ihres Gabriel's Kind einsaugend die Eigenschaften eines fremden Wesens! Dem Kinde vorenthalten sein erstes größtes Anrecht, zu ruhen an der Mutterbrust, an dem Mutterherzen; das süße, hilflose Geschöpfchen gleichsam hinausgestoßen in die Fremde, daß es seine ureigenste Heimat nimmer ganz kennen lerne und finde!

Glühenden Zorn empfand Anna über eine solche Zumuthung.

„Und Du kannst Das so ruhig hinnehmen?" sagte sie zu ihrem Manne.

„Deiner Gesundheit willen hätte ich's zugegeben," antwortete er. Insgeheim doch war er glücklich darüber, daß sie die Sitte verwarf, die ihm, wo die Noth sie nicht gebot, als die unbegreiflichste schien von allen Verirrungen, denen die Gesellschaft anheimgefallen.

Anna verschmähte selbst eine Wärterin. Ihr gehörte das Kind, und auch die Mutterliebe kann eifersüchtig sein. Der Wiegenkreis des Kindes war ihre Welt.

„Wird sich Alles geben, wenn Zeit und Weile kommt!" sagte der alte Ferdinand, „das erste Kind trinkt Mutterblut."

Es konnte wohl kein Wunder sein, daß Anna, dieses so zart organisirte Wesen, etwas blässer wurde, als das die frische Landluft sonst leiden mag. Sie sah seit der Mutterschaft noch fast jünger und milder aus, als früher. Und wenn

sie Gabriel zuweilen still beobachtete, wie sie dasaß vor der Wiege, das Kindlein auf dem Arm — madonnenhaft, — da fielen ihm wohl des Dichters Worte ein:

„Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit!
— — — — — — — — — — — — — —
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu schauen."

Niemand aber hörte es, wenn Anna, am Bette des kleinen Engels wachend, eines andern Dichters Worte summte:

„Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.
Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein."

Chamisso's schönes Gedicht, „Frauenliebe und Leben", trug sie stets mit sich herum, verbarg es aber vor dem Gatten. Eines Tages jedoch kam ihm das Heftchen zufällig in die Hand, und da sah er, daß das Gedicht nicht vollständig war. Das Blatt mit den zwei Liedern — vom todten Gatten und den einsamen Tagen — es fehlte.

Um sein Weib in der fast verzehrenden Mutterliebe ein wenig zu zerstreuen, plante Gabriel einen Aufenthalt in der Stadt. Sie zog das Landhaus vor und fragte, warum er sie doch abzulenken suche von der stillen Stätte ihrer Seligkeit . . . .

Mildau und seine Gattin waren zur Freude des Paares oft auf Besuch anwesend. Mit liebreicher Verehrung hing Gabriel an seinen Schwiegereltern, ihnen dankend insgeheim, daß sie in ihrer Tochter ihm ein so echtes Weib erzogen

hatten. Auch zuweilen ein fremder Gast trat in's Haus. Anna machte die lieblichste Wirthin, und dabei hatten ihre blassen Wangen Gelegenheit, aus zweifachem Grunde zu erröthen. Einmal aus Glückseligkeit, wenn die Gäste ihr Kindlein herzten; ein andermal aus Ursache der landläufigen Gemüthlichkeit, die der Herr Pfarrer von Karnstein, und auch der Schulmeister, hatten sie ihre Gläschen öfter als zweimal geleert, so kernig zu handhaben wußten.

Sie ahnten nicht, daß mehr als einmal im Nebengemache die Thräne eines verletzten Frauengemüthes floß. — Es giebt Glockenklänge, die unverstanden wohl eine Jungfrau hören mag, die aber das Gemüth der Gattin verletzen.

In den Stunden, da Gabriel in seiner Stube saß, um zu studiren, zu arbeiten, bewachte Anna die Thür des Gemaches mit ängstlicher Sorgfalt. Sie ahnte es wohl: dem Dichter ist jede Stunde der Kraft und Begeisterung ein Besuch Gottes .... Auf Zehenspitzen schlich sie herum, daß ja kein Geräusch ihn störe, da sein Geist still und selig im Garten der Poesie wandelte. Und kam ein Besuch, so verleugnete sie den Gatten nicht, denn eine Unwahrheit zu sagen, war sie nicht im Stande; doch flüsterte sie bittend: „Er arbeitet!" und führte den Ankömmling in den Garten zu den hellen Rosen, und wahrte so in Treue das Stübchen des Poeten.

Dann wieder stand sie vor seiner Thür, legte die Finger an den Mund und lauschte, ob sie denn nicht den Weihekuß ihrer göttlichen Nebenbuhlerin, der Muse, vernehme. Und dann faltete sie innig die Hände über dem Herzen und flehte um Segen für das Haupt ihres geliebten Sängers.

Und wenn er dann blassen Antlitzes, im Blicke noch die Begeisterung, wieder in ihr Zimmer trat, so schritt sie ihm langsam und still entgegen, legte ihre beiden Arme über seine Schultern und schlug ihr großes Auge in Ehrfurcht und unbegrenzter Liebe stumm empor zu seinem Angesichte . . .

O, dieses Bild, nur Engel können es malen, nur die Seligen können es schauen. — Die Seligen des Himmels! — Anna hatte ihrer längst nicht mehr gedacht. Sie fühlte nicht mehr wie einst als schwärmerisches Mädchen das Bedürfniß, in der Kirche die Botschaft des ewigen Heiles zu vernehmen, und doch war ihr Sinn religiöser als je. Edle Frauen haben ihre besondere Religion. Sie beten nicht für sich, sie beten für Gatten und Kind. Ihr Glaube ist der Gatte, ihre Hoffnung das Kind, in der Liebe opfern sie sich beiden. — Des Gatten Kuß, Ideale und Werke, des Kindes friedsames Schlummern und heiteres Spielen und Lächeln sind ihnen eben so viele Sacramente.

Gabriel war seit seiner Vermälung kaum mehr von Annens Seite gewichen. Die Welt war ihm versunken und vergessen; nur bei der Geliebten war sein Leben. Selbst die Größe und Schönheit der Natur erfreute ihn nur mehr, wenn er sie gemeinsam mit seinem Weibe bewundern konnte.

„Ach schade," klagte er eines Tages, „daß wir heute um zwei Uhr Morgens den Mondregenbogen nicht gesehen haben. Im Dunkel der Nacht über den Einödwäldern ist er gestanden mit seinen drei wunderbar klaren Farben."

„So hast Du ihn doch gesehen, Gabriel," versetzte sie.

„Ach was nützt es, Du warst nicht bei mir."

„Du grämiger Mann, Du! Jetzt auf der Stelle lächle mir Eins!"

Da mußte er freilich lächeln.

„So, mein Gabriel, jetzt habe ich den Mondregenbogen von Dir. Der ist mir der liebste."

Als das Weihnachtsfest kam, hatte das Knäblein schon so große Augen, daß sich die Lichter des Christbaumes allesammt darin spiegelten. Und es reckte die Händchen nach den hellen Funken im Gezweige der Tannenkrone, die heute eingekehrt war in des Dichters Haus — ein Abgesandter des Waldes, um dem Sänger zum seligen Familienfeste den Gruß der Wälder zu verkünden.

Gabriel und Anna standen mit ihrem Kinde vor dem flammenden Bäumchen; sie sagten kein Wort, sie zitterten vor Freude.

„Ist Dir auch so zu Muthe, Gabriel, wie mir?" flüsterte Anna endlich, „mir ist, als wäre mein Herz aus der Brust geflogen und thäte da im Christbaum vor uns brennen."

„O, Du lieber, süßer, kleiner Poet!" sagte Gabriel und schlang seinen Arm um das Weib, „auch ich fühle es, nur hätte ich es nicht so zu sagen gewußt."

Ein doppeltes Kind — ein kleines, zappelndes, jauchzendes und ein erwachsenes, träumendes, sinnendes stand der Poet vor dem Weihnachtsbaum. In diesem Augenblicke wurde er sich des göttlichen Glückes der Vaterschaft ganz bewußt. Von seinem Blute war das Kind, und für dieses von seiner Hand die kleine funkelnde Welt geschaffen . . . .

Die Gottheit baut spielend dem Menschen die goldene Leiter zum Himmel, doch eifersüchtig ist sie, naht der Begünstigte dem Ziele. Allein will sie in den ewigen Himmeln walten. Vergebens mit ihr ringt der Mensch, sie mahnend an Lieb' und Gerechtigkeit. Er stürzt, denn sie ist der Stärkere.

Ueber Gabriel Stammer kam — wie die lieblichen Tage so hinglitten in schattenloser Schöne — zuweilen ein seltsames Gefühl der Schwermuth und Bangigkeit. Er hatte diese Stimmung bisher nicht gekannt, selbst in den Tagen nicht, als er heimatlos und ungeliebt die rauhen Wege wandelte. — Oft ging er in den Wald hinaus, brütete über den Ring des Polykrates und sah es nicht, wie ihn die lebendige Welt anlachte von allen Seiten. Und das leichtlebige Gevögel flatterte in den Bäumen höher um etliche Aeste, kam Gabriel gegangen, — er war nicht mehr ganz der Ihrige.

Wenn er jedoch wieder bei Annen mit dem Kinde saß, und wenn sie ihm mit zwei Fingern die Wange streichelte und ihm recht tief in's Auge blickte und mit ihrer leisen lieblichen Stimme das Wort „Gabriel" sagte, dann freilich zerfloß der unheimliche Schatten in seinem Gemüthe.

Eines frischen, hellen Februarmorgens fuhr er auf schellendem Schlitten in die Gegend hinaus, die Schönheit des Winters zu schauen, die jene des Sommers an ernster Größe, ja selbst an Glanz und Schimmer weit übertrifft. Und da war es zum erstenmale, daß über die junge Frau, die allein am Bette des Kindes saß, eine schwere Bangigkeit kam. Es lag sonst eine gewisse, holde Sorglosigkeit in ihrem Wesen, eine Unverzagtheit in Allem, was sie selbst betraf. Sie konnte in plötzlicher Gefahr allerdings viel heftiger erschrecken als Gabriel, aber sie fand sich und ihren Muth um so eher wieder, und wußte durch ihre Gelassenheit und Besonnenheit den Gatten stets zu beruhigen. Nur wenn diesen irgend etwas zu bedrohen schien, war sie aus Rand und Band. — Was aber sollte ihn heute bedrohen? Der Wintertag war schön, die Wege und Pferde waren gut, der Kutscher

war verläßlich, Gabriel frisch und gesund. Sie sah die Grundlosigkeit ihres Bangens ein, nahm ihre Zuflucht zur Zither und spielte unter leisem Fiebern der Finger das Volkslied:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir . . . .“

Ihr Herz lächelte erst wieder, als der Knabe erwachte und sie mit den Augen des Vaters anblickte.

Noch ehe der Abend kam, fuhr der Schlitten wieder in den Hof ein. Gabriel sprang vom Gefährte und fiel seinem Weibe um den Hals, so stürmisch bewegt, als hätte er es seit Jahren nicht mehr gesehen.

„Gott sei Dank, daß Du wieder daheim!“ rief Anna, „Du warst doch wohl in keiner Gefahr, Gabriel?“

„Die schönste Fahrt von der Welt wäre es gewesen!“ sagte er, „in einem frischkalten Feuer gelodert hat das ganze Thal, meiner Tag' hab' ich so viel Licht nicht gesehen. Alle Bäume haben Pelze an und Mützen auf, die Häher und Ammern haben ihr helles Gethue in den Zweigen. Der Wasserfall in der Lugg hat sich hinter eine silberne Mauer verschanzt und sieht aus wie eine Tropfsteingrotte. Aus den Zweigen der Weiden sind gläserne Sägen herausgewachsen. Die Karn ist aus ihrer Eiswölbung hervorgebrochen. Die Karnsteiner rutschen auf Schlittschuhen herum, in Georgendorf giebt es großes Eisschießen, — 's ist ein vornehmer Wintertag, Anna.“

„Ist mir recht lieb, daß er Dich erfreut hat, Gabriel,“ sagte sie.

„Das hat er eben nicht!“ rief er, „ich weiß nicht, was seit einiger Zeit in mir ist. Eine Drangniß und eine Unruhe und ganz öde war mir der Wintertag. Die lustigsten Wald-

lieber wollte ich singen — ich war heiser. Die tollsten Worte rief ich dem Kutscher zu — ist ein drolliger Kerl, der Michel — setzte mich schließlich selber zu ihm auf den Bock und ließ das Fuhrwerk sausen in die scharfe Luft hinein, von der ich hoffte, daß sie mir diese Gemüthsstimmung wegfegen würde. Allvergebens, mir war angst und weh — da ließ ich umkehren. Und siehe, da die Pferde heimwärtstraben, ist das Ding wie weggeblasen — und jetzt ist er wieder da, Dein kindischer Mann."

Daß auch sie zu Hause von der trüben Stimmung überfallen worden, davon erwähnte sie nichts, doch nun schloß sie den Gatten innig an sich und ihren Arm um seinen Nacken geschlungen, hing sie lange an seiner Brust.

„Anna," sagte Gabriel in ernsthaftem Tone, „ich bin nichts mehr ohne Dich; all mein Lebtag kann ich nicht mehr von Deiner Seite gehen, nicht auf zwei Stunden lang. Du bist mein Herz, mein Alles — ach, wie sind diese Worte abgebraucht, Anna, ich bin ein kläglicher Poet! Ich finde in unserer klingenden Sprache keinen Namen für das, was Du mir bist — Laß' mich hell aufjauchzen!"

Und der Sänger, der seines Volkes Lust und Weh' in Lieder goß, er hatte nichts für seines eigenen Glückes Uebermaß, als den wilden Aufschrei, der auch dem Thiere des Waldes gegeben ist.

.... Ihre Liebe war eine zitternde. Sie liebten sich fast zu sehr, um glücklich zu sein. Aengstlich und still wurde der heilige Hort im Herzen bewahrt und bewacht, kaum durch ein einzig Wort wurde er der Welt, der fremden vertraut. Der Weise hat gesagt, die Liebe sei ein Egoismus zu Zweien; — wohl, dann gab es keinen größeren glühenderen Egoismus mehr auf Erden, als die des Doppelwesens Gabriel und Anna.

Doch wieder anderseits fühlte der Poet, daß er gegenüber dem lieben Weibe ein echter Mensch geworden war. Eine warme Innigkeit des Herzens, die er bisher nicht an sich gekannt, eine ruhige Ebenmäßigkeit des Denkens und Thatens trat mehr und mehr hervor — gesegnet und gekräftigt war sein Wesen durch ihre Liebe, und er konnte rufen: „Ich suchte Dich und habe mich gefunden!"

Mir graut inmitten meiner Lust!

Als in demselben Jahre der Mai kam — ach, wie oft hatte Anna den Mai gerufen! — da stand die junge Hausfrau mit ihrem lieben blühenden Kinde so gern an den Rosenhecken des Gartens. Wie war sie so jung, so zart, so blaß — der leise, kaum sichtbare Purpurhauch auf ihren Wangen war blos Widerschein der Rosen.

Gabriel blickte oft mit starrem Auge auf diese schwebende, fast ätherische Gestalt, in welcher sich das Irdische allmählich aufzulösen schien in Gatten- und Mutterliebe.

„Mein Annchen!" sagte er eines Tages, ihre weichen, kühlen Hände in die seinen fassend, „es ist wunderbar und mir graut inmitten meiner Lust. — Du wirst jünger von Tag zu Tag."

„Du meinst, weil ich so kindisch bin und die Blumen frage?" versetzte sie lächelnd, „nein, Gabriel, ich habe sie nicht gefragt."

„Anna," sagte er und preßte ihre Hände an seine Brust, „Anna — wenn — ich meine es nur — wenn Dir etwa einmal nicht ganz wohl wäre; — es giebt Zustände, die an sich oft unbedeutend und vorübergehend sind; — doch, wenn Du an Dir etwas merktest, das Dich irgendwie

beunruhigte; mein Weib, bei unserem Leben, bei unserem Kinde! theile mir's mit!"

Anna schwieg einen Augenblick, senkte die langen Wimpern und um ihre Lippen schwebte ein Lächeln — ein Lächeln, das dem Gatten durch Mark und Bein ging.

„Wir wollen einen Arzt zu Rathe ziehen," sagte er.

Da löste sie ihre Hände von den seinen los, hob sie gefaltet, so daß die Fingerspitzen an ihren Lippen lagen, und den Freund mit aller Tiefinnigkeit ihres Auges anblickend, sagte sie leise: „Gabriel, ich bitte Dich, quäle Dich nicht. Du siehst, ich bin so frisch und lustig, wie kaum je einmal zuvor. — Einen Arzt nicht; Aerzte machen krank. Siehe, ich verstehe selber auf mich zu achten. Magst es glauben, Gabriel, heute liefe ich nicht mehr in das Seuchenspital — bin viel eigennütziger geworden — mich freut die schöne Welt."

„Gewiß, Anna, Du bist gesunder Natur, doch die vielen Nachtwachen bei dem Kinde" —

„Die kommen mir gar nicht schwer an. Wo ist eine Mutter, die das nicht mit Freuden thäte?"

„Ich dächte aber doch, Anna, ein Rathgeber" —

„Gabriel!" sagte sie mit leiser, aber entschiedener Stimme: „Wenn Du mir einen Arzt in's Haus rufest, so laufe ich in den dichtesten Wald hinaus und kein Mensch wird mich mehr finden. Und wenn ich einmal zu laufen anheb', und der Arzt läuft mir nach, so wird sich's weisen, wer von den Zweien der Gesündere ist."

So ließ sie die Angelegenheit in einen leichten Scherz ausspielen.

Gabriel schüttelte den Kopf. Wohl kannte er ihre Abneigung gegen die Medicin schon lange. Hatte sie doch einmal

gesagt, daß auch bei der Medicin nur der Glaube selig mache, daß sie den Glauben aber verloren habe seit jenem Tage, da an ihres Vaters Tisch ein Arzt saß und in der Wahrheit des Weines Geheimnisse verrieth, die für vertrauensselige Patienten nicht erbaulich waren. Dann fragte sie einmal, um wie viel eigentlich die Stadtleute länger lebten als die Wäldler, die keine andere Apotheke kennen, als die des lieben Herrgotts — die reine Luft und das frische Wasser, die Arbeit und die Nüchternheit, und über Allem das helle Sonnenlicht? — diese Herrgottsapotheke eben läßt den Wäldler des Arztes entbehren, hatte damals Gabriel geantwortet; und jetzt bestand Anna darauf — das Landleben sei ihr zum Heile.

Der besorgte Gatte aber ging insgeheim zu allen Aerzten der Umgebung — es waren deren nicht viele — und heischte Rath. „Mir bangt, sie ist so zart wie ein Wölklein in der Himmelsbläue des Sommers, und so blaß, wie eine Schneeflocke im Mondenscheine."

„Nehmt ihr das Kind vom Arm!" war der einstimmige Bescheid.

Wohl, er nahm ihr's vom Arm, aber sie schmeichelte ihm's wieder ab. In die Hände der Mägde legte sie das liebherzige Wesen nicht ein einzigmal, nur der alte Ferdinand durfte es wiegen. Und der Alte wußte ein possirliches Wiegenliedchen, das er in der Aussprache der Waldleute so gern trillerte:

„'s Hascherl im Heiderl is leidi,
's Aeugerl is ah noh nit hell,
's Busserl is noh nit recht zeiti,
Und im Herzerl, da steckt noh a burkloani Seel.
Nutz Heidl!

Und's Haschèrl im Heiderl wird schneidi,
's Aeugerl bleibt ah nit so trüab;
's Busserl vom Dirndl wird zeiti,
In's Herz kimmt für's Büaberl a Buttn vull Liab,
Nutz Heidl!"

Dabei schlief das Knäblein gern ein, um der so lieblichen Verheißung in süßen Träumen entgegenzuschlummern.

Allzu glücklich sein — es kann nicht taugen.

Es kam der Hochsommer. Das Kind wuchs wie ein Knöspein; es hatte goldfarbige Ringellocken und es hatte die Züge der Mutter und im Herzchen regte sich von Tag zu Tag lebhafter die „buxkloani Seel'".

Anna war wirklich so lustig, wie kaum jemals zuvor; doch schien diese Lust eine innere zu sein, die lächelnden Gesichtes nur zu den Augen heraussah, wenn die junge Mutter ihr heiteres Kind anblickte oder ihren sinnenden Gatten. Dabei war sie aber eifersüchtig, wenn Gabriel den Kleinen herzte.

„Jetzt bist Du mir nicht mehr genug mein," sagte sie einmal scherzend, und er versetzte: „Was, Du klagst, und Du hast jetzt Zwei und ich nur Eine. Das muß ausgeglichen werden."

Sie entgegnete nichts, erröthete ein wenig und war dabei ganz entzückend schön. Aber der Rosenhauch verging und wieder lag es wie Mondenschein auf dem zarten Schnee ihres Antlitzes.

Im August, zum Feste Mariens, kam Frau Mildau von der Stadt, um einige Tage in dem Hause an den Wäldern bei Kind und Kindeskind zuzubringen. Seit Anna

selbst Mutter geworden, war ihr Verhältniß zur Mutter fast noch inniger als sonst. Mit Freudenthränen begrüßte sie die Ankommende; in ihren Worten lag eine unendliche Milde und schier auch eine leise Schwermuth. Jene Art von Schwermuth, die zuweilen den Glücklichsten überschattet wie ein Mahnhauch von Gottes Liebe, der dunkeln, wechselvollen Zukunft niemals ganz zu vertrauen.

Eines Morgens hatte der alte Ferdinand der jungen Hausfrau einen Strauß auf das Fenstertischchen gestellt. Der Strauß bestand aus einer weißen, einer rothen Rose und einer Knospe.

Da das Kind noch schlummerte und der Gatte schon im Garten bei den jungen Obstbäumen thätig war, so stand Anna sinnend eine lange Weile vor dem Strauß. Gabriel überraschte sie in ihrem Sinnen. „Poetin, Philosophin Du!" rief er, sie umarmend.

Anna war völlig erschrocken aufgefahren und glitt sich nun mit den Fingerspitzen über die Schläfe.

„Ja freilich," sagte sie dann schalkhaft, „ich lerne Dir ja das Handwerk ab. Jetzt habe ich just ein Gedicht gemacht."

„Und wird der strebsame Lehrling seine Arbeit weisen?"

„Ja," sagte sie, ihren Zeigefinger über die weiße Rose haltend, „das ist das Eheweib!" Dann die Fingerspitze langsam, fast zitternd gegen die rothe senkend: „Das ist der Ehemann!" Dann leise und schelmisch die Knospe berührend: „Und das ist das Kind!"

„Anna!" sagte er, „das ist ein schönes Gedicht; dafür möchte die rothe Rose der weißen gern ein Preisküßchen geben. Hast Du aber wohl nachgesehen, ob an diesem blühenden Ehepaare hier keine Dornen sind?"

„Ach, der garstige Ferdinand!“ rief die junge Frau, „die Dörnchen hat er alle weggeschnitten.“

„Und das thut Dir leid?“

„Weil der Strauß verdorren wird. Zur Rose gehören die Dornen, sonst ist sie nicht ganz.“ —

Gabriel schritt schweigend durch den Hausflur.

Anna beugte sich über das schlummernde Kind. Sie weinte . . . „Ach, mein Kind,“ hauchte sie, „Du schläfst so süß, und — Deiner Mutter ist so bang. — Allzuglücklich sein — es kann nicht taugen . . .“

Als Frau Mildau nun auf Besuch kam, stand der Strauß noch da. Sie lobte die Rosen und stellte sie vor das Fenster, weil für das Kind der Duft der Paeonia officinalis zu betäubend sei.

Am Abende des Marientages fiel eines Gewitters Hagelkorn auf die rothe Rose, daß die Blätter auseinanderstoben.

„Siehst Du,“ rief Gabriel heiter, „den Ehemann hat's getroffen!“

„Du!“ drohte Anna aufgeschreckt, fast zornig erregt, als wäre ihr plötzlich das größte Unrecht zugefügt worden. Glühend roth war sie im Gesicht; sie zitterte am ganzen Leibe. Sie sank auf den nächsten Stuhl hin und that einen tiefen Athemzug.

So hatte Gabriel sie noch nie gesehen. Er langte nach ihrer Hand: „Hat Dir mein sinnloses Wort wehe gethan, Anna? Verzeihe mir!“

Nach einer Weile sagte sie schluchzend: „Nicht wahr, so was sagst Du nimmer! — Gabriel, Du mußt länger leben, als ich. Sonst wär's mein bitteres Verderben. — Thu' mir den Strauß weg! Den Strauß thu' mir weg! Ich mag

ihn nicht mehr sehen. — Und jetzt, Gabriel, laß' mich in Deine lieben Augen schauen ..."

An demselben Abende — da Großmutter bei dem Kinde war — gingen sie in das Engthal hinauf, in welchem das Wildwasser des Gewitters noch rauschte.

„Eine glückselige Stunde!" sagte er und schmiegte sich an sein Weib, „jetzt sehe ich wieder einmal, wie schön dieses Thal ist und dieser Wald und diese Welt!"

Anna lächelte ein wenig und versetzte: „Trippelt nur erst der kleine Sepp zwischen uns einher, dann schau' die Welt mit sechs Augen an . . ."

Sie brach den Gedanken ab; sie rang aber nach ihrer natürlichen Heiterkeit und konnte sie heute nicht erlangen.

„Ich möchte Dir gern einmal etwas sagen, Gabriel!" sprach sie plötzlich.

Er blickte sie an. „Wir wollen uns dazu auf diesen Stein setzen," entgegnete er.

„Gehen wir noch ein wenig weiter: gehen wir bis zum Baumstrunk dort."

Als sie auf dem Baumstrunk saßen, lauschten sie dem Tosen des Wildwassers und blickten in die braunen Wellen, die allerlei Getrümmer mit sich wälzten.

„Nun, Anna!" sagte Gabriel.

„Hast Du das schwarzgebundene Buch gelesen?" fragte sie etwas unruhig.

„Das Buch vom Tode des Menschen?" fuhr es ihm heraus.

„Sollst es nicht lesen," sagte sie, „es ist kein schönes Buch. Deine Waldlieder — Waldlieder — wie sind sie mir lieber!"

Wie träumend hatte sie die letzten Worte hingehaucht.

„ — Aber —“ flüsterte sie, starren Blickes in die Wellen schauend.

„Nun, mein liebes Annchen?“ versetzte er mit weichem Tone.

„Sollst Dich vorbereiten, Gabriel —“

„Wie meinst Du das?“ —

„Hier rauscht das Wasser so,“ sagte Anna, „laß uns bis zum Wegkreuz gehen.“

Sie gingen bis zum Wegkreuz. Dort blieben sie stehen.

„Gabriel,“ sagte Anna, „jene Kleider, die ich vor zwei Jahren in den Einödwäldern getragen habe —“

„Was, mein Herz?“

„Sie sind in der Lade des Betpultes. Die möchte ich anhaben. Dann —“

Sie stockte und athmete schwer. Gabriel blickte ihr in's Angesicht. Auf diesem Angesichte lag jetzt ein seltsamer Ausdruck — halb Betrübniß, halb Befriedigung.

„Und dann —“ fuhr sie fort und wieder schwieg sie. — „Nein, Gabriel, ich will Dir's ein anderesmal sagen.“

Sie gingen schweigend dahin.

Als sie wieder gegen das Haus hinanschritten und Anna in der wohligen Abendluft aufathmete, sagte der Gatte: „Ich dächte, mein Weibchen, wir sollten nun, so lange die Großmutter bei dem Kleinen bleibt, die Zeit recht benützen. Machen wir Ausflüge?“

Damit war sie wohl einverstanden, denn der Mutter vertraute sie das Kind mit Freuden. Gabriel war darüber innig froh; und die freie, frische Waldluft würde sie gewiß erquicken, stärken und erheitern.

Es wurde gleich für den nächsten schönen Tag eine Partie bestimmt und zwar zum Waldsee, der Stern genannt, um die Erinnerung an so manche liebliche Stunde daselbst wieder aufzufrischen.

Dies ist der Tag von Gott gemacht!

Und am anderen Morgen zur frühen Zeit stand Anna am offenen Fenster und rief hell die Worte aus: „Dies ist der Tag von Gott gemacht!"

Und wahrhaftig, das war ein Morgen voll Frische und Licht und Reine, voll Leben und Lust, ein Tag zum Erwachen aus der Weltheit, zum Aufschwingen in das Reich des Hehren und des Schönen, ein Tag zum Freudigsein — ein Tag von Gott gemacht!

Auf dem Fenstertischchen lag die Zither. Anna begrüßte den Tag durch das wehmüthig süße Lied: „Waldesruh'." Es war ein unsagbar zartes, seelisches Spiel, es war, als habe sich das Herz der jungen Frau in Töne und Klänge aufgelöst, um weinend vor Freude und Lieb' hinauszuzittern in Gottes wunderbare Welt . . .

Das Spiel lockte sogar einen Gast herbei. Ein kleines Vögelchen mit silberschimmerndem Gefieder hüpfte im Laubwerk vor Annens Fenster horchte zuerst ein wenig der „Waldesruh", sang und jauchzte dann und flüsterte in's Gemach: „Ich wüßt' was, ich wüßt' was! Soll ich's nennen?" — Dann flatterte das Thierchen plötzlich in's Zimmer, aber sogleich wieder hinaus und hin über die Wipfel des Baumgartens und hin gegen den Wald.

Gabriel und Anna rüsteten sich und der alte Ferdinand kam wichtigthuend mit seinem Birkenstock heran: „Haus-

Frau, diesen Stab müßt Ihr heute tragen, es ist Segen daran!"

„Meine Mutter!" sagte Anna und nahm Frau Mildau an der Hand, „Grüß' Gott, Grüß' Gott! Du hütest ja mein Kind!"

Dann kniete sie nieder vor der Wiege: „Du schläfst, mein Herz, und Deine Mutter geht davon. — Nein, das ist nicht recht." Sie blickte zum Gatten auf: „Gelt, Gabriel, Du meinst es auch, die Mutter soll beim Kinde bleiben?"

„Na, so macht nur einmal fort, Ihr gefühlsseligen Leut'!" rief Frau Mildau, „hoffentlich wandert Ihr nicht in's Ausland und Unsereins versteht doch auch noch Einiges von der Windelwirthschaft. Gott hüt' Euch und kommt bei Zeiten wieder zurück!"

Gabriel verstand die Bangniß der jungen Mutter wohl; es war ja das erstemal, daß sie auf stundenlang von ihrem Kinde Abschied nahm.

Als sie hierauf schon an der Thürschwelle waren, stürzte Anna noch einmal zurück, um das zarte Wesen zu küssen . . .

Dann gingen sie davon.

Er jauchzte, als sie in den milden, lichtdurchzitterten, sangeslebendigen jungen Tag dahinschritten. Sie gingen über die Felder hinaus. Sie begegneten Schulkindern, kleinere sahen sie am Bächlein spielen.

„Wie viel es doch Kinder giebt im Orte!" sagte Anna; erst jetzt, da sie Mutter war, fiel es ihr auf.

Als Gabriel die Wildnelken und Enzianen betrachtete, die im Morgenhauche wiegten, sagte er: „Siehe, mein Annchen, wie Dich die neigenden Blumen grüßen. Sie freuen sich, Dich endlich wieder unter sich zu sehen."

Da bückte sich Anna zu den Nelken und fragte: „Welche von euch ist die Holdsamste? Dieselbe will ich auswählen für den schönsten Garten auf dieser Erde . . .“

Sie verneigten sich Alle.

„Du bist es,“ schäkerte das junge Weib weiter und legte die Fingerchen an den Stamm eines würzigduftenden, purpurrothen Blümchens, in dessen Kelch noch ein Thautropfen zitterte, „weine nicht, siehe, du mußt dich willig ergeben. Schöneres, mein junges Lieb, könnte dir nimmer werden.“

Und sie steckte das Nelkchen mit vor Innigkeit leise bebenden Fingern an die Brust ihres Mannes zur linken Seite, wo vor zwei Jahren die heilige Myrte geprangt. —

Später, als sie der Weg an den Friedhofshecken vorüberführte, blieb Anna stehen und horchte dem Sang der Lerchen, die über den hohen Gräsern und Rosensträuchen des Gartens Gottes jubelnd hin- und herflogen. — Ganz unbeweglich stand sie da, halb emporgerichtet hatte sie ihr Antlitz, ihr großes Auge stand weit offen. Doch hat sie zur Stunde wahrlich nicht Irdisches geschaut.

Als sie Gabriel endlich leise an der Hand berührte, schauderte sie zusammen. Dann fuhr sie sich mit den Fingerspitzen über die Stirne und hauchte immer noch wie im Traume: „Gott, wie das schön ist! So schön — Gabriel — so schön! — — Aber,“ setzte sie erwachend hinzu, „sollten wir nicht ein wenig zu Deiner Mutter hineingehen?“

Er zog sie sanft des Weges weiter. So rief sie einer hinschmetternden Lerche zu: „Du siehst, mein böser Mann, der läßt mich nicht. Fliege Du, und richte mir den Gruß aus. Morgen komm' an mein Fenster und hol' Dir den Botenlohn.“

Der Vogel trillerte hell und stieg schnurgerade empor in die Bläue der Himmelsglocke.

Nach einer Weile sagte Anna: „Wenn es jäh dazukommt, Gabriel, mach' es, daß wir, ich und Du, beisammen ruhen."

Er stand still, sah sie an.

„Und," fuhr sie fort, „komm bald nach. — Nein, nein, mein Gabriel, sollst nicht daran denken, mußt in den Einödwäldern noch recht lange freudig sein . . . ."

Er verstand sie nicht.

„Na, aber siehst Du," lachte sie plötzlich, „wie man närrisch wird, wenn man lange nicht in die frische Luft kommt. Mach' Dir nichts d'raus." —

Im Hohlweg, der endlich aus sonnigen Auen in den Wald führt, begegnete unserem Arm in Arm wandelnden Paare ein altes Bettelweib, das hinkte und schielte und grinste.

Gabriel wollte der Alten ausweichen, weil sie so häßlich war, allein Anna sagte, weil häßlich, um so hilf- und liebebedürftiger wäre sie. Die junge Frau nestelte eine Münze hervor — nicht die kleinste, die im Lande geprägt war — und reichte das Geschenk mit einem gütigen Worte der Bettlerin.

Diese ergoß sich in unendlichen Dankesbezeugungen, erhaschte Annens Hand und wollte aus derselben wahrsagen.

„Heute nicht," sagte Anna, „liebe Frau, ein andermal."

Doch die Alte ließ die kleine weiße Hand nicht mehr los. Mit hin- und herzuckenden Aeuglein betrachtete sie die zarten Linien und rief: „Ein langes Leben, schöne, goldene Frau, ein langes Leben!"

Immerhin ein freundliches Wort und käme es auch aus welkem, zahnlosem Munde. Gabriel griff auch in die Tasche.

„Ein langes Leben,“ flüsterte Anna, als sie weiter gingen. Dann schmiegte sie sich an seine Brust, wo das rothe Blümlein prangte: „O ja, mein Mann, mit Dir mag ich schon lange leben!“ — Und sie that einen Juchschrei, der wie der Schlag eines hellen Glöckleins durch den Wald klang.

Bald kamen sie zu dem Kirchlein.

„Schon zwei Jahre vorbei,“ sagte Anna, dann trat sie in den kleinen Tempel, kniete nieder auf der untersten Stufe des Altars, senkte das Haupt mit den vollen Locken und betete.

Gabriel stand im Hintergrunde und blickte auf das liebe traute Wesen, das eine solch' nimmergeahnte Seligkeit in sein Leben gebracht hatte. Und wie sie da kniete, in der heiligen Stille des Waldkirchleins und im kindlichen Gebete wohl ihres Mannes, ihres Kindes gedachte und auch für sich den lieben Gott anflehte um Dauer des Glückes ... Eine Thräne der Dankbarkeit rann dem Poeten über die Wange. —

Endlich kamen sie auch zum Ring und an dem Jägerhause vorüber, in welchem sie die ersten Honigwochen genossen hatten. Als sie vor dem Hause saßen und Anna auf die bunten Steinchen des Sandbodens blickte, sagte sie: „Hier könnte unser Sepp schon spielen.“

„Bis wir erst Beide mitbringen können, auch das Annchen,“ versetzte er.

Als sie wieder gehen wollten, kam ein Hochzeiter des Weges. Derselbe war in schmucker Tracht der Gegend, trug einen langen Stock in der Hand und einen großen Strauß mit rothen Bändern auf dem Hut.

„Die Herrenleut' vom neuen G'schloß?“ fragte der Mann und sah dem Paare in's Gesicht. „Schau, grad' hab' ich wollen hinsteigen. Ich hätt' die schöne Bitt', daß mir die

Herrschaft die Ehr' wollt' erweisen und in der Montagsfrüh zu meiner Hochzeit gehen."

„Das ist ja ein alter Bekannter!" rief Gabriel, den Mann betrachtend.

„Wird wohl völlig so sein!" antwortete Jener, „und deswegen bin ich halt so keck. Und mein Lisei läßt auch schön bitten. Ein klein Frühstück hätten wir in der Hütten! zusamm'geben werden wir in der Karnsteiner Kirchen und das Essen ist beim Bräuer. — Und die Frau auch mitnehmen! Gelt, ich krieg' das Geheiß?"

Händeschüttelnd gab ihm Gabriel das Geheiß. Freudig eilte der Hochzeiter davon.

Der Berghütten-Franz war's gewesen, welchem unsere Gatten vor zwei Jahren im Gebirg als Wildschützen begegnet, und in dessen Haus sie eingekehrt waren, als sein erfrornes Weib auf der Bahre lag.

„Und — der freit wieder?!" hauchte Anna. Dann schritt sie still und wie träumend dahin.

Der Sonnenstern leuchtete hoch über den Wipfeln des Ring. Gabriel und Anna gingen immer tiefer in den Wald hinein.

Allerlei Thierchen — krabbelnde, kriechende, flatternde, fliegende kamen ihnen in den Weg. Das Geschlecht der Spinnen hatte ganze Netze gezogen, um die Wandelnden zu umgarnen. Es war ein lustiges Hüpfen und Schlüpfen über Stock und durch das Dickicht. Anna that mit und Gabriel sah mit Entzücken, wie ihre Wangen leise glühten — im Wald, im schönen frischen Wald . . .

Plötzlich aber, mitten im schäkernden Hineilen stand Anna still; es war, als müsse sie tief Athem holen. Sie legte nun den Finger an den Mund, als horche sie. — Dann

schritt sie ein wenig ernsthafter wieder über das Gemoose und setzte die Füßchen und den Birkenstock leiser auf den Boden, als wollte sie immer noch nach etwas horchen.

„So närrisch!" sagte sie kopfschüttelnd, „mir ist's gewesen, als hätte unser Kind gerufen. — Gabriel, wann können wir denn wieder zu Hause sein?"

„Bis der Sepp von seinem Mittagsschläfchen erwacht, können wir wieder zu Hause sein," antwortete Gabriel, „und auch noch früher, wenn wir jetzt umkehren wollen."

„Du gehst so gern zum See, liebes Mannerle," sagte sie, „und auch mich freut der lichte Tag und der grüne Wald. Wer weiß doch, wann ich wieder mit Dir sein kann."

Es war gegen die Mittagsstunde, als sie zum Stern kamen. Bis hierher schien das gestrige Gewitter nicht gereicht zu haben. Die sieben Bäche rieselten klar und die Wasserfälle plätscherten in dünnen Schleiern nieder über das Gewände. Der See war rein und lau und ganz geruhig. Am Rande glitzerte und zitterte der braune Sand durch das Wasser und manche Forelle ging spazieren am Ufer entlang, ein wenig lauernd nach Mücken und Käferchen an den niederhängenden Halmen. Ein paar Libellen, einander verfolgend aus Haß oder aus Liebe, schossen hin über die bezahnten Farnkräuter und wilden Lilien des Ufers. Da und dort auf dem Wasserspiegel trieben winzige Geschöpfe, die man selbst kaum sah, Kreise auseinander — Reiche, die sich stolz dehnten, allmählich verflachten und lösten.

Auf jenem kleinen, vom See, von bemoosten Felsen und wilden Dorn- und Rosenbüschen umfriedeten Rasenplatze, seit den ersten Honigwochen her die Annenruh' geheißen, ließen Gabriel und Anna sich nieder.

Hier ruhten sie ein wenig und blickten — ein ewig träumendes Paar — den zarten Wölklein zu, die oben über den Felsen und Höhen in der Bläue schwammen.

„Merkest Du es nicht auch, Anna, daß die Wolken immer rascher ziehen, je länger man sie anblickt?" sagte Gabriel.

„Und ich ginge Dir was wetten," entgegnete Anna, „daß die Wolken still stehen, wie eine Mauer; aber die Felswand dort neigt sich immer mehr herüber, als wollte sie auf uns fallen."

„Und siehst Du es," sagte er, „wie die Wolken in jedem Augenblicke eine andere Gestalt haben? Und man merkt es doch nicht, daß sie sich ändern."

„Auch ich muß eine Wolke sein," hauchte Anna, — — „mir ist heute ganz anders an diesem See, wie vor zwei Jahren; und ich kann's doch nicht finden, wann und wieso ich mich geändert habe. — Und unsere Tage gehen so schnell dahin und immer schneller — gerade, wie jetzt dort der Felsen rasch und rascher anfliegt — daß mir bange wird."

„Mein Kind," sagte Gabriel, „der Felsen steht fest auf seinem Grund, fest wie die Zeit. Aber die Wolken fliegen, und — wir sind die Wolken."

Unverwandt blickte Anna in den Himmel hinein — „Seltsam, seltsam," hauchte sie plötzlich, „hier wächst meine Seele . . . Gabriel, hier baue ein Haus, hier möchte ich wohnen . . . hier müßte ich ganz gesunden."

„Wohlan!" rief Gabriel und richtete sich auf, „bauen wir hier am See ein Häuschen für die Hochsommertage. — Anna, je tiefer mit Dir in der Wildniß, desto einziger sind wir uns eigen." —

— — Still und heiß in der Mittagssonne. Ewig das Flüstern der fallenden Schleier — und das süße Athmen des schlummernden Sees.

Sie stiegen in das Wasser. Gabriel in frischer Lebenslust jauchzte hervor aus den gischtenden Wellen. Anna that einen Hauch des Behagens. So erquickend war die laue Fluth, die sich schmeichelnd um die Glieder legte und die Gestalten verklärte zu schneeweißem, lebendig gewordenem Marmor.

Erst als Anna zwischen den Rosensträuchen ihre rieselnden Locken getrocknet und den Schnee ihres Kleides wieder an sich gethan hatte, stieg auch der Gatte aus dem See. Sie pflückte eine weiße Rose, aber mitsammt dem Dornenstengel und drei grünen Blättern. Kein Stäubchen und kein Mückenstich war auf der Rose; — — sie ist später genau besehen und mit unzähligen Thränen begossen worden.

Als Gabriel sich wieder in den gehörigen Stand gesetzt und angeschickt hatte, das kleine Mittagsmahl aufzutischen, bat Anna vor dem Essen um ein Viertelstündchen Ruhe. Das Bad hatte sie ein wenig ermüdet. Auf den Sammt eines moosigen Steines legte sie ihr Haupt. Das immerwährende Flüstern der Wässer und ein milde rieselndes Lüftchen luden zum Schlummer ein.

Halb geschlossenen Auges lächelte Anna ihrem Manne entgegen, hob ein wenig den rechten Arm: „Komm, Gabriel, laß' mich in Deine lieben Augen schauen!“

Er neigte sich über ihr Angesicht und trank mit zitternder Seelenlust den wundersamen Blick aus ihrem großen schattigen Auge — das tiefer war, wie der Waldsee und durch dessen unsagbare Klarheit der Grund eines goldenen Herzens dämmerte.

Noch sog sie den Kuß von seinen Lippen, dann sanken die Wimpern.

Auch Gabriel wendete sich, um ein wenig zu ruhen. Das Antlitz nach aufwärts gerichtet, wie es seine Gewohnheit war, sah er den Wolken zu. Zuerst in leichten Flocken kamen sie, bald in dichteren Hüllen und endlich in schweren finsteren Massen gezogen, die alles Blau des Himmels verdeckten und einen Schatten warfen auf den See. — — „Es ist doch so, wie ich mir's hab' geträumt!" hörte er sein Weib sagen. Dann wurde die Finsterniß noch schwerer, er schlief. — Ein Ruf nach Licht scholl in den Felsen. Die Worte: „Auf! . . . auf!" zitterten nach; dann war es, als hörten die Wasserfälle auf zu rinnen.

Als Gabriel aus dem Schlafe erwachte, blickte er erstaunt um sich. Da war wieder der See am Stern mit seinen Wänden und Wasserfällen; am Himmel zogen die Wölklein wie vor und eh', nur die Sonne war hinübergesunken gegen den Waldrand.

Anna hatte ihr Haupt noch liegen auf dem grünbemoosten Stein und schlummerte. Sinnend blickte er hin auf dieses liebliche Bild. In weißem Kleide ruhte sie, die eine Hand — die rechte — gegen den Gatten hin ausgestreckt, die andere leicht die weiße Rose haltend, über die Brust gelegt. Lose wallten die Locken, schier noch dunkler als sonst, um das zarte, blasse, so seltsam jugendliche Angesicht. Kaum weißer war die Rose, als dieses Antlitz, auf dessen rechter Wange etwas, wie eine Thräne glitzerte . . .

„Anna!" lispelte Gabriel. Es fiel ihm plötzlich ein, sie zu wecken. — „Anna!" rief er beklommen. — Wie schlief sie so fest! — „Anna!" Mit wildem Schrei stürzte er hin, faßte sie, stöhnend rüttelte er mit aller Macht an ihrem Leibe. — — — Sie war leblos.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Geliebte im Tode.

Der kleine Sepp war erwacht aus seinem Mittagsschläfchen.

Er saß, ein possirliches Spielzeug handhabend, auf dem Schoße der Großmutter. Beide waren heiter. Der alte Ferdinand aber ging nur so im Hause umher; er hatte sonst stets Dringendes zu thun, heute aber wußte er nicht, was er zuerst anfassen sollte, daher that er gar nichts. Er ging umher und guckte alle Wanduhren an, denn seiner „Taschnerin" mochte er es gar nicht glauben, daß die Stunde schon vorüber, zu welcher die Herrschaft nach Hause kommen wollte. — „Na, nu," brummte er bei sich, „wenn die Zwei einmal in den Wald kommen! — Sechs schlägt's — 's ist ein guter Herr, ein gottsmöglich guter Herr, aber wenn er in die Wildniß geräth, Gott straf' mich hart! da steckt noch das wilde Thier in ihm. — Und sie ist nicht ein klein' Stückel besser. — Mein' sündige Seel' wett' ich, wenn sie zum Stern gegangen sind, heut' muß er sie nach Haus tragen, wie ein klein Kind. — Sieben Minuten schon darüber. Ach, es ist ein lasterhaftes Warten!"

Er fragte bei Frau Mildau an, ob sie für ihn was zu schaffen habe. Auf ihre Verneinung rannte der Alte aus dem Hause und dem Walde zu. Er wußte nicht, was ihn peinigte. Ruhelos eilte er hin; mehrmals hätte er gern ausgehorcht, aber er geizte mit der Zeit. Beim Jägerhause fragte er an; da hatte man seit Vormittag die jungen Herrenleut' nicht mehr gesehen; sie hätten die Richtung gegen den See genommen.

So lief der Alte — lief heute wie ein Knabe, so daß er zu sich selbst sagte: „Suchen muß Einer was Rechtes, dann wird man wieder jung!" — lief gegen den See hin.

Abenddämmerung als er vor der dunklen Tafel stand. Das Rauschen der Wasserfälle, das Plätschern der nach Mücken schnappenden Fische — sonst war nichts zu hören. — „Sind längst über die Berge, angenommen, daß sie dagewesen. — Das Weiße dort zwischen Büschen? — Nein, welcher Christenmensch klettert da hinüber! — und doch — sie sind's! — Na, die muß ich mir heut' ausborgen! Das sind lose Kinder, die man heimholen muß, wenn's finster wird." —

Er kletterte mühsam über das Steingeblöcke, schlich hinter den Büschen durch. — Das Brummen des Bären will er nachmachen, da werden sie auffahren! — Seltsam das, am hohen kühlen Abend noch dasitzen auf dem feuchten Moos. — Sie schläft. — Er sitzt daneben wie eine steinerne Figur. — Das Brummen des Bären läßt der Alte bleiben. Mit seiner heiseren Menschenstimme ruft er sie bei ihren Namen. Sie regen sich nicht. Da faßt den alten Ferdinand plötzlich der Graus. Hastig tritt er vor sie hin. Gabriel wendet kaum das Haupt, blickt starren Auges auf den Greis. Sein Antlitz ist wie Marmor.

Ein Blick Ferdinand's auf die Ruhende — jetzt weiß er Alles. Weiß es und will es nicht glauben; ihren Namen ruft er laut, daß die Felsen gellen. Sie ist kalt und erstarrt. — Des klagenden Jammers voll eilt der alte Mann zurück in das Thal von Karnstein.

Stille Rast hält Gabriel, des Heidepeter's Sohn, bei seinem Weibe. Des wachsenden Mondes Halbkreis zog mählich empor an dem nächtigen Himmelsdom. Leicht kräuseln die Wellen und nimmer faßbar ist Dir, o Aermster am sandigen Ufer, was da geschah . . . .

Die Schatten der Felsen umragten die Annenruh', doch dort, wo sie ruhte und wo er in Seelenohnmacht Wache

hielt bei ihr, dort dämmerte der Mondentag mit seinen heiligen Schauern. —

Als um Mitternacht die Leute mit der Tragbahre kamen und mit Fackeln, saß Gabriel immer noch unbeweglich auf dem Stein. Er blickte den Zug verwundert an. Und als sie ihn emporhoben, taumelte er wie ein Schlaftrunkener. —

Dann sind sie durch den Wald heimwärts gezogen. Voran die schwankende Bahre mit der leichten Bürde, bedeckt von weißen Linnen, begossen jetzt von Mondenschein und jetzt von den rothen Strahlen der rauchenden Lunten. Und unter der Bahre sechs Männer, nie noch seufzend unter so drückender Last, als heute. Und hinter der Bahre, zur Rechten den alten Ferdinand, zur Linken den alten Heidepeter, wankend und stumm vor sich hinstierend Gabriel — klagelos — seelenlahm.

Frau Mildau ist mit einem entsetzlichen Jammerschrei hingestürzt auf ihr blasses, stummes Kind, als man es an der Schwelle des Hauses zu Boden hub.

Der Knabe hat süß geschlafen zur selbigen Stunde.

Im großen Saale des Landhauses, mitten in einem Walde ewig grünender und üppig blühender Gewächse, zwischen denen die Lichter flammten, wie glühende Knospen und goldene Schmetterlinge, ist das irdische Gebilde aufgebahrt worden. — Wer sie liegen sah auf hohem Ruhebette, in jenem weißen Kleide, das sie am glückseligen Tage der Trauung getragen, in einem Kranze von blassen Rosen, die marmorweißen Hände über die Brust gefaltet, mit leicht geschlossenen schattigen Augenlidern, leise lächelnd noch im ewigen Schlummer, auf den Wangen den zarten Rosenhauch — ein Widerspiel der Lichter und Blumen — eines reinen Wesens Gestalt — einer siebzehnjährigen Jungfrau gleich — wer sie so gesehen ....!

Zur linken Seite der Bahre stand, einer Bildsäule gleich, Gabriel und unverwandt ruhte sein starres Auge auf dem Antlitze der Schlummernden. Kein einzig Wort hatten sie ihn noch sprechen gehört seit der Stunde, da er mit Annen hinausging gegen die Wälder. Daher wußten sie nicht, wie sich das Schreckliche begeben. Die Bewohner der Gegend waren herbeigekommen; völlig zu klein wurde das Haus. Viele waren der Ansicht, die Frau sei vom Blitze getödtet und der Mann durch denselben gelähmt worden.

Die Untersuchungen der Aerzte ergaben nichts Bestimmtes; aber der Tod muß einen Namen haben, so gut wie das Leben. Das Wort „Herzlähmung" schrieben sie in seinen Passirschein.

Bald war Herr Mildau aus der Stadt gekommen. Wohl brach auch er zusammen vor der Bahre seines über Alles geliebten Kindes; doch mit des Mannes Willenskraft raffte er sich wieder auf, um die Bestattung anzuordnen mit derselben Umsicht, mit welcher er einst das Hochzeitsfest geleitet hatte.

Das Erste war, daß er mit rücksichtsvoller Gewalt den Gatten von der Bahre hinwegführte. Er geleitete ihn in das Gemach und legte ihm das Kind in den Arm.

Der Knabe schmiegte das Händchen um des Vaters Nacken, lächelte mit den großen Augen und streichelte seine Wange — gerade so, wie es die Gattin gethan, wenn sie ihn in kleinen Dingen zu trösten hatte und beruhigen wollte. — Und jetzt — jetzt brach er aus, der wilde, wüthende Schmerz in einen Thränenstrom. Im ganzen Hause hörte man sein klägliches Weinen und da sagten die Leute: „Er ist gerettet."

In den großen Saal ließ man ihn nicht mehr treten. Auf dem mit wildem Weinlaub umrankten Söller saß er und blickte in die Wälder hinaus, leise murmelnd:

„Wollt' ihr mein Bräutchen sehn?
Trägt ein weiß Kleidchen schön,
Hochzeitsleut' tanzen
Um's festliche Haus ....“

Die Gattin des Waldpoeten wurde im schönen Thale von Karnstein bestattet. — Der Trauerzug war groß und echt bis in's Herz eines Jeden, der daran theilnahm. Der Sarg, hinschwebend durch den sonnenfunkelnden, lebensfreudigen Morgen, war ganz bedeckt mit Kränzen aus Wäldern und Bergen, welche die Bewohner der Umgebung herbeigebracht hatten. Die Liebe, die Dankbarkeit will zu solchen Stunden sichtbar werden, und nimmer erlischt der Cultus des Opfers. Einst hat man den Todten Thiere geschlachtet, heute bricht man ihnen Blumen.

Das tiefe Gräblein auf dem Kirchhof, nicht weit von Gabriel's Muttergrab, war holdsam ausgerankt mit grünendem, blühendem Gezweige — ein wohlduftend Rosenbettlein war's, auf das sie den Schrein hinabsenkten.

Seit einem Tage war der alte Ferdinand vermißt. Nun, als sie daran gingen, das Grab zu decken, kam das Männlein athemlos herbeigehastet, einen Kranz tragend, geflochten aus edlem Weiß, das auf hohen Bergen wächst. „Mein Annchen!“ weinte er, „das Hochgebirg ist Deine Freud' gewesen. Der höchste Berg im Land schickt Dir den Gruß. Mit diesem weißen Kranze, schöne, gute Frau, komm uns entgegen, wenn wir in die Ewigkeit eingehen.“

Das Edelweiß war das Letzte, was diese Welt ihr gab. Und nicht anders zu bezeigen wußte Ferdinand seine Lieb', als daß er ihr zum letzten Gruß sein Leben ausspielte auf hohem Firn.

Gabriel war von Freunden bewacht; er konnte der Bestattung nicht beiwohnen. In den großen Saal wollte er treten, wo rings um die leere Bahre noch die Lichter brannten zwischen den Gewächsen. Der Eingang war ihm verwehrt. Auf dem Söller kauerte er und hörte die Glocken läuten in Karnstein und im Walde, wo das Kirchlein stand. Und als die Glocken schwiegen, murmelte er:

„Jetzt bin ich ganz allein
In diesem Todtenhain,
Sang und Klang, Sonnenschein
Ist mir zur Pein.“

Es giebt nichts Wilderes und Unbändigeres auf Erden, als eine ringende Seele im Schmerze. Es ist ein trotziges Auflehnen gegen das Elementare, ein verzweifeltes Anstürmen gegen die eherne Gewalt, die, ähnlich der magnetischen Kraft, nur um so stärker wird, je heftiger man sich ihr widersetzt.

Als Gabriel dann von der ersten Betäubung erwacht war, starrte er um sich: „Was? Verloren hätt' ich sie? Gestorben wäre sie?“

„Gestorben!“ So mundgerecht ist dieses Wort dem Sterblichen, was es aber bedeutet, das weiß er erst, wenn er selbst gestorben ist und dennoch athmen muß.

Stammer hatte in heiterer Laune gern den Wunsch ausgesprochen: „Etliche Tage möchte ich mich überleben, um mein Leichenbegängniß mit anzusehen und zu hören, wie die Leute den Todten loben.“

Wie alle seine Wünsche bisher, so wurde ihm auch dieser erfüllt. In seinem Weibe sah er sich begraben. Er fühlte, das Beste seines Wesens ging mit ihrem Sarge zur Erde. Der Geist und das Ideal war dahin; einen wandelnden

Leichnam sah man schwanken über die Auen zwischen dem Hause und dem Gottesacker. — Gestorben! Nun hat er das Wort verstanden, aber nicht ertragen. Des Tages unzähligemale sah er sein Weib sterben und starb mit ihr. Der alte Heidepeter sagte zu ihm: „Gabriel, da kannst Du nichts machen. Denke an den Stärkeren. Ergieb Dich in seinen Willen."

„O mein Lebenslauf!" rief Gabriel, „o mein Lebenslauf! Wie arm, wie elend! Wieder Gabriel in der Einöde."

Die Liebende nach dem Tode.

Seelenlos blätterte Gabriel zuweilen in den Schriften großer Männer. Unbefriedigt legte er sie wieder aus der Hand: frohen Geistes läßt sich's so bequem weise sein, so salbungsvoll von Geduld und Ergebung sprechen.

Durch die Wälder irrte er verloren umher.

„Ach," seufzte er einmal, „wäre ich nur noch ein bischen Poet! Es geht der Spruch, daß Einen aus verborgenen Blümlein der Wildniß die lieben Todten grüßen. — Nein, mein Herz wird für derlei nimmer warm und verloren habe ich allen Glauben. Mit emsiger Mühe hab' ich die Weltweisheit gesucht, und nun verfluche ich sie, denn sie hat mir mein Gemüth und meinen Gott geraubt, und die Hoffnung, dereinst meine Verlorene wieder zu finden."

Nicht weit von ihm rauschten die Wasserfälle des Sees am Stern. Dort war die Annenruh', warum nicht auch die Gabrielsruh'? — Ewige Ruhe verleihe den Seelen! Selbst die Kirche kennt kein besseres Gebet.

Gabriel ging verloren dahin und blätterte verloren in einem Büchlein, das er in der Tasche seines Rockes gefunden.

Da sah er zwischen den Blättern einen Brief von ihrer Hand. Heidepeter's Gabriel hat den Brief gelesen.

„Mein lieber Gabriel!

Wenn Du dieses Schreiben findest, werde ich nicht mehr bei Dir sein. Wenn mich aber meine Ahnung täuscht, und diese Zeit, von der ich fürchte, vergeht, ohne mich fortgenommen zu haben, so will ich den Brief vernichten und Du sollst von ihm nichts erfahren. — Ich kann dem Drang, diese Zeilen zu schreiben, nicht widerstehen, denn es ist etwas in mir, das mir sagt, ich würde nicht zu lange bei meinem Gabriel verbleiben. Ich bin allzuglücklich bei Dir und unserem Kinde. Das kann nicht lange währen. Es wäre mir wohl leichter um's Herz, wenn ich darüber mit Dir sprechen könnte, aber ich weiß es, Du würdest dazu das Haupt schütteln, oder Du riefest die Aerzte in's Haus und sie trennten mich von meinem Kinde. Und es würde doch nichts zu ändern sein. Ich weiß wohl, wie es mit mir steht; ich will meine Zeit verlängern, wie es mir möglich ist.

„Schau, Du mußt nicht allzu traurig sein. Ich bin Dir nur ein wenig vorausgegangen, bald sehen wir uns wieder, dann werden wir immer und immer beisammen verbleiben. — So lange Du aber noch auf Erden lebst, so lange genieße das Leben, wie Gott es giebt und sei wieder freudig, ich bitte Dich darum. Du erzählst von einem hartgeprüften Mann, der Alles, was er liebte, verloren, im stillen Wohlthun und in der Vervollkommnung seiner selbst den Frieden wieder gefunden hat. Gabriel, sei wie dieser Mann. Du wirst gewiß wieder glücklich werden, gewiß, gewiß und ich werde bei Dir sein.

Und Dein treues Herz, mein Gabriel, das mich so süß und einzig hat lieb gehabt, das mußt Du nicht tödten. Siehe unser Kindlein, das mußt Du jetzt lieben, für Dich und für mich. Und wenn Dir die Sehnsucht kommt, gedenke, in unserem Kinde bin und bleibe ich bei Dir. — Das mußt Du nimmer vergessen. Wenn ich nur weiß, Du bleibst aufrecht und trägst den harten Schlag wie ein Mann, dann erwarte ich ergeben die Stunde. Schau, mein lieber Mann, wir sinken alle an unseres Herrgotts Herz, ob heute oder morgen. Und wir sind mitsammen glückselig verbunden. Singe nur frisch, mein Waldvöglein Du, ich höre Dich so gern. Und so oft Du einem Blümlein begegnest im Walde, so denk', es ist ein schöner Gruß von Deiner Anna."

— — — — — — — — — — — —

Heiße Thränen sind geweint worden. Es waren nicht mehr Thränen der Verzweiflung. Ein unendliches Gut hatte die Heimgegangene durch diesen Brief dem Gatten gegeben.

Er ging in die Wälder und strebte, armen Menschen Gutes zu thun.

Er ging zu seinem Kinde und suchte in den Knaben die Keime zu pflanzen zu jenem Heile des Herzens, welches ihm selbst so herrlich und ach! so kurz geblüht hatte.

Ende.



